<36605881690017 S

<36605881690017

Bayer. Staatsbibliothek

3188.
Ph. Pr. 877 l
Nicolai

Hunkele
1845.

Ueber

Selbstkunde, Menschenkenntniß

und den

Umgang mit Menschen.

Von

Carl Nicolai.

Erster oder allgemeiner Theil.

Quedlinburg 1816,

bei Gottfried Basse.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Es giebt über den Gegenstand, welcher in vorliegendem Werk behandelt ist, mehrere, sehr schätzenswerthe Werke, allein die Sache selbst, „der Mensch, seine Umgebungen und seine Verhältnisse," ist zu wichtig, als daß sie nicht einer mehrseitigen Beurtheilung und Beleuchtung unterworfen werden dürfte. Man kann in diesem Zweige der practischen Philosophie nicht genug thun, was zu Austauschung der Ideen führt, die das Feld der Menschenkunde bereichern.

Der Zweck dieser Schrift ist mehr practisch, als für die speculative Philosophie berechnet. Erfahrungen sind das Buch der Geschichte, Erfahrungen des Einzelnen sind das Buch seiner Weisheit, und wer in vielseitigen Verhältnissen es sich zur Lieblingsbeschäftigung machte, die Dinge um sich her nicht leidenschaftlich zu behandeln, sondern den kalten, — man mögte sagen, den satyrischen — Beobachter zu machen, der auch nur kann wohl durch seine Bemerkungen, deren Resultat er in Schrift niederlegt, andern nützlich werden. Selbst muß man in vielen Verhältnissen der Praxis gewesen sein, um über Praxis gründlich, mit Wahrheit schreiben zu können. So blickt es in Knigge's sehr geschätztem Werk „über den Umgang mit Menschen" überall durch, daß er in vielem Menschenverkehr gestanden, und daß er, ohne über der Leidenschaftlichkeit den wahren Sinn des Lebens zu vergessen, mit bewunderungswürdiger Nüchternheit auch die kleinsten Reibungen des gesellschaftlichen Lebens beobachtete; so ist das Werk des Hofrath Pockels „über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang,"

sehr anziehend, und dem Leser für seine individuellen Verhältnisse ansprechend, weil außer einer vielfachen Anführung dessen, was andere über diesen Gegenstand dachten, die Raisonnements des Verfassers selbst von einer sehr glücklich aufgefaßten practischen Menschenkenntniß zeugen; — so würden Herder, Garve, Lichtenberg (wenn er nicht überall der drolligen Satyre den Vortritt ließe,) Meisterwerke geliefert haben, wenn sie mehr practische Kunde über die Mehrheit der Arten von Lebensverhältnissen gehabt hätten. Sehr aufrichtig, wahr und bescheiden bearbeiteten sie nur die Fächer practisch, welche sie kannten, und haben Garve's und Herders Schriften in den einzelnen Gegenständen einen Reichthum der Ideen, und eine gründliche Behandlung, welche nichts zu wünschen übrig läßt. — Kant in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht,“ scheint selbst in der Vorrede es entschuldigen zu wollen, daß er die Empirie in ein philosophisches System bringen wollte, und so sehr der speculative Theil den großen Denker verkündigt, so viel läßt doch der practische Theil dem, der das Resultat der Erfah-

rungen nach den Ansichten eines Weltmannes sucht, zu wünschen übrig. — Die in dieses Feld einschlagenden Schriften eines Campe u. s. w. sind zu sehr pädagogisch, als daß sie den ansprechen sollten, der, schon in dem Weltstrudel selbst befangen, die Urtheile und Meinungen scharf beobachtender Empyriker zu wissen wünscht.

Nach diesen Andeutungen ist die gegenwärtige Schrift, welche durchaus keine fremden Meinungen adoptirt hat, und ihren eignen, neuen Gang geht, zu beurtheilen. Die Welt duldet keine Ruhe, der Zeitgeist schreitet immer vorwärts, und aus den neuesten Andeutungen des Zeitgeistes ist diese Schrift entnommen, sie muß daher auch wohl viel Neues, viel Practisches enthalten, welches alle Kathederphilosophie über diesen Gegenstand zu bemerken, nicht Gelegenheit hat. Besonders wird es dem Leser der zweite, practische Theil darthun, daß aus der Neuheit unserer Lage neue Ansichten und Bemerkungen genommen sind, welche früherhin, als die Welt noch weniger nach dem Kosmopolitismus sich

hinneigte, keinen Stoff zu allgemeinen Umgangs=regeln abgeben konnten.

Ein Werk, wie das vorliegende, findet leicht seine Leser, da jeder vernünftige Mensch an Selbstkunde zuzunehmen wünscht, und lieber schriftlich als mündlich über den Umgang mit Menschen sich belehren läßt; ein jeder sucht auch das gern aufzufassen und sich anzueignen, was für die Eigenthümlichkeit seiner Lage gehört. Des Beifalls der Mehrzahl der gebildeten Lese=welt, welche Vervollkommnung wünscht, darf der Verfasser daher gewiß sein, zumal er sich die möglichste Mühe gegeben hat, jede egoisti=sche Ansicht, jede Partheilichkeit, wie man solche in den besten Schriften dieser Art so häu=fig findet, zu verbannen, und da die morali=sche Tendenz, welche der Absicht zum Grunde lag, da die Erhebung des Menschengeschlechts, anstatt daß viele Schriftsteller es mehr herab=setzen wollen, als es herabgesetzt zu werden ver=dient, gewiß überall hervorleuchtet.

Anders aber ist es mit der kritischen Be=

urtheilung, und für diese Herren nur wenige Worte.

Der Verfasser ist weit von der Anmaßung entfernt, öffentliche Beurtheilungen nicht achten, nicht beherzigen zu wollen, zumal wenn sie doctrinell, und nicht, durch das Herausreißen einzelner Sätze und hingeworfene Bemerkungen niederschlagend, den Zweck einer guten Kritik verfehlend sind. Die gute Absicht, welche die Feder führte, wird ihm immer eine große Beruhigung bleiben, jedoch äußert er den bescheidnen Wunsch, daß man auch die Rügen, welche jeder Dritte leichter findet, in das Gewand der Anständigkeit hülle, welches, gewiß mit vollem Grund, so oft in diesem Buch empfohlen wird.

Im ersten Theil könnten strenge Philosophen sehr viel an dem System zu tadeln haben, sofern sie eine Consequenz darin aufsuchen wollten. Dergleichen Gegenstände lassen sich aber wohl nicht in eine rein-logische Ordnung bringen, wenn der Zweck, daß das Buch für je-

den Leser von einiger Bildung eine Ansprache finden mögte, erreicht werden soll. Der Verfasser folgte daher nur einem sehr natürlichen Ideengange, an den die Gegenstände des gemeinen Lebens, welche beleuchtet werden sollten, ungezwungen sich anreiheten. Ein Buch für das Volk ermüdet und wird weggeworfen, wenn der Leser erst mit Mühe sich in das System des Verfassers hineinstudieren soll; die allgemeine Einheit des Zwecks und der Ansicht muß nur beibehalten werden.

Eben so können strenge Philosophen tadeln, daß die Begriffe von Affecten, Leidenschaften, Gemüthszuständen u. s. w. nicht streng philosophisch geschichtet und geordnet sind; allein da der Verfasser, wie gesagt, nicht für die speculative, sondern für die practische Philosophie schrieb, so folgte er dem Sinn der Mehrheit der Leser. Eben so sind oft da gar keine Definitionen angegeben, wo das Wort selbst schon allbekannt, und mit seinem wahren Begriff im intellectuellen Anschaun des Menschen da liegt; an andern Orten, wo eine vorherige Definition

für nothwendig erachtet wurde, sind nicht die strengen Unterschiede der Schulphilosophie gemacht, z. B. bei dem Begriff von „Zorn“ und „Haß,“ die hier vermengt zu sein scheinen. Alle Spitzfindigkeiten aber, welche den Leser kalt lassen oder ermüden, sollten entfernt werden, aus seinem alltäglichen Leben sollte er nur practische Bemerkungen wieder finden und beherzigen lernen.

Die einzelnen Wahrnehmungen, Beobachtungen u. s. w., womit der erste Theil schließt, konnten, als eine Sammlung einzelner Beobachtungen, in keine Ordnung gebracht werden; solche Mittheilungen scheinen nirgends am unrechten Ort zu sein, wo Menschenkunde gesucht wird, und gegeben werden soll.

Der zweite, der practische Theil, wird ohne weiteres sich selbst empfehlen; er ist aus dem wahren Menschenleben gegriffen, und jeder Leser wird Wahrnehmungen darinnen finden, die ihm willkommen sind. Nicht allein, daß Knigge in seiner schätzbaren Schrift oft wichtige, practi-

sche Sätze so kurz hinwirft, daß der gewöhnliche Leser nicht aufmerksam genug darauf wird, so haben auch in der geraumen Zeit von dreißig Jahren die Sitten der Menschen sich geändert, so wie alle öffentlichen Verhältnisse andere Einwirkungen erhielten; die Welt ist unterdeß freier, leicht beweglicher geworden, und vieles von dem, was er sagte, ist dem jetzigen Zeitalter nicht mehr anpassend; eine Revision des Umgangsverhältnisses kann daher dem Publikum nicht unlieb sein.

Der Gegenstand selbst ist so groß, so anziehend wegen der Mannigfaltigkeit der Beobachtungen, daß man Folianten darüber schreiben könnte; allein Weitläufigkeit würde gerade der Sache selbst schaden; man würde dadurch in das Kleinliche fallen, und Bemerkungen hingeben, welche, aus der Localität entnommen, für das allgemeine Publikum unpassend sind. Diese Anführung wird es rechtfertigen, wenn der Verfasser nur kurz, in scharfen Umrissen die Grundlinien hinzeichnete, welche in jeder Menschenverbindung dieselben sind; das Kolorit ist fast in

jeder Stadt, ja, fast in jedem Bezirk einer Stadt anders. Wollte man auf diese Schattirungen sich einlassen, so müßte man ein besonderes Buch für die Residenzen, ein anderes für das Land, und noch eines für die Provinzialstädte schreiben, in welchen leztern besonders es einige harte Schlagschatten giebt.

Wegen Entfernung des Verfassers von dem Druckort haben sich einige Fehler eingeschlichen, welche der Leser selbst finden und verbessern wird. Da keiner darunter, welcher den Sinn ganz entstellte, so werden sie hier nicht besonders aufgeführt. Das Einzige wird nur besonders bemerkt, daß das Wort: „Einleitung" Seite 1. als nicht dastehend, zu betrachten ist.

Uebersicht des ersten (allgemeinen) Theils.

Vorerinnerung . . . Seite 1

Selbstkenntniß, Entwickelung, woher es so schwer fällt, sie zu erhalten 2

Wahl eines Vorbildes . . 10

Aufrichtigkeit gegen sich selbst . . 13

Tagebuch 15

Religion 18

Verwandtenliebe, Verwandtenstolz . 18

Aufrichtigkeit der Ehegatten . . 21

Stimme der Freundschaft . . 23

Lectüre, Theater . . . 23

Das Aeußere des Menschen . . 25

Schönheitsgefühl . . . 25

Verkrüppelte, deren Benehmen. — Wie wir uns gegen sie zu benehmen haben . . 27

Kleidung 30

Das Waschen . . . Seite 33
Bart. 33
Hauptthaar. Rothköpfe. Kahler Scheitel. Greises Haar. 34
Zähne 36
Schminken und Salben . . 37
Aeußere Bedürfnisse . . 38
Schlaf. Zeit des Schlafes. Stundenzahl. Nachtheil des vielen Schlafens. Morgenstunde. Schlafzimmer 38
Essen und Trinken. Freuden des Mahls sind nicht zu verschmähn. Hauptmahlzeit. Mäßigkeit. Enthaltsamkeit. Uebertriebene Aengstlichkeit. Entbehre und genieße. Kenntniß von der Kochkunst. Uebertreibungen. Sybariten . . . 43
Trinken. Allgemeinheit der geistigen Getränke. Deren Entbehrlichkeit. Allmähliges Fortschreiten des ersten Reitzes bis zum Trinker, Säufer. Unheilbarkeit der Leidenschaft. Geübte Trinker. Der Trunk, um sich anzufeuern. Trinker aus Verzweiflung. Der periodische Rausch. Bild des Säufers. Rettungsmittel. Vorbeugungsmittel 50
Bewegung des Körpers. Das zu wenig und zu viel. Reiten. Bewegungen im Hause. Erlernen der Handwerke. Lustreisen. . . . 67
Gewöhnungen, Verwöhnungen, Manieren. . 74
Gang. Körperhaltung. Stehen. Bewegungen des Körpers. 74
Tanz. Nationaltanz. . . . 78
Gesicht und dessen Bewegungen. Ordnen der Gesichtszüge. Das Auge. Mit kleinen Augen ansehen, lorgnettiren, Gesichter schneiden . 80
Sprache. Richtige Aussprache. Prahlen. Leise reden. Flüstern. Stammler. Mundarten. Grammatische Richtigkeit. Reinheit der Sprache. Reinigungssucht.

Fremde Sprachen. Französiren. Sich selbst gern sprechen hören. Richtige Gesellschaftssprache. 85
Schreiben. Handschrift. Deutlichkeit derselben. Schreibart. Rechtschreibung. . . 97
Lachen. Laut lachen. Lächeln. Die Menschen lachen nach allen Vokalen. . . . 101
Gruß 104
Ordnungsliebe. Sie muß allgemein und ununterbrochen sein. Ordnung führt zu Gewinn durch Ersparniß . . . 106
Pünctlichkeit in der Zeit — im Wort . 112
Verschieben . . . 116
Verschwiegen, plauderhaft, schwatzhaft . 118
Krickliches Wesen . . . 125
Laune. Antheil des Magens daran; der Krankheit; der Kränklichkeit. Launisch; wetterwendisch. Ueble Laune. Einfluß der äußern Lage darauf. Gute Laune. Scherz. Spaß. Witz. Satyre. Deren Nachtheil. Drollige Menschen. Spott. Religionsspötter. Leichter Sinn. Leichtsinn . . . 126
Furcht. Furcht vor Menschen. Menschenhaß. Menschenfeindlichkeit. Menschenscheu. Weiberscheu. Der Weiberfeind. Furcht vor Gefahren. Furcht in der Gefahr. Das Aufsuchen der Gefahr. Gewitterfurcht. Gespensterfurcht. Einfluß der Nacht. Einfluß des Alleinseins. Furcht vor Thieren. Furcht vor sich selbst. Vor körperlichem Schmerz. Analyse desselben. Furcht vor Todten und vor dem Tode. Vorbeugungsmittel. Pinselstriche über den Selbstmord. . . 150
Langeweile. Beschäftigung mit sich selbst. Beschäftigung für sich selbst. Nahrungsmittel der Langeweile. Ue=

verſättigung. Leere. Das dolce far' niente! Spiel. Musik. . . . 176
Lügen, Nothlüge. . . . 191
Befördernde oder ſtörende, mehr dauernde Gemüthszuſtände, Bewegungen und Erſchütterungen 195
Geitz. Habſucht. Verſchwendung. Sparſamkeit. Theilnahme. Selbſtſucht. Mißgunſt. Neid. Stolz. Herrſchſucht. Hochmuth. Eitelkeit. Der umgängliche Mann 196
Ruf. Guter Name. Ehre. Ehrſucht und Ehrgeitz. Schande. Duell . . 223
Heftigkeit. Aufbrauſen. Zorn. Mäßigung. 239
Sanftmuth. Geduld. Duldend. Phlegma 249
Empfindlichkeit. Empfindſamkeit. . 256
Eigendünkel. Eigenliebe . . 258
Feigheit. Muth. Tapferkeit. Tollkühnheit Poltron. 259
Hypochondrie. Trübſinn. Schwermuth. Melancholie 264
Ganze Menſchen. Halbe Menſchen . 271
Einzelne Wahrnehmungen, Beobachtungen, Klugheitsregeln, Tröſtungen. . . 275

Einleitung.

Der Zweck unsers Wirkens und Strebens in der wirklichen Welt ist Ruhe; eine Ruhe, die vor dem Hader, den Befeindungen der Menschen schützt, die unsern Umgebungen gefällig ist, und uns selbst die Gemächlichkeit des Wohlseins gewährt. Zu diesem Ziel zu gelangen, schlagen tausend Menschen tausend verschiedene Wege ein, und fast alle verirren sich, oder kehren ermüdet, entsagend, verzweifelnd auf der Mitte um.

Es hält also schwer, dieses Ziel zu erreichen, und nicht das Ohngefähr, die Laune des Zufalls führt uns hin; wir müssen selbstthätig, umsichtig sein, das Ziel fest vor Augen behalten, und durch die Neckerein des Schicksals, durch die Verführungen, welche am

Wege lauern, durch die Graben und Bäche, welche den Weg zu durchschneiden scheinen, uns nicht irre leiten lassen. Wir ermüden oder verunglücken auf dem Wege, wenn wir nicht wissen, wohin wir eigentlich wollen, wenn wir unsere zu den Anstrengungen nöthigen Kräfte nicht kennen, oder zur Unzeit einen falschen Gebrauch davon machen. Es ist daher

Selbstkenntniß

das erste Erforderniß eines klugen, bedächtigen Pilgers auf der Lebensbahn. Ohne sie bleibt der Mensch ein Spiel der muthwilligen Willkühr, und man findet keinen Plan, keine Einheit in seinem Lebenszweck; Einheit ist aber das, worauf alles in der physischen und moralischen Welt, in allen Verhältnissen wieder zurückkehrt, und an die Einheit schließt sich unwillkührlich die Einfachheit, das Einfache. Der Reisende sieht bei dem bunten, ihn umgaukelnden Gewirre den Wald vor allen Bäumen nicht, und wird den einfachen Stieg ohne Selbstkenntniß, ohne nüchterne Aufmerksamkeit auf sich selbst auch nicht finden. Das γνοτι σεαυτον der griechischen, das nosce te ipsum der römischen Weltweisen steht immer noch bewährt an der Spitze der Erfordernisse. In einem Werk, welches den Menschen als väterlicher Freund begleiten soll, aus welchem er die Wahrheiten schöpfen soll, welche ihn selbst beruhigen, klüger und weiser machen, und die vielen klei-

nen Vortheile ihm zeigen, die er kennen und auffassen soll, um in dem geselligen Umgang für sich und andere zu gewinnen, in einem solchen Werk mit Axiomen, mit nackter Aufstellung der Weisheits- und Klugheitsregeln anzufangen, ohne das — warum sie das sind — zu geben, verfehlt den Zweck, und dringt das Buch nur als Glaubenslehre auf. Der Leser muß vielmehr, so viel es sich thun läßt, seinen eignen Lebensgang, sich selbst darin wieder finden, es muß ihm eine Rückerinnerung der Vergangenheit, ein Spiegel seiner Zukunft sein, und dann führt es ihn zweckmäßig zu seinem gegenwärtigen Selbst zurück.

Die Mißgriffe, sich wohl zu betten, sind unzählbar, und es giebt wenige Menschen, welche von sich sagen können, ich mußte so und nicht anders handeln, so und nicht anders mich benehmen, um meinen Zweck, ungestörte, auch andern wohlgefällige Lebensruhe dauernd zu erreichen. Da nun diese Mißgriffe immer von uns selbst ausgehen, indem wir, bei Licht besehn, aus entschuldigendem Eigendünkel häufig dem Zufall, den Umständen, einem widrigen Geschick das aufbürden wollen, was wir selbst verschuldeten, so ist nichts für uns nöthiger als Selbstkenntniß, Aufmerksamkeit auf unsere Handlungen und Benehmen, um aus deren Folgen, Wirkungen und Eindrücken auf andere, uns Resultate für die kommenden Tage zu ziehn. Denn es ist schlimm, daß der Mensch eher den Splitter in

des andern Auge, als den Balken in seinem eignen sieht, und es ist schlimm, daß es so wenige aufrichtige Freunde, Bekannte und Verwandte giebt, die uns grade hin sagen: da und darin fehltest du, da und darin mußtest du so dich benehmen. Doch aber bemerkt der Dritte immer schneller und sicherer, als wir selbst. Zu spät schöpfen wir aus der Vergangenheit Resultate für unsere Zukunft, indem diese Vergangenheit schon feindliche Folgen in unsere Zukunft legte und diese verspätete, eigne Erfahrung macht wohl klüger, weiser, aber nicht immer glücklicher. Das Lernen aus Erfahrung stellte schon unser Gerücht, unsern Ruf, unsern Namen, wovon im bürgerlichen Leben, zu dem wir geboren sind, zu welchem wir immer wieder hingezogen werden, so viel abhängt, fest, und einen einmal aus Unkunde verlornen Ruf wieder zu gewinnen, hält unendlich schwer. Es ist eine zwiefache Arbeit, denn wir müssen erst den schlechten Ruf, in welchem der größte Theil der selbst schwachen, alles befeindenden Menschen uns lieber sieht, niederreißen und ein neues Gebäude aufführen, wozu niemand gern Steine reicht, weil er fürchtet, daß es größer und schöner werden mögte, als sein Schwalbennest, aus dem er heraus zwitschert.

Sein eignes „Ich" in uns selbst, und dessen Wirken in den Verhältnissen außer uns in reiner Anschauung kennen zu lernen, ist keine leichte Mühe.

Schon bei dem Kinde hält es schwer, ihm das Abstractum seines „Ich" begreiflich zu machen. Es hat bereits viele Anschauungen und Begriffe, es fällt schon Urtheile, und sagt immer noch nicht, ich will das haben, ich habe das gethan; sondern, Carl will das haben, Carl hat das gethan. Eben so geht es dem erwachsenen Menschen mit seinem „Ich!" Es ist das, was er gewöhnlich zuletzt kennen lernt, und doch sollte es ihm das Nothwendigste sein, diesen Urquell des Egoismus, diese Spindel, um welche sein ganzes Leben sich drehet, kennen zu lernen.

Daher sehn wir denn auch, daß die größten Gelehrten, welche die Wiederkehr eines Kometen für Jahrhunderte auf die Minute berechnen, in dem gesellschaftlichen Umgange anstoßen, und sich lächerlich machen; daß der anerkannt kluge Kopf da vergebens ringt und strebt, sich ein Wohlsein zu verschaffen, wo der Flachkopf gemächlich durch das Leben schreitet; daß der sparsame Hauswirth zu nichts gelangen kann, wenn der, welcher das Geld wegzuwerfen scheint, reich wird; daß der angestrengteste Fleiß unbelohnt bleibt, wo bei mäßiger Arbeit andere sich Gewinn verschaffen; daß der größte Denker in Amt und Würden dem oberflächlichen, aber practischen Kopfe den Vorrang lassen muß; daß die größte Mäßigkeit im Genuß Kränklichkeit nicht entführen mag, wenn der anscheinende Schwelger wohl lebt, daß der schärfste Witzling in Gesellschaft von ei-

nem flachen Schwätzer zum Schweigen gebracht wird; daß der weise Mann in die Gesellschaft und Gewalt schlechter Menschen geräth, und ihr sich nicht entwinden kann und will; daß der wahrhaft biedere, ehrliche, rechtliche Mann verkannt, gemißdeutet, seines Rufes, seines guten Namens beraubt wird; daß Weltweise die Sclaven unwürdiger Leidenschaften werden, und der Freidenker vor einem Gewitter zittert; daß der Held im Felde vor einer Maus, vor einer Spinne flieht; daß der Schriftsteller, wenn wir ihn persönlich kennen lernen, lange nicht der vollendete Mensch ist, wie wir ihn uns träumten. Seneca, der über Verachtung der Reichthümer schrieb, war einer der reichsten Männer in Rom; Cicero, der Verachtung des Todes lehrte, war ein furchtsamer Mensch; ein Deutscher, der in seinen herrlichen Schriften den Gelehrtenstolz unerträglich findet, äußerte in Gesellschaften einen pedantischen Gelehrtenstolz, und ein anderer, nicht minder achtungswerther deutscher Schriftsteller, der gegen den Adelstolz eifert, war von seiner Particul „von" oft bis zur Lächerlichkeit eingenommen.

Größtentheils fließt dieser Widerspruch aus dem Mangel an Selbstkenntniß her, und um so mehr müssen wir diesen Mangel bedauern, da wir ihn mehrentheils bei Menschen finden, die wohl werth wären, eine bessere Rolle in der bürgerlichen Gesellschaft und überhaupt in der Welt zu spielen. Dem geltenden

Kopf wird es aber auch allerdings schwerer, diese, zu äußerer Ruhe führende Selbstkenntniß zu erlangen, als dem Alltagsmenschen. Dieser nämlich wird schneller darauf hingeführt, eine Lebensklugheit aus dem Umgang mit andern Menschen für den fernern Umgang sich zu sammeln, denn das Gefühl seiner eignen Schwäche, seines Mangels an innerer Kraft zeigt ihm seine Abhängigkeit von andern Menschen und die Nothwendigkeit, sich in sie, und nach ihnen zu fügen. Daher wird er auch aufmerksamer auf sich selbst, der Trägheitssinn thut auch das seinige, er findet es bequemer, auf der gebahnten Straße mit dem Haufen fortzuziehen in feiner Zucht, Ordnung und Gemächlichkeit, und von ihm gilt die Gellertsche Fabel: er ward geboren, lebte, nahm ein Weib und starb.

Der Mensch aber, dem die Natur mehr Stärke des Geistes, mehrere Gaben verlieh, der weiter blickt, und in höhern Räumen berechnet, will aus sich selbst seine Welt hervorspinnen, seine eigne Bahn sich aufsuchen. Er beachtet die Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens nicht so, als sie beachtet werden müssen, denn er erwägt nicht, daß alles Ganze, alles Große aus Kleinigkeiten zusammengesetzt ist, und so sehn wir ihn überall anstoßen, woraus ein Mißverhältniß zwischen ihm und der wirklichen Welt entsteht.

Daher sagt man oft von einem solchen Menschen,

er führe ein geniales Leben. Man darf aber unter dieser Bezeichnung nicht ein, wie es den Anschein hat, ihn selbst beglückendes Leben suchen wollen, denn ihm mangelt das, was manche Freude giebt, Ansprache, gesellschaftlicher Genuß, gesellschaftliche Mittheilung. Der große, der geniale Kopf unterliegt gewöhnlich im wirklichen Leben, da die Flachheit, die Beschränktheit die Mehrzahl ist, so wie denn überhaupt die Welt ein Gut erst anerkennt, wenn sie es nicht mehr besitzt.

Niemand mag trotzend auftreten und sagen wollen: ich bin unabhängig, ich kann ganz leben, wie meine Laune es mir eingiebt, ich bedarf der Menschen nicht, und sie müssen sich nach mir, nicht aber ich mich nach ihnen richten! Ein solcher Trotz rächt sich bald an uns selbst. Der Mensch ist dem Menschen unentbehrlich, und das non bene vixit, qui non latuit des Cartesius ist nicht wörtlich anzuwenden. Um beständig eingezogen zu leben, muß man etwas mehr als andere, oder etwas weniger als die Thiere sein. Mag unsere äußere Lage noch so unabhängig sein, so kommen doch Zeiten, wo wir nach gesellschaftlichen Umgang uns sehnen, wo wir gern in den Ton unserer Umgebungen uns einstimmen, oder nach unserer Meinung herabstimmen mögten, und geht dieses nicht, stoßen wir an, oder werden wohl gar zurückgewiesen, so rächt sich die Vermessenheit des Eigendünkels, selbst seine Welt sich bilden zu wollen.

Der größte Theil der Menschen ist aber in einer nothwendigen Abhängigkeit von den Menschen, und die äußere Lage erfordert, sich ihnen anzueignen. Gefallen wir ihnen nun, wollen sie uns wohl, so werden in unserm Lebensplan wenigere Hindernisse uns aufstoßen, mit leichterer Mühe können wir das von ihnen gewinnen, was wir wünschen. Auch muß es uns wohl thun, in guter Meinung bei ihnen zu stehn, und wer darüber sich hinwegsetzen kann, ist entweder ein höchst gefährlicher Mensch, oder ein sehr unglücklicher Mensch, oft aber auch beides zugleich.

Da es nun, wenn wir als Männer in die Welt hinaustreten, schwer hält, die Lebensregeln, die zu unserm Frieden dienen, gleich mit bringen, aus uns selbst entwickelt sie in Anwendung bringen zu wollen; da eine kostbare Erfahrung sie uns erst giebt, und oft viel zu spät; da aus mißverstandener Schonung die Wahrheit über uns selbst so selten uns gesagt wird, Eigendünkel und Eigenliebe, Selbstsucht und ein gefährlicher Stolz auch das ihrige thun, unsere Schwächen, die wir ablegen sollten, zu bemänteln, bei dem Mißglücken unseres Beginnens die Schuld von uns selbst abzuwälzen; so ist es gut, in den Büchern, in welchen die Lebenserfahrungen niedergelegt wurden, das für uns aufzusuchen, was der Freund uns nicht sagen mag, wir selbst uns nicht gestehen wollten.

Wenn es nun dem Reisenden zu dem großen Jahrmarkt Ernst ist, sich selbst kennen lernen zu wollen, — und es muß sein Ernst seyn, — so wird er zunächst wohl thun, sich ein Vorbild zu wählen. Diese Wahl muß aber auf einen Gegenstand gerichtet seyn, welcher sich den Verhältnissen, unter denen wir in die Welt treten, ohngefähr aneignet. Es würde daher thörigt seyn, wenn der angehende Kaufmann den Alexander von Macedonien, der Erzieher der Jugend einen Diogenes, der Rechtsgelehrte einen Kolumbus, der junge Krieger einen Leibnitz oder Kant zum Vorbilde wählen wollte. Sie muß ferner lange geprüft und reiflich erwogen sein, ehe wir danach zu handeln streben, ehe wir das Vorbild uns eigenthümlich zu machen suchen. Denn jeder Wechsel darin macht uns selbst unbestimmt, vielseitig, schwankend. Nichts wird von andern an uns leichter in der Außenwelt bemerkt, als dieses Vielseitige, Schwankende, indem sie nach dem, wie wir zuerst uns darstellten, unsere Eigenthümlichkeit sich entwerfen, und nach diesem entworfenen Bilde uns behandeln, handhaben; finden sie uns nun auf Widersprüchen damit, so heißt es: er ist ein unbestimmter, launiger, characterloser Mensch, und dieser gewinnt kein Vertraun, kann in einer, den Menschen berechnenden Welt kein Vertrauen gewinnen. Auch müssen wir, was sich von selbst versteht, einen edlen Gegenstand zur Nachahmung aufgesucht haben. Fiel unsere Wahl auf einen Mann, den die Geschichte

nennt, so vermeiden wir einen Fehler, in welchen man leicht fallen kann, wenn das Muster aus der wirklichen Welt entnommen ist. Die Geschichte nemlich zeigt uns nur die glänzenden Seiten, das nach außen wirkende Große des Mannes; der wirkliche Mensch aber hat seine kleinen Eigenthümlichkeiten, welche bei ihm um seiner Größe willen übersehn werden, oder ihn wohl gar kleiden können; glauben wir in deren Nachahmung unserm Vorbilde näher zu treten, so werden wir affectirt, geziert, verlieren unsere Eigenthümlichkeit, und Nachahmungssucht wird, gewiß nicht mit Unrecht, bei einem großen Theil der Deutschen gerügt.

Besser ist es freilich, ein solches Muster unter den Männern unserer Zeit, und wo möglich unter denen, mit welchen wir in näherer Beziehung stehen, aufzusuchen, und fast ein jeder kennt wohl in seinem Verhältniß einen bewährten, geehrten Mann, an dessen Stelle er wohl stehn mögte. Er ahme ihm nach, er lasse den Muth nicht sinken, ihn erreichen zu können, denn mit ernstem Willen und ausdauernder Beharrlichkeit vermag der Mensch viel, und auch jene Vorbilder waren Kinder, Knaben, Jünglinge wie wir!

Ist nun die Wahl fest, unwandelbar entschieden, ist sie bewährt, ist das Vorbild dazu nach und nach durch unsere Einbildungskraft zu einem Ideal erhoben,

so gelangen wir dadurch zu einer Einheit in unserer Handlungsweise, zu der Selbstständigkeit und Festigkeit, welche, wenn sie nicht in Unbiegsamkeit und Starrsinn ausartet, dem Manne das größte Theil seiner Würde verleiht. Das Ausdauern bei der nach unserm Vorbilde uns vorgeschriebenen Handelsweise ist durchaus erforderlich. Mag das uns auch oft in augenblickliche Verlegenheit, Unannehmlichkeit setzen, mögen wir bei diesem oder jenem dadurch anstoßen, oder mag es von uns heißen, wir suchen das Auffallende, das Sonderbare; das alles verliert sich, wenn man uns fortgesetzt so handeln sieht, man achtet es, daß wir einen unwandelbaren Lebensplan haben, wir gewinnen Energie, und wir erreichen, vielleicht späterhin erst, doch wir erreichen das Ziel, wenn wir mit den kleinen Anstößen und Aufenthalten spielen. Dieses Vorbild sei unser beständiger Begleiter, unser Palladium, es sei der Mentor des Telemach. Sind wir zweifelhaft über unser Thun und Benehmen, so fragen wir uns: was würde in gleicher Lage dieser, dein väterlicher Freund, gethan haben, wie würde er sich benommen haben? Da wir nun einen erhöheten, veredelten Gegenstand vor uns haben, so werden wir, wenn wir ihn von unserm „Ich" isoliren, auch finden, daß er anders gehandelt, anders sich benommen haben würde, und dies zeigt uns, wie weit wir noch von ihm entfernt sind, und lehrt uns Mißgriffe, Schwächen, Fehler kennen.

Nicht minder wichtig ist die Aufrichtigkeit gegen sich selbst. Bei dieser sind Eigenliebe, Eigendünkel, und entgegengesetzt wieder Kleinmuth und Mißtraun gegen sich selbst zu bekämpfen. Von diesen Ausartungen des Guten wird späterhin die Rede sein.

In dem Augenblick des Handelns, in dem Geräusch der Gegenwart, verlieren wir oft die unmittelbare Achtsamkeit auf uns selbst aus den Augen, und am Abend machen die Ermüdungen des Tages, die Zerstreuungen aller Art, vielleicht auch noch eine Leidenschaftlichkeit es weniger möglich, und uns weniger dazu geneigt, Wahrheit über uns selbst uns geben zu wollen. Am folgenden Morgen aber, und das muß ununterbrochen geschehen, können und müssen wir einige Zeit der Rückerinnerung an den vergangenen Tag widmen.

Ganz muß er wieder entfaltet vor uns da liegen; wir müssen wieder zurückgehn in die Kleinigkeiten unsers Thuns und Benehmens, in gleicher Art müssen wir das Benehmen derer, mit welchen wir zu thun hatten, uns vergegenwärtigen, ihre Behauptungen, ihre Meinungen uns wiederholen, und prüfen, ob sie danach handelten, und nach unserer Ansicht auch recht handelten. Jetzt urtheilen wir nüchterner, ruhiger, sicherer und freier über uns, wir stellen uns in ein

richtigeres Verhältniß mit der Gesellschaft, und finden uns bei den Mißgriffen, welche wir gestern thaten. Diese Gewöhnung erleichtert es, aus den Erfahrungen Lebensklugheit zu sammeln, und zugleich lernen wir dadurch, mehrere Aufmerksamkeit auf die Wahrheit des Benehmens anderer zu richten. Stellten wir diese Prüfung am Abend an, so verwischt die dazwischen liegende Nacht schon manches wieder von den Vorsätzen für den folgenden Tag, von den kleinen Bemerkungen, die wir über uns selbst und über andere machten; so aber gehen wir mit eben genommener Ueberlegung sicherer in das Gewirr des neuen Tages hinein.

Fangen wir nun mit diesem Vorsatz mehrerer Aufmerksamkeit auf uns selbst den Tag an, statt ihn damit zu beschließen, so wird sie allmählig eine wohlthätige, leichte, andern und uns selbst unbemerkbare Gewöhnung. Denn, wird sie von andern bemerkt, so schreckt sie den Nebenmenschen von dem Umgang mit uns ab, und macht ihn mißtrauisch gegen uns, und wenn wir mit voller Gegenwart sie beständig für uns erzwingen wollen, so erlahmen wir entweder bald bei dem ermüdenden Werk, wo wir die leichten, schnell vorüberfliegenden Scherze der Freude nicht genießen können, oder wir erscheinen als kalt, steif, pedantisch, mißtrauisch.

Um die Aufmerksamkeit auf uns selbst, und die

daraus herfließende Aufrichtigkeit gegen uns selbst zu einer unbemerkten Gewöhnung zu machen, ist es daher auch nothwendig, das Tagebuch über uns selbst nicht am Abend, sondern am folgenden Morgen zu führen.

Wer die Führung eines **Tagebuchs** überhaupt, das des Feldherrn, des Seefahrers und des reisenden Handlungsgehülfen etwa ausgenommen, für kleinlich, für schülerhaft hält, spricht sich selbst das Verdammungsurtheil, daß er in die Welt hinein lebt, wie der Zufall sie ihm bringt; daß er so eigentlich nicht mit sich einig ist, ohne auch den Willen zu haben, es werden zu wollen, und wer da sagt, er habe keine Zeit dazu, ein Tagebuch über sich zu führen, der erklärt auch, daß er keine Zeit zum Gebet habe. Ein Mensch, der seine Zeit einzutheilen weiß, hat zu allem Zeit.

Wir selbst sind uns doch die Nächsten, und da die Führung eines Tagebuchs so überaus vortheilhaft für uns ist, so gehe dieses allen unsern Morgenbeschäftigungen voran. Die bloßen Betrachtungen über uns selbst im innern Anschaun gehalten, sind nicht so klar, verwischen sich leichter, und werden auch wohl gemach unregelmäßiger und ungetreuer; das Tagebuch aber ist ein strenger Aufseher, der eine genaue Haushaltung führt.

Ein solches Tagebuch muß nicht sowohl eine Postille, eine Chronik der Begebenheiten des vergangenen Tages, ein Zeitungsblatt sein, als vielmehr eine Auseinandersetzung dessen, was wir bei unsern kleinen Begebenheiten dachten, empfanden, wie wir uns benahmen, und welche Folgen davon wir entweder schon hatten, oder noch erwarten. Fanden wir uns nun dabei auf Leichtsinn, Unanständigkeit, unrichtiger Behandlung anderer Leidenschaft, und überhaupt auf linkischem Betragen, so müssen wir das getreulich niederschreiben. Das will man denn nun freilich nicht gern, aber es muß geschehen, wenn der gute Zweck nicht verfehlt werden soll. Denn eben dieses Niederschreiben, dieses schriftliche Bekenntniß unserer großen und kleinen Mängel befreiet uns von einem großen Theil des Eigendünkels, der uns gegen uns selbst blind macht, und wodurch wir bei andern so oft anstoßen.

Das Zurückblättern in unserm Tagebuch ist nicht nur eine sehr angenehme Beschäftigung, sondern auch wohlthätig und folgenreich für unsere ferneren Tage. Angenehm um deswillen, da nach einer weisen Einrichtung der Natur nur das Freudige, das Genußreiche in den Gedächtnißtafeln hervorleuchtet, und selbst das Herbe, das Bittere in den Schleier der Beruhigung gehüllt ist; folgenreich für unsere fernern Tage aber um deswillen, weil wir nun Schritt vor Schritt unser

früheres Streben mit der Wahrheit des Erfolgs zusammenstellen, und deutlicher sehn können, ob wir unserm Ziel näher gekommen sind, und was in unserm Beginnen besonders uns nützte, diesem Ziel näher zu kommen. Eine große Beruhigung für die Bedrängnisse der Gegenwart giebt auch dieses Zurückblättern. Der Mensch kommt nämlich aus einer kleinlichen Sorge in die andere, und trübt sich die Freuden des Genusses, verliert sich oft sogar selbst aus den Augen um Beunruhigungen willen, deren Auflösung noch im Schooß dunkler Zukunft liegt. Zeigt uns nun aber der genauere Rückblick in die Vergangenheit, wie damals unsere kleinlichen Sorgen und Beängstigungen lächerlich waren, indem eine höhere Hand alles zum Besten lichtete, so gewinnen wir dadurch auch mehr Vertraun für die Gegenwart, mehr Vertraun zu uns selbst, und tödten die kleinlichen, aufkeimenden, uns unnützer Weise beängstigenden Sorgen in der Geburt, um unser Ziel, uns selbst in hellerem Lichte der Wahrheit zu sehen, und nicht aus den Augen zu verlieren, um die Gegenwart voll zu genießen, — ein großes Studium, welches so viele veräbsäumen. Man ist darum nicht leichtsinnig, nein, man ist ein wahrer Philosoph, wenn man in dem Augenblick froher Gegenwart schwelgt, und doch dabei die Waffen bereit liegen hat, der Zukunft, wenn sie uns den Krieg ankündigen sollte, was wir doch aber noch gar nicht wissen können, entgegen zu gehn.

Die größten Männer, alter und neuer Zeit, führten unter dem Geräusch der Waffen, bei den Ermüdungen der Staatsgeschäfte, bei den größten Anstrengungen im Gewühl des bürgerlichen Lebens, ein Tagebuch, und bekannten, daß sie diesem Führer ein großes Theil ihrer Selbstkenntniß und ihrer genußreichen Selbstständigkeit zuzuschreiben hätten.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß unsere Religion eine treue Führerin durch das Leben ist. Von den Beruhigungen und Tröstungen, welche sie gewährt, reden wir an einem andern Ort; ihre Uebung aber giebt uns auch mehr Aufmerksamkeit auf uns selbst, mehr Aufrichtigkeit gegen uns selbst, und führt so zu der Selbstkenntniß. Die Lehren Christi, welche in den heiligen Büchern uns wieder gegeben sind, enthalten so viel practische Moral, daß sie für alle Zeitalter, für alle Verhältnisse der Urquell sind, aus dem wir schöpfen müssen, um uns für ein erfreuendes, uns und andern wohlthätiges Handeln in der wirklichen Welt vorzubereiten und zu stärken.

Der Sinn für Verwandtenliebe wirkt an sich vortheilhaft auf uns zurück, und befördert eine, im gesellschaftlichen Leben uns unentbehrliche Selbstkenntniß. Der Staat besteht aus einer Reihe von Familien, und seiner Familie sich entschlagen zu wollen, heißt beinahe eben so viel, als kein patriotischer

Staatsbürger zu seyn. Nach außen hin empfiehlt es uns nicht, wenn wir keinen Sinn für Verwandtenliebe darlegen, da der größte Theil der Menschen diese Verwandtenliebe besitzt, schätzt und ehrt. Man hält uns dann, und das mit Recht, für einen Menschen, der voller Eigendünkel ist, und der keine Empfänglichkeit für die sanfteren Gefühle der Theilnahme, der Mittheilung hat.

Die Familie war das Haus, aus welchem wir hinauswanderten in die Welt, und den Rücktritt in dieses Haus müssen wir uns offen erhalten. Es kommen einem jeden von uns Zeiten, wo er sich fremd fühlt in der fremden Welt, wo er mit Mißbehagen unter den Fremden fortgeht, und nach einem kleinern Kreise der Vertrauten sich sehnt. Diesen Kreis unter Fremden sich zu bereiten, wie schwer hält das! Die Familie ist dieser immer dauernde Kreis, nach dem wir uns sehnten, der den alten Bekannten mit vollem Vertraun empfängt, sobald er wieder eintritt. Diese Anhänglichkeit, diese Liebe für einander, wird von jedem Dritten geschätzt, sie wird bekannt unter den Menschen und ist ein Empfehlungsbrief bei ihnen; es thut mancher etwas für uns, nicht aus Rücksicht für unsere geringe Person, sondern aus Rücksicht für unsere Familie, sie ist ein von der Natur gewobenes Band, das wir nicht aus Hochmuth oder Leichtsinn zerreißen dürfen.

Ein Vater, ein älterer Bruder, ein Oheim u. s. w., die uns aufwachsen sahen, kennen uns in unsern Schwächen, und haben ein Recht dazu, uns zu tadeln, uns zu warnen, auf uns selbst uns aufmerksam zu machen, wenn wir draußen in der Welt straucheln. Diese Warnungen dürfen wir nicht übel aufnehmen, wenn sie auch wohl oft nicht in die sanftesten Worte gehüllt sind. Wir dürfen sie auch nicht mißdeuten, als würden sie uns aus übler Laune, und um die geltende Stimme in der Familie dadurch zu bewahrheiten, gegeben, denn bei jeder dieser Warnungen meint der Warnende es gewiß gut mit uns, da der, welcher Familiensinn hat, wünscht, alle Mitglieder der Familie in der Welt geachtet, geehrt, im Wohlsein zu sehen. In jeder Familie giebt es gewiß einen solchen erfahrnen Rathgeber, an den wir uns kindlich anschließen dürfen, dem wir unser Thun enthüllen, dem wir zuhören, wenn er über uns selbst uns die Augen öffnet. Wir müssen eben so bescheiden sein, einen guten Rath zu geben, als gelehrig, dem uns gegebenen Rath zu folgen. Sey auch der Rathgeber strenge; in zu gefällige Worte gehüllt, verliert der Rath sein Gewicht. Selbst den schlimmen Rath, der nicht absichtlich schlimm gegeben wurde, dürfen wir nicht verhöhnen, da der Rathgeber dadurch abgeschreckt wird, uns fernerhin auch einen guten Rath mitzutheilen.

Eben so kleinlich, wie es ist, die Verwandten, und immer nur die Verwandten als sein Orakel, seine Welt ansehn zu wollen, eben so, wie der Verwandtenstolz einseitig und lächerlich macht, eben so straft es sich aber auch, wenn wir nicht mit Liebe an den Verwandten hangen, oder wohl gar uns ihrer schämen wollen. Stießen die Gekränkten uns dann aus, so stehen wir isolirt in der Welt da, ohne uns selbst einen Kreis der Vertraulichkeit, der Gemüthlichkeit unter Fremden bilden zu können, und doch wird die Sehnsucht nach einem solchen Kreise immer größer, je älter wir werden, je mehr die Sehnsucht nach Ruhe, und das Familienleben die Stimme erheben. Gelten wir auch etwas mehr, als die Familie, aus der wir hervorwuchsen, so ist dies nur ein Abstand für die Flittern der Formenwelt. Die edlern Menschen finden es schätzenswerth an uns, wenn wir, ohne die Verwandten äußerlich zu uns erheben zu wollen, doch in diesem Kreise gern leben. Viele aber, die in der Welt emporwuchsen, leben darum gern zuweilen in dem Familienkreise, um sich daselbst bewundert zu sehen, das große Wort zu führen; — ein unedles Benehmen gegen die Patriarchen der Familie, das uns, wenn die auflauernde Welt es erfährt, mindestens lächerlich, wo nicht gar verachtungswerth macht.

Aufrichtigkeit der Ehegatten unter einander kann sehr viel dazu beitragen, uns selbst ge-

nauer kennen zu lernen und diese Kunde zu erhalten. Das weibliche Geschlecht hat sehr viel natürliche Anlage für richtigen Gesellschaftstact, eine Folge des ungestörter in ihnen erhaltenen feinen Gefühls, und viele von ihnen sind glückliche practische Psychologen, eine Folge davon, daß sie in einem beschränktern Kreise leben, und in dem Vielfachen der Wahrnehmungen bei wenigern Objecten daher nicht so leicht irre geführt werden können. Zudem sieht die Gattin den Gatten, entkleidet von seinem Weltschmuck, in allen seinen kleinen Eitelkeiten und Schwachheiten, er wird ihre Welt, ihr Studium. Sie beobachtet nur ihn in seinem Geschäftsleben, in seinem Verhältniß zu den Menschen. Sie findet seine Mißgriffe schnell und glücklich auf, und es ist ihr innigster Wunsch, ihn für die Zukunft vor diesen Mißgriffen zu schützen. Sie gewinnt selbst dabei, wenn dieses geschieht, denn sie fühlt sich um so glücklicher, je mehr der Mann die allgemeine Meinung der Menschen für sich hat, je mehr er ein Wohlsein sich bereitet; die Hälfte fällt auf sie zurück, und er ist die Sonne, welche auch ihr Strahlen giebt. Gern wird daher die Gattin als warnender Freund den Gatten auf das führen, was zu besserer Kenntniß seiner selbst ihn bringt.

Dazu indeß, daß die Gattin das thue, daß sie es gern thue, gehört aber auch von Seiten des Mannes, daß er nicht ein kleiner Tyrann im Hause sei,

daß er die gutgemeinten Worte, die zu seinem Frieden dienen sollen, nicht empfindlich aufnehme, daß er selbst aufrichtig gegen die Gattin sei, und besonders, daß er sie nicht von seinem Weltumgang ausschließe, sie nicht blos als Hausfrau, als erste Magd im Hause betrachte.

Durch die Stimme der Freunde aufmerksam auf uns selbst gemacht zu werden, das kann nur dem kleinsten Theile der Menschen glücken. Die Welt ist angefüllt mit Menschen, die von der Freundschaft großsprechen; ein jeder prahlt mit seinem Herzen, mit seinem Freundschaftssinn; es ist eine Eitelkeit nach der Mode. Sie ist der Handel, der am mehrsten Treue und Glauben erfordert, und die am wenigsten angetroffen werden. Wie wenige bewährte Freunde giebt es, welche die Freundschaft so üben, daß sie reine Wahrheit über uns selbst uns geben mögen, und selbst wenn wir einen solchen Freund haben, so ist er doch mehrentheils mit uns in einem Alter, mit uns in ähnlichem Verhältniß gegen die Welt, er ist also derselben Gefahr ausgesetzt, irre zu gehn, sein Urtheil über uns ist daher nicht immer das richtige.

Die Bildung durch eine gut gewählte Lectüre und der Besuch des guten Schauspiels tragen das Ihrige bei. In diesen idealen Welten wird der Mensch in einer erhöheten, verschönerten Natur

dargestellt, und wir finden Stoff und Gelegenheit in Fülle, Vergleichungen zwischen ihm und uns selbst zu machen. Rechnen wir dazu, daß der Schriftsteller seine gesammelten Erfahrungen in dem Gewand des Romans, des Schauspiels mit den Folgen der Mißgriffe der Menschen uns wieder giebt, daß die Tendenz seines Gebildes moralisch gut ist, so bleibt diese Art der Beschäftigung, welche aber die Gränze der Erholung kaum überschreiten darf, von wesentlichem Vortheil für unsere Selbstkunde.

Glauben wir nun endlich, uns ganz zu kennen, so müssen wir dieses Studium nicht für beendet halten. Wir müssen es ununterbrochen fortführen, denn unsere moralische Natur ist nach drei Jahren eben so wenig noch dieselbe, als die physische. Leichter wird aber fernerhin diese reichlich belohnende Mühe, wenn wir einen guten Grund legten. Blieben wir bei der Ueberzeugung, nun kennst du dich ganz genau, stehen, so würden wir bald zurück gehen, denn nirgends giebt es Stillstand in den Naturen, und wer nicht vorwärts geht, der geht zurück. Andere Verhältnisse im Aeußern, anderer Umgang, Familienereignisse, Krankheiten, einige Jahre des Alters mehr, Staatsumwälzungen sogar, haben Einfluß auf die Umänderung unseres „Ich," daher müssen wir dessen Anschaun unablässig vor Augen haben, und in Ver-

hältniß mit der Gegenwart und unsern Erwartungen und Ansprüchen auf die Zukunft stellen.

Mit dem Willen und den Mitteln, zu einer Selbstkunde zu gelangen, versehen, führe sich unser Mensch gemach in der Welt ein. Zunächst hängt hier viel von dem

Aeußern

des Menschen ab, denn es bestimmt den ersten Eindruck, dieser Eindruck bestimmt auch bald ein Urtheil, und ein Urtheil nimmt man nicht gern zurück.

Der Mensch hat eine natürliche Anlage für das Schönheitsgefühl, und es gab, besonders in früheren Zeiten, aufgeklärte Völker des Süden, welche bei der Erziehung des Menschengeschlechts allerhand Mittel versuchten, schon in der Anlage der Embrionen den Keim zu künftigen schönen, kraftvollen Menschen zu bilden. Daß dieses nicht unmöglich sei, beweisen die Versuche und Erfahrungen in der übrigen Thierwelt. So mußten denn auch bei den Spartanern verkrüppelte, schwächliche Kinder von dem Berge Taygetes in den Abgrund gestürzt werden; die Athenienser suchten durch das Aufstellen schöner Gemälde oder Statüen in dem Gynäceum die Phantasie der Frauen zu befeuern, und die Schwangern hatten beständig die Bild-

nisse eines Hercules, Apollo, Hyacinth, Narciß, Castor und Pollux, oder Adonis vor Augen; Plato's Republik verlangt die Unterdrückung verkrüppelter Geburten; die Chinesen haben noch jetzt, besonders in Pekin, unter dem Schutz der Gesetze, drei barbarische Arten, sich von ihnen los zu machen; und in Egypten und Persien werden noch jetzt in den Gemächern der Frauen gleiche Greuelthaten verübt.

Bei diesem Sinn für das Schöne macht nun auch der, welchen die Natur mit einem schönern Gesicht, einem bessern Körperbau ausstattete, da einen schnellern und glücklichern Eindruck auf uns, als der, welchem diese Gaben nicht zu Theil wurden, und der sich erst einführen muß, um uns zu gewinnen. Der Mittel indessen, der Natur nachzuhelfen, giebt es viele, und diese gehn wieder von unserer Selbstkunde aus; es ist daher nicht übel gesagt, wenn man behauptet, daß die Seele sich ihren Körper bildet. Schöne Menschen verfallen auch leicht in den Fehler, daß sie mit dem ihnen von der Natur geschenkten Pfunde zu sehr wuchern, als verwöhnte Wiegenkinder glauben, mit diesem Empfehlungsbrief der Natur überall durchzukommen, und um so schlimmer ist es denn, wenn sie den ersten Eindruck, den ihr Aeußeres machte, nicht festhalten können.

Es ist höchst ungesittet und beweiset Lieblosigkeit

und Armuth des Geistes, über das Gebrechen eines Verkrüppelten spotten zu wollen. Der gebildete, der gute Mensch wird den Fehler des Verkrüppelten zu übersehen scheinen, und alle Gelegenheiten vermeiden, welche jenen und andere unmittelbar auf dieses Gebrechen aufmerksam machen könnten, oder die Lachlust bei andern erweckten; er wird daher den Lahmen nicht einladen, an einer Tanzparthie, den Verwachsenen an einem Liebhabertheater, den Stammelnden an einem Declamatorium, den Harthörenden an einem Konzert Theil zu nehmen. Was kann der Arme für das Unglück, welches ihn betraf? Er tritt ja nicht in den gesellschaftlichen Kreis, um noch mehr sich niedergedrückt, sondern sich aufgeheitert zu fühlen, und es giebt uns eine große Empfehlung bei ihm selbst und bei andern, wenn wir der Natur, die uns besser ausstattete als ihn, dadurch unsern Dank zollen, daß wir seiner uns unbemerkbar annehmen, und eben so unbemerkbar ihm ein Schutz in der Gesellschaft werden.

Der Verkrüppelte selbst hat sich sehr wohl vor zwei Fehlern zu hüten, vor dem der Kleinmuth, der Niedergeschlagenheit des Geistes, und vor dem des Geckenhaften oder wohl gar der Renomisterei.

Kleinmuth, Niedergeschlagenheit des Geistes dringen leicht gegen ihn an. Für eine ganze Lebenszeit ist er von manchen Freuden zurückgewiesen, in welchen er

andere schwelgen sieht, er hat ein Wahrzeichen, welches ihn von der Ausführung eines Lebensplanes zurückhält, zu welchem Talent und Neigung ihn vielleicht hinzogen; in der Gesellschaft glaubt er nur ein geduldetes, nicht ein geltendes Mitglied zu sein, und dieser Glaube wird genährt durch die höhnenden Blicke und das Spötteln der Ungebildeten; die hohe, ätherische Liebe, welche die Verbindung einer schönen Seele mit einem schönen Körper erweckt, wird ihn nie umarmen, und Mißtrauen und Argwohn schleichen ihm auf den Fersen nach. Aber der Freudengarten des guten Vaters ist ja so groß, es ist nicht möglich, nur des kleinsten Theils der reichhaltigen Genüsse sich zu erfreun, und der Vater sorgte für ein jedes seiner Kinder! Siehe, du Kleinmüthiger, Niedergeschlagener, nicht über dich, sondern unter dich, und du wirst Tausende von Unglücklichen finden, die dich beneiden; suche durch mehrere Bildung deines Geistes, durch Veredlung deines Herzens das zu gewinnen, was dem Körper abgeht; laß die Eitelkeit mit ihrem Gefolge, die Liebe mit ihren Verirrungen fahren, und dein wahres Verdienst wird dir um so mehr äußere Achtung gewinnen, je mehr Schwierigkeiten du zu bekämpfen hattest, nicht blos ein geduldetes, sondern ein wirkendes Mitglied der Gesellschaft zu sein.

Häufiger ist noch der Fehler des Geckenhaften, der Renomisterei. Der Thersites des Homer, der Fal-

staff des Shakespeare mögen zur Warnung dienen. Der Contrast erregt Lachen. Hören wir daher, daß ein Verwachsener von seinen Heldenthaten und Raufereien in den Universitätsjahren spricht, sehn wir den Lahmen den Seladon spielen, will der Stammler ein Gedicht declamiren, so überfällt uns ein unwillkührliches Lachen, und wir bemitleiden diesen Menschen, der sich noch so wenig selbst kennt. Der Verkrüppelte fällt an sich schon in der Gesellschaft auf; man merkt auf das, was er sagt, was er thut, wie er sich benimmt, eben weil er auffallend ist, weil er die Einheit, ohne seinen Willen, durch jenes Merkmal stört. Erzählt er nun von sich Thaten, die von jedem andern wohl glaublich sind, so liegt bei ihm die Lüge gleich klar da zu Tage, wo es andere kleidet, indem es mit ihrem „Ich," ihrer Darstellung der Person übereinstimmt, es wird bei ihm zur lächerlichen Grimasse, was bei andern schätzenswerthe Nachahmung ist. Der Thor weiß noch nicht auf das Verzicht zu leisten, wovon der durch die Natur unbedingt zurückgewiesen ist; er mißbraucht die Schonung, den guten Willen der Gesellschaft, und wird verächtlich.

Der Verkrüppelte aber wird geachtet, der seinen Fehler nicht hehl hat, aber auch auf eine geschickte Art ihn so zu decken weiß, daß er ihn nicht zur Schau trägt; der Kleidung, Gang und Manier darnach richtet; der mit einer wohlanstehenden Resignation nicht

nach der ersten Rolle strebt; der durch andere einschmeichelnde, gefällige Ausbildung solcher Talente, welche mit diesem Fehler in keiner Beziehung stehn, ihn vergessen macht; der über denselben bei gelegener Zeit selbst leicht scherzen kann und es dankbar erkennt, daß man thut, als sehe man das Gebrechen nicht; und der nicht vielmehr, was so oft geschieht, diese Schonung dahin mißbraucht, daß er auf alle Art glauben machen will, als habe er das Gebrechen entweder gar nicht, oder entstelle es ihn nicht.

Das Aeußere unseres Menschen sei nun aber in Ebenmaaß, ohne Gebrechen, ohne bemerkbaren Fehler.

Er hat zunächst auf seine Kleidung zu sehen. Sie sei unserm Stande angemessen; über den Stand hinaus sich kleiden zu wollen, erinnert an kleinstädtischen Hochmuth; unter seinen Stand absichtlich sich zu kleiden, ist gesucht. Sie sei ferner unserm Alter angemessen; die Spielereien der Mode, mit welchen der Jüngling sich vergnügt, gefallen bei dem älteren Manne nicht; man trage sich nicht zu sehr in der Mode, nicht zu sehr außer der Mode, nicht auffallend. Auch nicht jede Mode kleidet einen jeden, und manches bringt eine vorüberfliegende Mode aus fremdem Lande her, was für unser Klima und unsere besondere Leibesbeschaffenheit nicht taugt; da muß uns denn eine leicht einreißende Modesucht nicht dazu zwingen wollen, die Ge-

sundheit der Mode nachzusetzen. Was in diesen Hinsichten in der Wahl unserer Kleidung uns bestimmen mag, ist ein stilles Aufmerken in Gesellschaften, im Theater, an öffentlichen Orten und auf Spatziergängen. Auch spielt ein guter Schneider, dem das Studium der Mode seine Hauptbeschäftigung ist, hierbei seine Rolle, indem wir ihm ein für allemal sagen, daß wir nicht zu sehr in der Mode, nicht zu sehr außer der Mode gehn wollen. Für unsere Oeconomie ist es daher auch gut, nie eine zu starke Garderobe zu haben; Schnitt und Farbe werden bei dem steten Kampf des Neuen mit dem Alten altfränkisch, und dafür müssen wir uns hüten, wenn wir nicht auffallend werden wollen.

Das Tragen von Ringen mit kostbaren oder falschen Steinen, — den Trauring, oder einen einzigen, einfachen Haarring ausgenommen — und das Behängen mit andern dergleichen Spielereien paßt für den ernsten Character des Deutschen nicht; es ist geckenhaft, und wird allenfalls noch an mehreren Höfen bei den Höflingen geduldet.

Fleißiges Säubern der Kleidung erhält diese, und ist eine Empfehlung für uns selbst. Es aber auffallend machen, wenn wir in Gesellschaft einen Fleck in das Kleid bekommen, kann störend werden, und ist eine kleine Unschicklichkeit von unserer Seite. — Der

Engländer setzt das Heraushebende der Kleidung in den feinen Hut, in die feinste, reinste Leibwäsche und in die sauber geputzten Stiefeln. In der That sind auch in einem Gewühl von Menschen dieses die sichersten Unterscheidungszeichen eines gebildeten Mannes höhern Ranges und Standes von dem Sonntagsprofessionisten.

Reinlichkeit in der Kleidung und besonders in der Leibwäsche kann man von jedem Menschen verlangen, denn ein jeder kann sie haben, und jede Unreinlichkeit schreckt von uns ab. Oft hört man sagen: der und der ist übertrieben reinlich; wir aber mögten fast behaupten, daß es darin keine Uebertreibung giebt, und daß der, welcher von Uebertreibung darin redet, ein zu großer Freund der Bequemlichkeit ist. Nur dann ist Uebertreibung vorhanden, wenn die Reinlichkeit gesucht ist, daß sie auffallen soll, oder wenn sie uns so verwöhnt, daß der geringste Anstoß, den wir dagegen finden, uns Ekel erweckt. Eben so mögten wir beinahe behaupten, die wenigsten von denen, welche wir reinlich nennen, sind es wirklich. Sie erscheinen in Gesellschaften blank und rein, ihre Zimmer sind sauber und nett, aber man mustere die Leibwäsche, man sehe in den Winkeln des Hauses nach! Die Reinlichkeit muß daher allgemein sein, sie muß beständig fortgesetzt seyn, und es empfiehlt den Mann nicht, der, wenn er ausgehn will, erst noch lange putzt und säubert.

Erhaltung der Gesundheit liegt uns doch zunächst am Herzen, und zu deren Erhaltung ist das nächste Erforderniß Reinlichkeit am ganzen Körper, Reinlichkeit in der Leibwäsche. Ganze Völkerstämme, lehrt die Geschichte, wurden durch eingerissene Unreinlichkeit verpestet, und man kann nicht genug gegen die Unreinlichkeit eifern.

Man kann es einem Menschen gleich ansehen, ob er sich auch fleißig wäscht. Das Waschen des Gesichts muß regelmäßig täglich wenigstens einmal geschehen, das Waschen der Hände so oft, als wir sie beschmutzen mußten. Das Waschen mit dem sogenannten gebrochnen Wasser, mit dem weichen, dem Flußwasser, ist für die Hautcultur besser als das harte Wasser, das mehreste Brunnenwasser, da es leichter in die Pores dringt, leichter mit den fettigen Theilen sich verbindet, und weniger, der Haut schädlichen Salpeter, enthält. Die Reinigung des Gesichts mit frischem, kalten Wasser, erhält auch die Haut frisch und stärkt die Augen. Alle warme, alle künstliche Waschwasser werden für die Folgezeit hauterschlaffend; der Mensch bleibe doch nur bei dem stehen, was die Natur ihm giebt, und mache sich nicht unnützerweise zu einer Kunstmaschiene!

Der Bart ist bei vielen Völkern eine Zierde des Mannes, und man läßt ihn lang wachsen. Es soll

dieses auch ein Schutz gegen Zahn- und Halsschmerzen sein. Bei den mehresten Europäern aber ist es Sitte, den Bart abzunehmen. Die Engländer übertreiben es fast darin, daß sie zwei, wohl dreimal täglich sich rasiren lassen. Wenn wir auch so weit eine gesuchte Reinlichkeit nicht treiben, so müssen wir doch sehr darauf sehen, immer mit glattem Kinn zu erscheinen, wenn wir nicht für unachtsam auf uns selbst, für unreinlich gelten wollen. Sich an das Selbstrasiren zu gewöhnen, ist rathsam, theils weil der Barbier unregelmäßig, oder wohl zu ungelegener Stunde kommt, theils weil er vielleicht eben vor uns einen Kranken oder Todten rasirt hatte. Das Tragen übertrieben starker Backenbärte oder wohl gar Schnurrbärte, erscheint bei dem Bürger als eine lächerliche Nachahmung einer Eigenthümlichkeit des Soldatenstandes.

Unser Hauptbaar unter einem Verschnitt und gesäubert zu erhalten, ist ein nothwendiges Erforderniß, um als reinlich zu gelten. Verwilderter Haarwuchs ist nicht zu entschuldigen, und das Wühlen in dem Haar, welches so viele junge Männer sich angewöhnt haben, ist eine große Unschicklichkeit.

Es giebt Rothköpfe unter den Menschen. Ohnerachtet es erwiesen ist, daß die blaßrothe Farbe des Hauptbaars die eigenthümliche Farbe unserer Stammältern war, da sie celtischen Ursprungs ist, so sind

vielen Leuten doch die Rothköpfe ein Anstoß. Man mißt ihnen bei, daß sie viel natürliche Anlage zu der Falschheit haben, oder will man noch gelinder in dem Urtheil sein, so sagt man: sie sind entweder sehr falsch oder dumm-gutmüthig. Diesem thörigten Vorurtheil miß ja keinen Glauben bei, denn wie ist es möglich, von der Farbe der Haare auf die Anlagen der Seelenkräfte einen richtigen Schluß machen zu wollen; und selbst, wenn dieses möglich wär, wie es nicht ist, so kann doch der Wille des Menschen diese ursprünglichen Anlagen zum Guten gestaltet haben — Blos um dieses Abzeichens willen den Rothkopf geringer anzusehn, es ihm bemerkbar zu machen, daß er dieses Abzeichen mit sich führe, das ist deiner unwürdig; es kann ihn niederschlagen, und dem vernünftigen Manne thust du dadurch einen Mangel an Bildung, Lieblosigkeit gegen die Menschen dar.

Der volle Haarwuchs auf dem Haupt ist eine Zierde des Menschen; nun aber gehen viele schon in mittleren Jahren mit kahlem Scheitel umher, und man nimmt daraus gewöhnlich ab, daß ein solcher Mensch zu früh gelebt habe. Traue diesem Schluß nicht; er ist grundfalsch. Eine langwierige Krankheit, Familienfehler, natürliche Anlage der Lebensfäfte, Ermüdungen der Reisen, des Krieges, langer Aufenthalt in einem andern Klima, sind die gewöhnlichen Ursachen. Das Tragen der Haartouren im Mittelalter

zeigt uns in der Regel den Geck, der gern noch für einen jungen Mann gelten mögte.

Vor dem greisen Scheitel habe Achtung, er sei dir ehrwürdig; wer das Alter nicht ehrt, den ehrt es wieder nicht. Ein großer Schmerz, der auf dem Gemüth lag, oder die Ueberspannung eines tiefen, anhaltenden Nachdenkens bringen vor der Zeit das greise Haar herbei; um so heiliger sei dir dieser Scheitel.

Das häufige Einreiben des Haars mit gebrannten, wohlriechenden Wassern, macht auch die Haare vor der Zeit grau; ein solcher Thor trägt die Strafe seiner Thorheit mit sich herum.

Die Reinigung der Zähne werde, mindestens des Morgens, nie vergessen. Der Mensch mit unreinlichen Zähnen hat für uns sehr viel Widerliches, wir fürchten uns vor seinem Kuß, vor seinem Athem im Gespräch. Einem jeden muß aber selbst an der Erhaltung der Zähne gelegen sein, da durch sie die Speisen für gute Verdauung zubereitet werden, und ohne gute Zähne die Freuden des Mahls nur halbe Freuden sind. Auch hier thut Wasser wieder das Beste. Alle Kunstmittel sind nur Palliative. Der Bauer kennt nichts, als reines Wasser, und hat in der Regel gesunde Zähne bis in sein Alter.

Um dem Aeußern noch eine Folie zu geben, hat man nun noch die Schminke und wohlriechende Wasser und Oele kennen gelernt.

Das Schminken des Gesichts, und auch dann nur, wenn es sehr täuschend geschieht, können wir nur in einem Falle entschuldigen. Wir sind nämlich krank gewesen, oder fühlen uns kränklich, und müssen doch in Gesellschaft gehn; hier ist ein krankhaftes, falbes Gesicht der Gesellschaft freudestörend und macht einen widrigen Eindruck; dann sei es uns erlaubt, die Röthe der Gesundheit nachzuahmen. Sonst aber ist es eine unmännliche Eitelkeit, und kaum der Gefallsucht der Frauen nachzusehen.

Die vornehmen Griechen und Römer salbten sich mit wohlriechenden Wassern und Oelen, die mehresten orientalischen Völker thun es noch, und zu uns Deutschen kam diese Spielerei von Frankreich herüber. Seit nun die gesellschaftliche Verbindung mehr der Natur sich wieder nähert, hat der Deutsche auch diese überflüssige Sitte fast ganz verbannt, und mag sie auch verbannt bleiben! Man kommt nicht allein auf die Vermuthung, daß das duftende Herrchen an sich einen üblen Geruch habe, sondern es sind auch diese starken, raffinirten Gerüche bei einer Gewöhnung daran sehr nervenschwächend.

Unser Aeußeres in Kleidung, Reinigung, Wäsche u. s. w. muß Morgens bald nach dem Aufstehn in Stand gebracht sein, als ob wir eben ausgehen, oder Gesellschaft annehmen wollten. Diese Reinlichkeit und Ordnung erhält Reinlichkeit und Ordnung; den Mann, besonders den Geschäftsmann im tiefen Negligé in seinem Hause zu finden, deutet auf eine erzwungene, erkünstelte Sauberkeit für die Gesellschaft, oder auf Trägheit, oder Geiz.

Aeußere Bedürfnisse.

Zu den unerläßlichen Bedürfnissen der Natur gehören Schlaf, Essen und Trinken, und wir dürfen auch körperliche Bewegung hieher setzen.

Der Schlaf ist eines der wohlthätigsten Geschenke der Natur. Die Welt und wir selbst würden uns bald höchst langweilig und einseitig werden, wir würden sehr bald uns selbst und andere unerträglich finden, die Freude würde uns keine Freude mehr sein, wenn wir keinen Schlaf hätten; Eintönigkeit schritte durch das ganze Leben. So aber giebt uns jeder Tag eine neue Welt, der Schlaf ist der Ruhepunkt für unsere Freuden und Leiden; mit neuer Stärke gehn wir am Morgen an das Tagewerk, eine neue Lust tanzt um die Lebensfreuden, neue Stärke fühlen wir durch ihn, den Lebensstürmen zu trotzen.

Die Zeit des Schlafes sei die Nacht; da ruht die ganze Natur, alle Geschäfte liegen; diese Zeit ist dazu angewiesen. Der Schlaf vor Mitternacht ist der beste. Es beruht dieses nicht blos in der Einbildung, in der üblichen Redensart; die Aerzte beweisen es. Der Einfluß des Sonnenlaufs, des Mondlaufs auf den menschlichen Körper ist nämlich dargethan, und die Sonne wirkt fieberhaft auf uns, je mehr sie dem Nadir, ihrem Mitternachtsstande gegen uns sich nähert; Ruhe um diese Zeit ist daher dem Körper zwiefache Ruhe, die Anspannung des Wachens zwiefache Anspannung, Ueberspannung. Des Mittagsschlafes bedürfen wir nicht; dem spanischen, dem italiänischen Klima ist die Siesta nothwendig, sie ist allgemein eingeführt, und alle Geschäfte ruhen um diese Zeit. Bei uns ist das nicht eingeführt, und wir stören unser Geschäftsleben durch den Mittagsschlaf. Wenn es mit unsern übrigen Verhältnissen vereinbar ist, thun wir aber wohl, gleich nach der Mahlzeit nicht an ermüdende, oder an unfreundliche Arbeiten zu gehn. An erstere um deswillen nicht, da wir dadurch die Aufnahme der ersten Verdauung stören, an letztere um deswillen nicht, da wir, zumal bei schwachem Magen, Gefahr laufen, noch mehr Unfreundlichkeit zu dem schon unangenehmen Geschäft mitzubringen, da die Dünste des gefüllten Magens auf Laune und Kopf wirken.

Die Stundenzahl, welche dem Schlaf gewidmet wird, sey bei dem noch nicht ausgewachsenen Menschen Acht, bei dem Erwachsenen Sechs. Alles mehrere, als wenigere ist schädlich. Oeconomisch müssen wir mit den Stunden des Schlafes umgehn, denn die Gewöhnung des zu vielen Schlafes raubt uns ein großes Theil des kurzen Lebens. Man berechne, daß ein ausgewachsener Mensch in vierzig Lebensjahren täglich neun Stunden schläft, und ein anderer in eben so viel Zeit nur sechs Stunden, so hat letzterer über acht Jahre mehr gelebt.

Daß der zu viele Schlaf Gewohnheit, Faulheit, und dem Körper sogar nachtheilig sei, können wir bald an uns selbst wahrnehmen, wenn wir nur wollen. Der Geist nämlich bedarf so gut einer Ruhe, als der Körper, und wiegt den letztern ein. Daher ist der erste Schlaf der festeste. Hat aber der Geist geruhet, so wird das, was wir Traum nennen — denn ein Schlaf ohne Traum ist Tod — lebhafter; der Geist will wieder in die Functionen des Lebens treten, den Körper wecken, er kämpft mit dem Trägheitsstoff der physischen Natur, und ein solcher fernerer Schlaf ist für den Körper nicht die Erquickung der Ruhe, und dieses Ringen ist abspannend für die Geisteskräfte.

Sehr bewährt ist das Sprichwort: Morgenstunde hat Gold im Munde. Das Frühaufstehn führt

uns zu einer bessern Eintheilung unserer Zeit, wir sind mit uns selbst einig, alles um uns her haben wir in Ordnung gebracht, wenn das Gewühl des Tages beginnt, und mit frischer Ueberlegung, frischer Besonnenheit treten wir auf. Die allgemeine Erfahrung bestätigt die großen Vortheile des Frühaufstehens. Wenn man uns von einem Menschen sagt, er habe sich daran gewöhnt, früh aufzustehn, so verbinden wir gleich die Idee damit, er müsse ein ordnungsliebender, besonnener Mann sein, der mit seinen Geschäften wohl Haus zu halten weiß. Man will das Arbeiten bei Licht des Morgens den Augen nachtheilig finden, indem die Pupille durch den Schlaf zusammengezogen sei, und nun durch die Anstrengung bei Licht zu schnell und streng erweitert werde; allein ist das Abendlicht den Augen nicht wohl noch nachtheiliger, indem die Sehnerven durch die Anstrengung des Tages schon ermüdet, abgespannt sind? —

Das Schlafzimmer sei reinlich, luftig werde es am Tage erhalten, es sei wo möglich geräumig. Die frische Luft nimmt den nachtheiligen, mephitischen Schlafdunst fort, durch die Geräumigkeit des Zimmers wird verhindert, daß während der Nacht die Luft, welche wir wieder einathmen, nicht zu stark mit jenen, nachtheilig auf die edlen Theile wirkenden Dünsten geschwängert ist, und das Zimmer reinlich zu erhalten, und nett zu wählen, muß uns selbst angenehm sein.

Denn es ist ja die Stelle, auf der wir am längsten verweilen, und wir sehen gleich mit mehrerer Heiterkeit um uns her, wenn wir an einem freundlichen Ort erwachen; jeder wird auch die Bemerkung an sich gemacht haben, daß der erste Eindruck nach dem Erwachen gewissermaßen dem ganzen Tage für uns einen Character giebt, daher denn auch die übliche Redensart: er ist verkehrt aufgestanden!

Die üblichen Federbetten, in welche man sich vergräbt, wie der Dachs in den Bau, mögten wir wohl gern verbannt wissen, und an ihre Stelle Matratzen und Kopfkissen von Pferdehaar, Moos oder Spreu und wollne Decken setzen, wenn wir nicht dadurch der bequemlichen Faulheit der Siebenschläfer, und den Besorgnissen der Aerzte den Krieg ankündigten. Allein unsere Vorfahren wußten in einem noch rauhern Klima nichts von unserm weichen Lager, waren gesunder und nicht solche Langeschläfer, als wir in dem bequemeren Lager geworden sind.

Große Geister lieben gewöhnlich die Nachtwachen, so wie denn überhaupt der große Geist eine Ueberspannung der Natur ist; gute practische Köpfe ziehen die Morgenstunden vor, und es muß uns mehr daran gelegen sein, für einen guten practischen Kopf zu gelten. — Der Mensch hat andere Ideen, wenn er liegt, als wenn er steht; das im Bette liegen und wachend

träumen bleibt Träumerei, darum frisch zum Bette heraus. — Bei dem Menschen regiert gewöhnlich am Morgen, nach dem Schlaf, mehr der Kopf, vor dem Schlaf, mehr das Herz. Begehrst du daher etwas von seinem Kopf, so wähle den Morgen; willst du etwas von seinem Herzen, so wähle den Abend zu deiner Bitte.

Das Essen und Trinken ist das zweite unerläßliche Bedürfniß der Natur. Wenn der Mensch keinen Magen hätte oder haben müßte, so würde er ein Gott oder ein Teufel sein; der Magen ist das Hypomechleon zwischen beiden. In dieses Bedürfniß hat die Natur so vielen Reitz gelegt, daß man bei einem großen Theil der Menschen mit Recht sagen kann, der Bauch ist ihr Gott.

Es gab und giebt noch ganze Völkerschaften, welche eine, zwei, höchstens drei Speisen kennen, und auch in Deutschland ganze Gegenden, wo in den Dörfern Jahr aus, Jahr ein der Bauer nichts genießt, als grobes Brodt, Milch und Obst. Dagegen ist aber auch die verfeinerte Kochkunst, besonders in Frankreich, zu einem Studium geworden; man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß ein großer Herr, wenn es ihm sonst Vergnügen machte, sicher eine Wette darauf eingehn könne, daß er alle Tage, sein ganzes Leben hindurch, ein neues Gericht essen wolle, und es

hat bereits solche vornehme Leckermäuler gegeben, welche für jede Art der Speisen sich einen besondern Koch hielten. Unsere Literatur ist bereichert durch Taschenbücher für Leckermäuler, und Kochbücher werden in den Buchhandlungen von vielen emsiger gesucht, als Erziehungs- und Erbauungsschriften. Beide leben, und leben auch wohl beide gesund, jener Bauer bei seiner einfachen Kost, und der Lucull bei seinem kananäischen Mahl. Wofür werden wir uns nun zu bestimmen haben; sollen wir sehr einfach in unserm Mahl seyn, oder sollen wir die Freuden einer gut besetzten Tafel vorziehn?

Der Mittelweg ist hier wieder, wie fast überall, der beste. Wenn es mit unsern öconomischen Verhältnissen nicht in Widerspruch steht, ist es thörigt, zu einfache Kost nur genießen zu wollen. Es giebt uns bei andern den Anstrich des Gesuchten, des Auffallenden, des Geitzes, und entfernt dadurch das Vergnügen gastfreundschaftlicher Geselligkeit von unserm Tisch, indem ein jeder sich gedrückt fühlt, und glauben muß, wir geben ihm nur ungern auch die magere Kost. Wir verachten auch dadurch die Gaben Gottes, die er in so reichem Maaß uns darbietet, und warum sollen wir uns nicht einen Genuß mehr bereiten, da, wo dieser Genuß übrigens uns nicht stört? Der Bauer mag bei grober Arbeit auch mit grober Kost bestehn können; bei einem mehr geistig wirkenden, regeren

Leben, wo die Kräfte der Seele mehr angestrengt werden, und dieses den Körper sehr wohl empfinden lassen, wird auch für uns eine leichtere, mehr in sich selbst kräftige Nahrung erfordert, wenn nicht nach und nach Schlaffheit, Abspannung, drückende Aengstlichkeit und Hypochondrie sich einschleichen soll. Der Wechsel und die Reichhaltigkeit der Speisen schützt auch vor einer Fäulniß der Körpersäfte, welche bei immer gleicher Nahrung sich leichter entwickelt.

So wie der Mensch vor der ganzen Thierwelt den Vorzug hat, daß er unter dem Aequator sich wohl befindet, und die fernsten Inseln des Eismeeres, wo alles Leben ausgestorben zu sein scheint, aufsucht, so hat er auch das Geschenk mehr bekommen, daß er im Thierreich und im Pflanzenreich zugleich seine reichhaltigen Nahrungsstoffe findet. Wie wir in den Speisen aus dem Pflanzenreich und aus dem Thierreich das Verhältniß stellen sollen, dieses scheint die Natur durch das Verhältniß unserer Mahl- und Fleischzähne angegeben zu haben.

Die wahren Lebensphilosophen alter und neuer Zeit verschmähen die Freuden der Tafel nicht, und wir dürfen ihnen sicher folgen, vorausgesetzt nämlich, daß Mäßigkeit den Vorsitz hat, und daß die Mahlzeit uns mehr Mittel als Zweck sei. Mit Heiterkeit müssen

wir uns zu Tische setzen, und Geselligkeit würzt das Mahl.

Eine Hauptmahlzeit nur zu nehmen, ist gesund; die Mittagsstunde muß nun einmal in dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben dazu bestimmt sein, denn sie ist die allgemeine Pause in den Geschäften. Die Abendmahlzeit sei einfach, wenn wir den Schlaf und die Heiterkeit für den folgenden Morgen uns nicht stören wollen. — Es ist nichts unanständiger in Gesellschaft, als das unappetitliche Essen, das Schlingen und das Mäkeln; man habe daher bei dem Mahl immer acht auf sich selbst, und vergesse darüber die Fortsetzung der Unterhaltung nicht. — Es giebt manche Menschen, die man gern essen sieht, man bekommt selbst mehr Eßlust, wenn sie die Speisen zu sich nehmen; sie essen mit Lust und mit Manier.

Man gebe acht darauf, welche Speisen uns bekommen und welche nicht; denn jeder kann nicht jedes vertragen, und da nun einmal der Geist des Widerspruchs die Welt regiert, so reitzen uns oft die Speisen am mehrsten, welche eine üble Wirkung auf uns machen. Daher müssen wir außer der Mäßigkeit auch die Enthaltsamkeit üben. Uebertriebene Aengstlichkeit darin aber quält uns selbst, und sie darf in Gesellschaft gar nicht geäußert werden, indem wir die Eßlust anderer dadurch stören.

Vertraun dazu, daß die Speise uns bekomme, ist die halbe Verdauung, und übertriebene Aengstlichkeit macht uns eingebildet krank. So wenig vortheilhaft es ist, wenn es von jemandem heißt, er kann sich im Essen nicht mäßigen; eben so empfiehlt es nicht, wenn die Leute sagen: er glaubt einmal wieder zu viel gegessen zu haben, und setzt Arzt und Apotheker in Bewegung. Für gewöhnliche Fälle sind die Natur und Aufmerksamkeit auf uns selbst die besten Aerzte, und die Meinung des Appollonides, eines berühmten griechischen Arztes, ist so übel nicht, daß er die Ehre, einen Kranken gesund gemacht zu haben, gern mit der Natur theilen wolle, und daß er so viele unerfahrene Aerzte kenne, daß die menschliche Gesellschaft gewonnen haben würde, wenn man es untersagt hätte, Arzneikunde zu treiben.

Eine gute Mahlzeit, und die Mahlzeit zu bestimmter Stunde, muß uns aber nie Bedürfniß werden. Wir laufen dadurch Gefahr, Geschäfte zu versäumen, sie zum Zweck zu machen und Mißbehagen zu empfinden und empfinden zu lassen — was sehr übel ansteht, — wenn wir diese gute Mahlzeit nicht haben können; und dieser Fall kann doch häufig eintreten. Eigensinnig im Hause alles nach seinem Geschmack zubereitet zu verlangen, wird leicht eine Verwöhnung für die Gesellschaft und quält unsere Haus- und Tischgesellschaft, und es empfinden zu lassen, wenn

eine Speise mißglückte, ist noch mehr als kindisch; wir müssen uns alsdann mit dem Sprichwort trösten: Backen und Brauen geräth nicht immer.

Auch als Mann etwas von der Kochkunst zu verstehn, ist sehr gut. Auf Reisen, in schmutzigen Herbergen, kann es uns frommen, dem Soldaten ist es im Felde nützlich, und im Hause kann es uns dazu dienen, daß das Hausgesinde uns nicht so leicht ein X für ein U vormachen darf, indem wir ein Wort mitsprechen können. Weiter dürfen wir aber auch nicht gehen; hinter einen sogenannten Topfkucker lacht das Gesinde her. Manche verfallen denn auch in den Fehler, daß sie in Gesellschaft, besonders mit Frauen, gern von Speisen, von Lieblingsgerichten, von deren Zubereitung u. s. w. sprechen. Dadurch stimmen sie sich zu sehr herab, laden den Verdacht des Leckermauls auf sich, oder daß die Mahlzeit die Spindel sei, um welche sich ihre ganze Lebenswirksamkeit drehe, und sie erscheinen als weibisch; für den Mann giebt es wohl andere Gegenstände der Unterhaltung.

Wenn wir gesagt haben, daß die Freuden der reicher besetzten Tafel dem zu gönnen sind, der mit seiner Kasse auch in gutem Einverständniß darüber ist, so müssen wir uns aber sehr hüten, darin nicht zu weit zu gehen, und das geschieht sehr leicht, besonders wenn wir eines guten Magens uns erfreun, und

es gern sehen, daß es andern bei uns schmeckt. Aus erstern entsteht bald ein Leckermaul und die Gewöhnung des zu starken Essens, denn es ist dieses in der That nur Gewöhnung (Gourmand und friand) und aus letztern entsteht das Verlangen, den Ruf zu haben, daß wir einen fürtrefflichen Tisch führen, ein Ruf, den unsere Gesellschafter sehr gern immer mehr nähren, bis wir uns täuschten. Durch jenen Ruf verlieren wir auch einen großen Genuß, denn andere nehmen Anstand, uns zu einem blos freundschaftlichen Mahl einzuladen, indem sie fürchten, daß wir unbefriedigt von der Tafel aufstehen, und was ist angenehmer, als diese freundschaftlichen Mahle! — Das „Entbehre und genieße!" sei unsere Regel bei diesem Bedürfniß der Natur!

Eine Verwöhnung im Essen, indem wir vielleicht früherhin in Verhältnissen lebten, wo ein reich besetzter Tisch zu der Tagesordnung gehörte, Verhältnisse, die jetzt für uns nicht mehr sind, z. B. wenn der gräfliche Hauslehrer eine Pfarrstelle bekommt, oder der Secretair des Ministers mit dem magern Gehalt eines Kollegienraths sich begnügen muß, kann leicht dahin leiten, außer dem Hause das zu suchen, was das Haus nicht gewähren kann, und wir laufen Gefahr, selbst wenn wir es auch nicht sind, zu dem verachteten Haufen der Sybariten geworfen zu werden, die den emporgekommenen Lieferanten, den reichen Wucherer

als ihren Mäcen vergöttern, wenn er nur ihre Entwürdigung mit einer guten Mahlzeit lohnt. — Für den Magen, für die Zukunft, gegen die Gewöhnung ist es gleich gut, im Wohlleben selbst sich zuweilen freiwillig ein halbes Fasten aufzulegen.

Doch, der Magen ist gefüllt, oder überfüllt, wir sind gesättigt oder übersättigt; Ekel und Uebelbefinden rächt das Uebermaaß im Genuß der Speise; schlimmer ist es mit dem Trinken, wo es kein Ziel im Uebermaaß augenblicklich giebt.

Wenn wir ganz nach der Natur lebten, so bedürften wir nur des Wassers, der Milch und des frischen saftigen Obstes, um den Durst zu stillen, und den Speisen eine Verbindung zu geben. Das ist ja aber bei dem künstlichen und verkünstelten Menschen bei weitem nicht genug! Er bereitet sich Getränke, die lieblich schmecken sollen, ja er setzt sogar den lieblichen Geschmack bei Seite, wenn sie nur Reitz und Feuer geben oder betäuben. Daher die vielen geistigen Getränke! Eine auffallende Erscheinung ist es, daß die geistigen Getränke bei allen Völkern schnell Eingang gefunden haben, und daß sie, einmal eingeführt, nur durch die Erfindung stärkerer Getränke zurückgesetzt werden. Seit die wilden Völkerstämme Indiens den europäischen Branntwein kennen gelernt haben, ist ein Gefäß, mit diesem Getränk gefüllt, die beste Lock-

speise, daß sie Vater und Vaterland verrathen, und ihre Schätze darbringen; der Osmanne, der keinen Wein trinken darf, umgeht das Religionsgesetz, und betäubt sich in Opiaten; Volkserzieher und Sectierer mußten das Heiligste dazwischen stellen, um ihre Pflanzung vor der Epidemie der geistigen Getränke zu schützen, aber auch der eifrigste Israelit trinkt einen Spiritus den sein Gesetzgeber noch nicht kannte; der strengste Katholik bringt ein künstliches Feuer in die Fasten. Die Völker unter nördlichen Himmelsstrichen ziehn die brennenden, schnell berauschenden Getränke, die südlichern Völker die gewürzhaften, hitzigen, betäubenden vor.

Man sollte beinahe glauben müssen, daß bei diesem allgemeinen Begehr danach starke Getränke ein Bedürfniß der menschlichen Natur wären, allein das ist in der That nicht der Fall. Denn, wäre es Bedürfniß, so würde die Natur für deren Dasein gesorgt haben; sie sind aber alle künstlich, durch menschliche Erfindung zubereitet, und frühere Generationen waren stärker, gesunder und unternahmen Riesenarbeiten, ohne eine zweite, eine erkünstelte Kraft zu bilden. Die Entbehrlichkeit der geistigen Getränke liegt daher zu Tage; doch würden vielleicht, die Faul- und Nervenfieber nicht gerechnet, Volksempörungen entstehn, wenn ein Regent die Bekehrung mit der Beraubung der Mittel anfangen wollte, wenn er die Brauereien und

Brennereien vernichten, die Einfuhr verbieten ließ. Die jetzige Generation ist einmal von der Manie ergriffen und um die künftige Generation zu schützen, hätte man allenfalls dem Volke glaublich machen sollen, daß denen, welchen die Kuhpocken eingeimpft worden, der Wein und Branntwein ein wahres Gift sei.

Den ersten Reiz zu dem Genuß geistiger Getränke giebt die dadurch erfolgende, wohlthuende Anspannung, das gleichmäßig höhere Streben der Seele, das Aufrütteln aller Körperkräfte. Es ist dadurch dem Menschen gleichsam eine Folie untergelegt, durch welche er aus der flachen Alltäglichkeit heraustritt, sich selbst mehr fühlt und die engen Sorgen und Mühen des Lebens in ein rosenfarbenes Licht gehüllt sieht. Sein Herz ist erweitert, er gewinnt Selbstvertraun. Die Unterhaltung wird lebhafter, freundschaftlicher, und alle kleine Gefahren des Anstoßes gleiten an ihm vorbei. Aber warum muß er, um in diesem behaglichen Zustande sich zu fühlen, erst jene Folie sich suchen? Mit Kraft und Willen kann er in sich selbst sie auffinden, ohne zu jener die Zuflucht zu nehmen. Doch, diese wohlthuende Anspannung gewinnt er leichter durch das geistige Getränk, warum sollte er also damit nicht fortfahren? So entschuldigt er sich. Auf jede Anspannung erfolgt aber Abspannung, und um diese zu vernichten, unschädlich zu machen, muß wieder fortgefahren werden. Wenn heute schon zwei Gläser Wein

die kleine Anspannung gaben, so wirken in einigen Monaten nur vier Gläser dasselbe, denn zwei Gläser waren schon Gewohnheit geworden, also keine Anspannung mehr. So schreitet man immer gemach in arithmetischen Progressionen fort. Das Bedürfniß ist da, der Zustand der Abspannung wird unerträglich, da er die Welt und uns selbst nicht in dem helleren Lichte uns zeigt, und dazu kommt, daß der Magen nun laut den Tribut fordert, indem das feine Salz, welches in dem geistigen Getränk liegt, den Reitz zu immer mehrerem Genuß giebt. Endlich setzt der leichte Wein zu viel Phlegma ab, die feineren Weine sind zu kostbar, hin und wieder ein Glas Liqueur hinzugefügt, bringt dieselbe Wirkung hervor; auch hierin wird fortgeschritten, und so entsteht denn allmählich der Trinker, der Zecher, der Schlemmer, der Säufer. Aus dem Reitz ist die Gewöhnung, aus der Gewöhnung eine der gehässigsten, unheilbarsten Leidenschaften geworden.

Bei allen andern Leidenschaften helfen Vorstellungen in Perioden der Ruhe; bei dem Säufer nicht. Denn in dieser Periode der Ruhe ist er so erschlafft, so stumpfsinnig, daß nichts auf ihn wirkt, und wenn die Selbstbetrachtung ein Wort reden will, so übertäubt er ihr widriges Mahnen dadurch, daß er sich leichtlich wieder in einen Zustand versetzen kann und wirklich setzt, der ihn über die Alltagsmenschen erhebt, und

ihn die Sorgen vergessen macht, zumal der verwöhnte Körper gebietend diesen Zustand wieder fordert. Die besseren Menschen haben sich allmählig von ihm zurückgezogen, selbst zum Gemeinen herabgesunken, befindet er sich auch nur in gemeiner Gesellschaft wohl, alle Geisteskräfte erlahmen und der ausgebrannte Körper nimmt mit dem ausgebrannten Geist ein schmähliges Ende.

Wie viele unzählige Beispiele haben wir nicht hiervon in unserer Erfahrung schon gemacht! Aber alle diese an andern gemachte Erfahrungen sind oft nicht vermögend, uns selbst nicht hinzureißen. Es giebt viele Menschen, welche schon mit Recht beschuldigt werden, daß sie sich dem Trunke ergeben haben, und die dennoch mit aufrichtiger Ueberzeugung andere laut darüber tadeln, daß sie Säufer sind, — ein Beweis dafür, wie unbemerkt diese Leidenschaft sich einschleicht, und wie unbesiegbar sie ist, wenn sie einmal Wurzel faßte.

Ist die Vernunft noch nicht ganz durch den Sinnenreitz, durch den Taumel des Genusses ihrer Stimme beraubt, so wird mit jedem Morgen wohl der Vorsatz gefaßt, allmählig den Trunk sich abzugewöhnen, aber fast mit jedem Abend ist der Vorsatz gebrochen, und so verfließt Tag auf Tag, und die Leidenschaft wird immer unheilbarer. Wir sehn auch, daß Men-

schen mehrere Jahre hindurch zu der nüchternen Besonnenheit zurückkehrten, und doch zuletzt ein Opfer der nur unterdrückten, nicht getödteten Leidenschaft wurden. Ist der Entschluß der Entsagung im Zustande der Besonnenheit gefaßt, so hilft das allmählige Abgewöhnen zu nichts; die Verführung ist einmal da, der Reitz ist schon zu groß geworden. Sogleich, auf einmal muß jener männliche Entschluß ausgeführt werden, die unbedingte Entsagung muß dem Kämpfenden wie ein ewiges Gesetz der Natur dastehn und sollte er auch darüber in eine Krankheit verfallen, sollte diese Krankheit auch zum Tode führen! Besser, sogar ehrenvoll für ihn, er stirbt in diesem heldenmüthigen Kampf, als daß er nachher wieder eine gewisse Beute der Verworfenheit wird.

Es giebt Menschen, welche sich selbst und uns glauben machen wollen, daß sie keine Trinker sind. Sie sagen: meine Natur kann das vertragen; bei der Quantität, bei welcher andere schon taumeln, bin ich noch ganz nüchtern. Sie täuschen aber nur sich selbst und auch das kaum, uns aber gewiß nicht. Gewöhnlich geben sie diese Versicherung nur in dem Zustande der Anspannung ab, indem jeder Trinker gern glauben machen will, als habe er nicht getrunken; doch eben diese Anspannung in Verhältniß gestellt gegen unsere Nüchternheit, überzeugt uns von ihrem Zustande. Diese Art Menschen trinken mäßiger, aber sie trinken

oft, um in der Anspannung zu bleiben, welche sie zu den Geschäften des Lebens tauglich macht, und welche sie auch mit Besonnenheit zu verrichten scheinen. Aber auch sie gehen schon der ganzen Verworfenheit entgegen; denn entweder die Natur ist eisenfest, so siegt der durch die alcalischen Salze erregte Reitz, und sie trinken erst zu Zeiten, dann gewöhnlich ein mehreres, oder ihre Natur ist nicht stark, so können sie, wie man sagt, nichts mehr vertragen, und wollen und müssen doch trinken, und so kommen sie betrunken in das Geschäftsleben.

Eine sehr üble Anwendung von der Wirkung des Weingeistes auf die Seelenkräfte machen auch die, welche, um an ein mißliches Geschäft zu gehn, oder wenn sie dem Minister vorgestellt werden sollen, oder wenn sie einen hartherzigen Gläubiger bewegen, oder in einem unangenehmen Termin auftreten sollen, ein Glas mehr als gewöhnlich trinken. Sie legen sich dadurch das unwürdige Geständniß ab, daß sie aus sich selbst die Kraft, das Vertraun, die Selbstständigkeit, die Furchtlosigkeit, welche zu dem Act gehören, nicht entwickeln mögen, daß sie keine Lust haben, in sich selbst die reichen Quellen zu öffnen, welche Muth, Festigkeit, überhaupt eine erhöhete Natur geben, und durch jenes künstliche Reitzmittel laufen sie nicht nur Gefahr, gerade bei dem wichtigen Geschäft sich nicht so zu nehmen, als sie sich nehmen wollten und sollten, indem

diese erzwungene Darstellung ihrer selbst ihnen eine fremde Natur unterlegte, sondern sie gewinnen auch, wenn sie dieses Mittel öfter anwenden, sobald sie in mißlichen Verhältnissen in der Welt sich zeigen müssen, bald den Ruf, daß sie einen Trunk über den Durst nehmen, ein Ruf, den sie zuletzt auch verdienen.

Noch andere gewöhnen sich absichtlich beinahe, aus Verzweiflung den Trunk an. Sie sind in dem ehelichen Verhältniß nicht glücklich, sie können mit dem besten Willen, mit der größten Anstrengung nicht zu einem genügenden Amt gelangen, sie sehen den Verfall ihres Vermögens, sie leiden mit der Noth der Ihrigen, ohne helfen zu können, sie sehen keine gute Bahn vor sich, sie sind ihres guten Namens beraubt, sie sind zu feige zum Selbstmord und doch zu wenig entschlossen, ein elendes Leben ertragen zu wollen, und aus Wuth reißen sie den Becher der Betäubung an den Mund. Diese Menschen sind für sich selbst die beklagenswerthesten, für andere sogar gefährlich; denn diese Verzweiflung, mit der sie den Becher an den Mund setzten, hört mit dem Taumel nicht auf; sie sogen noch mehreres Gift damit ein, und schreckliche Thaten sind schon dadurch geschehen! — Vernunft, Religion, Philosophie, Hoffnung, Fatalismus sollen die Schutzwehren, die Stützen dieser Niedergedrückten sein, und sie werden noch Menschen finden, die sie in ihrem Unglück, selbst wenn es schwer, selbst ver-

schuldet war, achten; doch jene entsetzliche Wahl des Trunkes muß auch die letzte Spur des Mitleides von ihnen entfernen und sie sterben unbedauert.

Von dem Hang zum Trunk, von der Leidenschaft des Säufers ist sehr wohl zu unterscheiden der periodische Rausch. Der beständige Trinker erscheint uns in einer beständigen Anspannung, und bei geringerer Aufmerksamkeit auf ihn sollte man seinen Zustand fast für natürlich halten, indem er die Vernunft noch zusammen zu halten weiß, und erst in einem spätern, ihn noch erwartenden Grade zu viehischer Bewußtlosigkeit herabsinkt. Der periodische Rausch eines Menschen ist uns aber sogleich auffallend, weil dieser Berauschte nicht mehr der Mensch ist, wie er gewöhnlich uns erscheint. Er ist für gewöhnlich nüchtern, hat keinen besondern Reitz, noch keinen Hang zum Trinken; aber er liebt muntere Gesellschaft, er hat leichtes Blut, reitzbare Nerven, die Gesellschaft reißt ihn so hin, daß er nicht auf sich achtet, er weiß nicht, wie der beständige Trinker, wie viel er vertragen kann, und wird berauscht.

Wenn auch deine Freunde darüber scherzen und das verzeihlich finden, so hüte dich doch wohl auch vor einem solchen Rausch. Du unterhieltest dadurch einen Theil der Gesellschaft, durch Herabsetzung deiner Selbstheit; Neckerei und Schadenfreude versucht daher, ihn

wiederkehren zu machen, du bist ein Gegenstand des Spottes geworden, ein solcher Rausch ist oft auch von einer Offenherzigkeit begleitet, welche von nachtheiligen Folgen ist, der ernste Mann trauet dir nicht mehr ganz, weil er sieht, daß du dich zu weit vergessen kannst, und du selbst läufst Gefahr, da allmählig Reitz zu bekommen, wo einmal, ein paarmal, nur Unaufmerksamkeit auf dich selbst dich hinriß.

Den Character eines Menschen aus dem Rausch erkennen zu wollen, ist thörigt, denn er ist nicht mehr derselbe, nicht mehr der Vernunftmensch; diese hat sich in ihr innerstes Gemach zurückziehn müssen, und sie ist es doch, welche dem Character seine Bestimmung giebt. — Man sagt, er hat einen guten Rausch, er hat einen bösen Rausch, beides muß uns gleich warnend sein; der gute Rausch macht zu unbesonnen, zu offenherzig; der böse Rausch zu jähzornig, zu streitsüchtig, und beides wird nüchternen Sinnes zu spät bereuet. Aus dem bösen Rausch auf einen bösen Menschen schließen zu wollen, ist eben so falsch, da, wie gesagt, der Mensch im Rausch nicht der natürliche Mensch, nicht der Vernunftmensch ist. Oft ist auch die Art des Getränkes das Entscheidende, ob es ein guter oder ein böser Rausch sein soll. Der leichte Champagnerrausch setzt den Göttern gleich, Portwein oder Aehl (Ale) machen auch den friedfertigsten Menschen zänkisch, oder er muß weinen, er weiß selbst nicht warum. — Wenn

wir jemanden, des Gottes voll, dahin taumeln sehen, können wir in der Regel wissen, was er zu viel getrunken hat. War es Bier, so turkelt er mit vorwärts gehängtem, allzuschweren Kopf gerade aus; war es Branntwein, so steht der Kopf fest, und er kreuzt mit den Füßen nach beiden Seiten; war es Wein, so ist der Kopf mehr hervor gerichtet, bewegt sich bestimmt, schnell links und rechts, und die Schwachheit der Füße, die das Bachusfaß nicht tragen wollen, ist geschickter versteckt.

Kriegerische Nationen finden den Trunk weit verzeihlicher, als diejenigen, welche die Künste des Friedens bauen. Der Krieg selbst ist ja ein Rausch und mögen allerdings bei den Ermüdungen der Märsche, bei den Nachtwachen in unfreundlicher Witterung, bei den Krankheiten in den Lägern, geistige Getränke ein nothwendiges Uebel für den Soldaten sein, und eine weniger feindliche Wirkung auf den Körper machen; doch zu erklären, daß man den Branntwein als Mittel gebrauchen müsse, um den Muth des Soldaten zu entflammen, das würdigt den patriotischen Willen der Armee, würdigt den guten Zweck des Krieges, würdigt die Tapferkeit des Einzelnen herab. Freilich bediente eine gebildete Nation neuerer Zeit sich dieses Mittels, aber ihre berauschten Kriegsknechte stürzten auch in der unterhaltenen, von oben herab unterstützten Trunkenheit, gleich wilden Horden der Südmeers-

Insulaner, in die Länder, und das Volk steht gebrandmarkt in den Büchern der Geschichte da! Mag nun aber auch der Anführer, — und commandiere er auch nur ein unbedeutendes Detachement — den Trunk dem gemeinen Soldaten vergönnen müssen; er selbst muß der nüchternste Mensch von der Welt sein. Er bekomme den Ruf, daß er trinkt, und er wird nie zu hohen militärischen Würden gelangen. Die wahre Tapferkeit ist ein Kind der Ruhe, der Ueberlegung; man kann den berauschten Tollkühnen wohl zu Unternehmungen, die ihn selbst einer großen Gefahr aussetzen, und deren Mißlingen dem Ganzen keinen Schaden bringt, gebrauchen, aber der höhere Rang der besonnenen Führer wird ihn nie schmücken. —

Bei anhaltenden Arbeiten im bürgerlichen Leben, bei dem Nachtwachen, wenn der Körper oder der Kopf nicht mehr fort will, nimmt man geistige Getränke zu Hülfe, um das Feuer anzuschüren; hier sind sie ein wahres Gift für den Körper, für die Geisteskräfte. Sie überspannen beide, und die nachherige Abspannung ist um so größer, und hat, bei öfterm Versuch dieses Mittels, Erschlaffung, gänzliche Abspannung zur Folge. Welche gewagte Mittel bei eintretender Krankheit muß dann nicht auch der Arzt da anwenden, wo die gewöhnlichen Reitzmittel der Medicin nicht mehr wirken!

Die schädlichen Folgen, welche der Hang

zum Trunk und die spätere Leidenschaft desselben für den Menschen selbst, und in seinem Verhältniß gegen andere hat, sind nicht zu berechnen. Er selbst zerstört muthwillig seinen Körper und führt ihn einem frühzeitigen Tode entgegen, er wird unsauber, unreinlich, seine Körperkräfte erlahmen, seine Geisteskräfte verwirren sich und schwinden, eine nach der andern, er sinkt gemach in den Zustand der Dummheit, seine guten Gefühle werden abgestumpft, die wahre Ehre ist ihm keine Ehre mehr, er wird gemein, der Sinn für Häuslichkeit, Gattenliebe und Gattentreue ist nicht mehr da, die niedrigste Wollust ist ihm ein viehischer Genuß, er ist Tyrann im Hause, der Wohlstand flieht, die Armuth zieht ein, draußen ist er ein cynisches Schwein, ein Schreckbild den Erwachsenen, ein Spielball den Gassenbuben; von allen Freuden der Welt ist er hinweggegeißelt, von allen Thüren wird er zurückgewiesen, kein Vertrauen mag man zu ihm fassen, kein Amt ziert ihn mehr, denn er kann keinem mehr vorstehen, man kann ihm nichts mehr anvertraun, da er auch das kleinste Geheimniß nicht verschweigen kann, sein Wort gilt nicht mehr, seine Versicherungen werden überhört, seine Gaben werden zurückgewiesen; so taumelt er und wankt, und wankt, und fällt; keine Thräne fließt an seinem Grabe.

Der Rettungsmittel für den, welcher schon in die Leidenschaft des Trunkes verfallen ist, giebt es

wenige; denn der Zustand der Bewußtlosigkeit, oder der, wo die Vernunft in Fesseln liegt, ist fast permanent oder oft wiederkehrend; alle Gefühle sind schon abgestumpft, und was bei andern, stets nüchternen Menschen, einen widrigen Eindruck macht, ist für ihn eindruckslos; und dazu kömmt, daß mit der wachsenden Leidenschaft auch das Bedürfniß des Körpers wächst. — Ein wesentliches Rettungsmittel ist Veränderung des Ortes. An einem fremden Orte ist der Trinker von seiner liederlichen Gesellschaft entfernt, (wer schon für sich allein, im stillen durch geistige Getränke sich zu betäuben anfing, ist fast ganz unrettbar verloren!) und er kann hier mit leichter Mühe einen neuen Menschen anziehn, hier, wo er seinen guten Ruf bei seinem Erscheinen erst feststellen, nicht, wie in dem verlassenen Ort, wieder gewinnen soll; letzteres ist weit schwerer, oft unausführbar, und verzweifelnd kehrt der Ermüdete zu den reizenden Sünden zurück. Eben so, wie Müssiggang, Mangel an Beschäftigung häufig den Anfang zu dem Trinker macht und ihn in die lustige Gesellschaft der Zechbrüder in die Weinhäuser führt, eben so ist anhaltende, in nothwendigen äußern Verhältnissen auferlegte Beschäftigung ein Rettungsmittel. Den Sinn für Häuslichkeit, für den kleinen Freudenwechsel im Hause suche man neu zu erwecken, man fülle auch jede Viertelstunde der Muße aus, man schaffe sich, wie man zu sagen pflegt, eine Puppe, ein Steckenpferd an, man ehre die Wissenschaften, denn

wer sie ehrt, den ehren sie wieder; man beschränke den gesellschaftlichen Kreis so viel als es möglich ist, und man glaube nie, wenn man auf diesem Wege der Rückkehr ist, daß man schon wirklich geheilt sei; darum stehe die Besohnenheit immer zur Seite, man vermeide jede Gelegenheit, welche einen Rückfall fürchten lassen könnte, und man habe ja nicht die Keckheit, Versuche machen zu wollen, ob man nun auch wirklich fest sei. In dieser Keckheit liegt schon die Lust, wieder sündigen zu wollen, und jedes verwegene Selbstvertraun wird uns schädlich.

Da wir nun wissen, wie verführerisch der Genuß der geistigen Getränke ist, und wie zerstörend, unheilbar die Neigung, der Hang wird, so müssen wir auf Vorbeugungsmittel denken. Das Beste davon ist ohnstreitig, es sich zum Gesetz zu machen, durchaus gar keine geistigen Getränke zu sich zu nehmen. Schon dem Knaben muß es begreiflich gemacht werden, daß diese künstlichen Zubereitungen des rohen Stoffes wider die Natur sind, also gewöhnlich gebraucht, der Gesundheit schaden, und nur zu den Officinen der Apotheken, zu der Aufsicht der Aerzte gehören. — Man nehme an Trunkenen, die ein, die menschliche Würde entehrendes Scheusal sind, ein warnendes Beispiel, und man beobachte im Stillen einen Trinker, um an ihm wahrzunehmen, wie er von Stufe zu Stufe immer tiefer sinkt. — Man sorge für seine Gesundheit,

vermeide jede Ueberladung, erhalte die Frische des Körpers und der Lebenssäfte durch eine gute Diät, und das Bedürfniß, zu trinken, Reitzmittel zu gebrauchen, um der erschlafften Natur wieder aufzuhelfen, wird sich nicht melden. — Man suche in sich selbst den Fond von Heiterkeit, munterer Laune, Kraft, Muth und Entschlossenheit, um der Folie des Weingeistes zu dem gesellschaftlichen Vergnügen, zu den mißlichen, unangenehmen Geschäften nicht zu bedürfen; man wähle seinen Umgang nicht unter den Kupfergesichtern mit den schwimmenden Augen und mache ein Kreutz vor dem Schilde eines Zechhauses; man überzeuge sich davon, man philosophire es sich selbst vor, daß ein Bedürfniß, welches wir nicht kennen, kein Bedürfniß für uns, eine Lust, die wir nicht kennen, keine Lust ist; man hüte sich wohl, Versuche mit sich zu machen, um nachher einen Triumph in der Standhaftigkeit finden zu können: denn diese Standhaftigkeit, der man sich rühmen will, wird bald von der auflauernden, überraschenden Verführung verhöhnt; man beschäftige sich in Stunden der Muße lieber in dem Hause, als außer dem Hause, ohne deshalb eine sogenannte Hausunke zu sein, und man kehre immer freudiger in das Haus zurück, als man die Gesellschaft verließ; in Gesellschaft und für die Gesellschaft versäume man den Umgang mit den Frauenzimmern nicht, ohne deshalb den Umgang mit Männern ganz zu vernachlässigen und als Weiberknecht sich schelten zu lassen, — sie aber hassen

den Trunk der Männer und unter ihnen und mit ihnen ist man vor den Zechgelagen geschützt; — alle diese Regeln und Anmahnungen halten von den Pforten des Bachustempels zurück, in dessen Innern so leicht der liebenswürdige freie Naturmensch, der hinein ging, in ein cynisches Schwein umgewandelt wird.

Es giebt aber viele Menschen, welche die Sünden ihrer Väter mit sich herum tragen, welche eine reitzlose, schlaffe, asthenische Natur haben, und besonders je mehr die Jahre zunehmen, der äußeren Reitzmittel bedürfen. Sie müssen trinken, sie sollen trinken, denn die Aerzte wollen es so haben, weil schon die Väter und Großväter Schlemmer waren, weil sie in den frühesten Jahren schon trinken mußten, und sie befinden sich wohler nach dem Genuß. Diese müssen aber durchaus beständig die Vorschrift des Arztes vor Augen haben, sie müssen den Wein nur als Arzenei betrachten, sie müssen sich einbilden, sie trinken eine Arzenei, und nicht zum Wohlgeschmack, und sie dürfen das Maaß dieser Arzenei durchaus ohne den Willen des Arztes nicht steigern. Freilich muß man auch hierin behutsam sein, denn es giebt manchen Arzt, der den nicht wirklich Kranken sondern nur Kränkelnden nach seiner Fülle der Gesundheit, nach seinen starken Nerven beurtheilt, und der meint, was er vertragen kann, das könne auch jener vertragen, so wie denn die Manie des Reitzes auch unter eine gewisse Klasse

von Aerzten gefahren ist, die ihre Kranken fast in allen Fällen betrunken machen.

Es giebt aber auch Gelegenheiten, wo wir das Gemeinschaftliche stören, oder als geziert oder verhöhnend erscheinen würden, oder wo man uns damit necken könnte, daß wir eine versteckte Krankheit bei uns trügen, wenn wir gar nicht mittrinken, zutrinken, oder Bescheid thun. In diesen Fällen muß man denn allerdings eine Ausnahme machen, indeß diese Ausnahme muß nur so weit gehen, daß wir unsern guten Willen zeigen. Der vernünftige Mann wird es billigen, daß wir nur den guten Willen zeigten, und daß die Tafelrunde der Zecher deshalb uns tadelt, wenn wir nicht mit ihnen Stich halten, kann uns nicht nur gleichgültig sein, es ist sogar ein Lob für uns; wer wünscht, es jedem recht machen zu wollen, ringt nach einer Unmöglichkeit, quält sich selbst, und ist ungewiß, unbeständig.

Zu den äußern unerlaßlichen Bedürfnissen der Natur gehört nun auch Bewegung, Beschäftigung des Körpers. Viele Menschen, besonders die Stubensitzer glauben, sie haben der Natur den nothwendigen Tribut gezollt, wenn sie eine halbe Stunde in der Stube auf und nieder gehen, oder bei außerordentlich schönem Wetter es wagen, ein Viertelstündchen vor dem Thore sich umzuschauen, oder sie meinen schon Be-

wegung genug gehabt zu haben, wenn sie das Steinpflaster nach dem Kollegienhause hin täglich zweimal treten; noch andere, die an eine sitzende Lebensart gebannt sind, übertreiben die Art der Bewegung darin, daß sie in Zwischenstunden das Holz für die ganze Haushaltung klein schneiden, oder im Garten ein Stück Land umgraben, oder Wasser in Menge aus dem Brunnen ziehn, und dergleichen schwere Arbeiten mehr verrichten; — beide Theile befriedigen aber das Erforderniß nicht recht.

Bewegung muß der Mensch haben, wenn nicht Fäulniß der Säfte, Stockung des Blutes, Beschwerde im Unterleibe, und die daraus zuerst und zunächst erscheinende üble Laune und dann die Hypochondrie Platz gewinnen sollen. Zeit zu der, dem Körper nothwendigen Bewegung hat jeder Geschäftsmann, von denen wir hier besonders reden. Diese Bewegung geschehe in der freien Luft; sie ist ein wahres Bad für den Körper, und frischt ihn an. Selbst in übler Witterung werde sie nicht ausgesetzt; vergönnen wir uns eine Stunde mindestens dazu, und, wenn die Geschäfte es zulassen, die Zeit gegen Abend, oder vor dem Mittagsmahl; lassen wir die Geschäfte und Sorgen für diese Zeit ruhen, sie sei uns eine freudige Beschäftigung, wenn sie eine wahre Würze für den Körper sein soll. So viel Angenehmes einsame Spaziergänge haben, so vereiteln wir doch dabei einen

großen Theil des Zweckes der Bewegung, indem wir uns in Gedanken vertiefen, oder wohl gar Grillen fangen, das Blut fängt also nicht an, so leicht sich zu bewegen, als es soll; daher die Spatziergänge mit den Seinigen, oder in anderer munterer Gesellschaft vorzuziehen sind. Da sehn wir denn wohl einen Menschen im Geschwindschritt vorbei eilen, als wenn er den ewigen Frieden bringen wollte; er läuft eine Ecke in das Feld hinein, und dann eben so schnell in sein Studierzimmer zurück; ist das aber die mäßige, unserer übrigen Lebensart angemessene Bewegung? — Gewiß nicht! — Viele sitzen auch eilf Monate am Arbeitstische fest, und reisen dann einen Monat in das Bad, um die Bewegung nachzuholen, doch die Natur des Menschen ist eigensinnig; was man einmal bei ihr versäumt, wo man es mit ihr verdorben hat, da giebt sie das Nachholen schwerlich zu. Ueber den Einfluß einer täglich wiederholten mäßigen Bewegung auf den Körper und über die daraus dem Gemüth zufließenden guten Wirkungen haben schon große Weltweise weitläufige Abhandlungen zu schreiben nicht für unwerth gefunden; Plato lehrte in der Academie im Spatzierengehen, und Griechen und Römer sorgten für große, öffentliche, mit bedeckten Gängen begränzte Plätze, damit auch bei unfreundlicher Witterung dem zu äußerm und innerem Wohlsein für nothwendig erachteten Erforderniß genügt werden könne.

Man sagt von Menschen; sie sind schwer aus dem Hause zu bringen! Gewöhnlich sind das die bequemen Menschen, die lieber zu Hause sitzen bleiben, ehr sie sich dazu überwinden können, sich in die Kleider zu werfen, wenn sie sich auch wohl gestehn müssen, daß sie gern mit ausgingen. Daher haben wir schon es anempfohlen, gleich nach dem Aufstehn sich völlig anzukleiden, damit man, wie der Soldat im Kriege, immer marschfertig sei. Oft sagen auch wohl solche Menschen: wozu soll ich ausgehen? Ich habe ja einen geräumigen, luftfreien Garten am Hause. Man darf ihnen aber erwiedern: den Garten kennst du bis auf jeden Maulwurfshügel; draußen aber bekommst du neue Gegenstände zu sehen, die dich zerstreuen, Gesicht und Herz erweitern sich in der weiteren Ansicht der Natur, der Wechsel ist in der phisischen, wie in der moralischen Welt nöthig. — Zuweilen sind diese auch solche Männer, die in einem kleinen Hader mit ihrer Mitwelt leben, die da fürchten, auf einem Spatziergange diesem oder jenem zu begegnen, dem sie nicht begegnen wollen. Allein gerade diesen ist es eine unerlaßliche Pflicht, sich aus dem Hause zu reißen, denn wir sagen ihnen hiermit, sie sind auf dem sichersten Wege, menschenscheu oder menschenfeindlich zu werden. Haben sie etwas vor mit Einzelnen, so können sie ja die Sache ihren Gang gehen lassen und müssen darum nicht eine üble Meinung gegen alle Menschen fassen; haben sie sich selbst etwas vorzuwer-

sen, weshalb sie glauben in dem Gerede zu stehen, so ist zwar das Gefühl, welches sie aus eignem Willen von der Gesellschaft zurückzieht, zu schätzen, allein eben dieses Gefühl schützt sie davor, nicht mit Unverschämtheit, mit Frechheit unter den Menschen wieder aufzutreten, und auftreten müssen sie, wenn sie dem Gerede nicht noch mehr Raum geben wollen; sie müssen sich selbst zeigen, und die Verleumdung hat ausgeredet, denn sie fürchtet allemal den Mann selbst. — Diese Gewöhnung, nicht gern außer dem Hause zu sein, stört auch viele gesellige Freuden; wir denken dann immer, wenn wir einmal ausgetrieben wurden, an das Haus zurück, wir nehmen nicht Theil, werden einsylbig, die Gesellschaft behagt uns immer weniger, und wenn wir denn doch hin und wieder unter die Menschen müssen, sind wir absprechend, anmaßend, eigenwillig, eigensinnig, weil wir daheim daran gewöhnt waren, der Herr im Hause zu sein.

Spatziergänge, das Zusammentreffen der Menschen auf Spatzierplätzen ist auch für jeden erheiternd, belehrend. Die andern Leutchen kramen auf diesem Marktplatz ihr bestes aus; sie bringen ihre Sontagslaune mit, und wir sehn und hören da so manches, was unsere Menschenkunde bereichert, was als drollig erscheinend, unsere Lachlust erregt, was den Character der Allgemeinheit näher bezeichnet, und alles dieses geht

uns auf einsamen Spatziergängen, bei dem Holzhauern im Hause verloren.

Man empfiehlt als die beste Art der körperlichen Bewegung das Reiten, da es den Körper gleichmäßig, ohne besonderes Anstrengen einzelner Theile bewegt. Die Sache mag, medicinisch betrachtet, richtig sein, und empfehlen wir daher auch im Bürgerleben dem, der es haben kann, das Halten eines Reitpferdes zu seinem Vergnügen. Indeß warnen wir hierbei, besonders jüngere Männer, vor der Pferdeliebhaberei. Sie ist eine sehr leicht verführende, aber auch sehr kostspielige Modethorheit; ein Pferd ohne Fehler haben zu wollen, heißt eben so viel, als ein Mensch ohne Fehler sein zu wollen, oder einen solchen zu kennen; das Stallmeistern der Pferde überlasse man den Stallmeistern, und der beständige Tauschhandel mit Pferden hat schon manchem, außer einer schönen Geldsumme, einen Arm oder ein Bein gekostet. Diese Modethorheit mit in Gesellschaft zu bringen, ist noch abgeschmackter, und doch findet man häufig Gesellschaftskreise, wo die ganze Unterhaltung um das Pferdekapitel sich dreht, wo man auch sogar den gutwillig zuhörenden Damen versichert: die Fanny habe eine gute Kruppe, der Hector trage à merveille, und die Meinung der Ecôle veterinaire gehe dahin, daß Joli nicht buchlahm sei, sondern einen Sehnenklapp habe.

Nun aber kommen Perioden, wo man die Bewegung durch Spatziergänge, Spatzierritte u. s. w. einstellen muß; der Winter ist da, oder die Witterung ist zu unfreundlich, und doch fühlen wir das Bedürfniß der Bewegung. Außer dem Hause kann da auch der Mann in Amt und Würden, vorausgesetzt, daß der Ort nicht gar zu kleinstädtisch ist, daß er nicht fürchten darf, zu unanständige Gesellschaft anzutreffen, und daß sein Amt, z. B. das Amt eines Richters, eines Pfarrers, ihn nicht nöthige, behutsamer zu sein, öffentliche Billards und verdeckte Kegelbahnen aufsuchen; beide gewähren eine gute Art von Bewegung, und sind unschädliche Gesellschaftsspiele. — Im Hause ist es denn schon mißlicher, und da mag denn eigne Erfindung nach Lage der Umstände einem jeden die Bewegung gewähren. — In Frankreich war es schon unter Ludwig XIV. Sitte, daß die Söhne der Vornehmern, auch die, welche zu künftigen, öffentlichen Aemtern bestimmt waren, nebenbei eine Profession erlernten, oder eine Kunst besonders üben mußten. Nicht allein, daß dadurch die Jugend von Unbesonnenheiten in den Zwischenstunden des Unterrichts abgehalten wird, so stärkt auch diese körperliche Arbeit den Körper, bleibt in spätern Jahren ein beschäftigendes Spiel, und ist sogar bei dem Sturz der Familie, bei Staatsumwälzungen eine Stütze. Mancher emigrirte französische Graf, Baronet und Marquis futterte sich und seine Familie in Deutschland mit Drechseln, Zimmern, Tischlern u. s. w.

durch, und wenn wir z. B. in der Jugend nebenbei auch bei einem Zimmermann, Drechsler, Tischler in die Lehre gingen, so kann uns diese Kenntniß in spätern Jahren im Hause eine körperliche Bewegung, eine angenehme Beschäftigung gewähren.

Kleine Lustreisen hin und wieder sind die wohlthuendste körperliche Bewegung. Sie zerstreuen, lehren andere Menschen, andere Gegenstände aller Art kennen, und selbst die Luft, das Wasser eines andern Orts giebt eine dem Körper wohlthuende Störung des Gewöhnlichen. Fußreisen ohne einen bestimmten Plan sind besonders zu empfehlen; auf ihnen findet sich gewöhnlich der Frohsinn der Gesellschaft und das Anziehende der Gegenstände von selbst.

Die

Gewöhnungen, Verwöhnungen und Manieren

haben wir näher zu beleuchten, ehe wir unsern Menschen sicher in die Welt hinausschicken können.

Der Gang eines Menschen, den wir kennen, und seine Körperhaltung, dessen Bewegungen, sind ihm eigenthümlich; er hat sich gewöhnt, so zu gehen; wir erkennen ihn schon von fern an seinem Gange. Der

Schleicher, der Heuchler, der Furchtsame hat einen ungewissen, behutsamen Gang; ein Fuß liegt immer zum Rückzug im Anschlag. Der Ungestüme, der Prahler, der Renomist hat einen lermenden, festen Schritt, der Hofmann hat einen winzigen, leisen Tritt, daß die schlummernde, gähnende Durchlauchtigkeit nicht gestört werde, der Geck, der eite Narr trippelt und hüpft durch das Leben, der Träge schleppt die Füße hindurch, der Ungebildete, der Unbehülfliche stampft die Erde. Alle diese Gewöhnungen und Manieren des Ganges sind störend, characterisirend, auffallend; alles Auffallende aber zu vermeiden, müssen wir uns angelegen sein lassen.

Der Gang des Mannes sei fest und sicher, ohne geräuschvoll zu sein, der Fuß werde etwas auswärts, die Zehenspitze etwas vorgebeugt aufgesetzt, denn das Auswärtssetzen unterstützt die Bewegungen des Körpers zu den Seiten, und sei mit der übrigen Haltung des Körpers in Ebenmaaß. Der Schritt sei etwas verkürzt; das zu weite Ausschreiten stört das Ebenmaaß der Körperhaltung, macht den Schritt ungefällig. Dieses zu weite Ausschreiten ist in dem engen Raum des Gesellschaftszimmers noch unschicklicher, und ganz unerträglich bei dem Schauspieler; und doch fehlen so viele darin. Oft soll die beengte Bühne einen großen Garten oder dergleichen vorstellen, und wir sehn den

Schauspieler diesen Raum mit fünf Schritten durchmessen.

Bei dem Stillstand, dem Stillstehn, sind gar viele in der Stellung des Körpers geziert. Sie haben Gemälde, Statuen gesehen, wo die Stellung ihnen behagte, und sie ahmen dieselbe nach, ohne zu bedenken, daß sie für ihren Körperbau, Kleidung, Zeit und Ort nicht paßt; sie ist daher auffallend, erzwungen. Unsere Stellung sei frei, ungezwungen, ohne nachlässig oder steif zu sein; sie sei so, daß wir leicht Herr jeder Bewegung des Körpers sind; darin besteht die Gesellschaftsstellung; in Gemälden, bei Statüen soll und muß die Stellung etwas Characteristisches andeuten, im gewöhnlichen Leben nur die Ruhe, daher muß sie hier so viel als möglich nichts sagend sein. — Das Anlehnen bei der Stellung ist vielen gar angenehm; manche wollen dadurch eine schöne Stellung, wie sie solche in Darstellungen der Kunst gesehn, gewinnen, andere thun es, weil sie nicht wissen, wo sie die Hände lassen sollen, womit man in der That häufig in Verlegenheit kommt, noch andere thun es aus einer gewissen Trägheit; alle aber fehlen dabei gegen die Schicklichkeit, denn die Gesellschaftsstellung soll frei sein.

Die Bewegungen des Körpers sollen nicht weit ausschweifend, zu lebhaft, zu schnell sein; Ruhe

liegt in dem Begriff der Schönheit. Bei den Bewegungen des Körpers, mit welchen wir die Rede begleiten, muß die Bewegung eine untergeordnete Rolle spielen; reißt uns die Rede zu lebhaften, schnellen, weitausschweifenden Bewegungen hin, so sind wir eifrig, setzen die, der Gesellschaft schuldige Mäßigung aus den Augen. Diese Ruhe und Mäßigung in der Bewegung ist ein schweres Studium für den Opernsänger; gewöhnlich ist er schon mit seiner Bewegung lange zu Ende, wenn der Gedanke im Ton, den die Bewegung begleiten soll, immer noch forttrillert. Daher finden wir so wenige Sänger und Sängerinnen, welche zugleich gute Pantomimen geben. — Nur bei der Zeichnung der stärksten Gemüthserschütterung darf die Bewegung der Hände und Arme über die Augenlinie hinausgehn, und die Hände sollen nicht leicht bis unter die Hüften herabsinken. Alles Aeußerste muß vermieden werden, eben so, wie der Maler sein Bild nicht im höchsten Grade des Affects darstellen wird; der Phantasie muß etwas hinzuzulegen übrig bleiben. — Die lebhaften Fingerbewegungen sind selten am rechten Ort, man überlasse sie den wilden Völkern und den Taubstummen.

Bei vielen jungen Leuten gehört es zu dem nachlässig guten Ton, mit den Händen in den Beinkleidertaschen, in dem Busenstreif, in den Haaren zu spielen, sich in den Stuhl hinzuwerfen, daß er knackt,

sich auf die Stuhllehne, wo Frauenzimmer sitzen, zu legen, und so die Unterhaltung zu führen; daß das alles aber Unschicklichkeiten sind, welche den Mann, der Anspruch auf wirklich guten Anstand machen will, nicht geziemen, muß dein eignes Gefühl dir sagen.

Um Leichtigkeit und gute Manier in der Bewegung und Haltung des Körpers zu gewinnen, um jede Spielung der Muskeln und Gelenke kennen zu lernen und davon Gebrauch zu machen, dazu ist an sich der Tanz das beste Mittel. Was bei dem Tanz der Unterricht nicht bewirken kann, da lehrt die Freude des Genusses, das Erweiternde, Hinreißende der Musik die Ungebundenheit unserer Bewegungen uns kennen und üben; zu der natürlichen Anmuth gesellt sich die durch den Tanz gefundene glückliche, empfehlende Haltung, die geschmeidige Behendigkeit und der angenehme, leicht und ungezwungen sich bewegende Weltmann steht vor uns. Doch, du edle Nationalfreude großer Völker, du reine Darstellung der Freude, der Schönheit, Anmuth und Kraft, wie bist du unter uns Deutschen mißgestaltet! Der Tanz der geringern Volksklassen ist ein Stampfen der Bretter in den Bierhäusern, der Tanz der vornehmen Welt ist eine Schule der Coquetierkunst, der feinsten Buhlerei, ein ungeregeltes Jagen im wildesten Schwindsuchtstact. Nicht einmal einen Nationaltanz hat der Deutsche, denn Menuet und Allemand, diese Darstellung der Bewerbungen aus den

ersten Ritterzeiten, sind in das abgeschmackte, alte Register geworfen, während doch der Spanier seinen Fadanjo, der Franzose seine Quadrille (nicht der deutsche Tanz: Quadrille) der Engländer seinen schottischen Tanz immer noch beibehält, sich stolzer fühlt, wenn er ihn tanzt. Der Nationaltanz ist aber das Gepräge der Eigenthümlichkeit der Bewegung, und wir würden gewiß in Deutschland in den Gesellschaften nicht solche vielseitige, ungewisse, linkische Bewegungen wahrnehmen, wenn die alten Nationaltänze beibehalten wären. — Der Tanz soll ein mehr allgemeines gesellschaftliches Vergnügen, eine den Körper wohlthuende Bewegung, eine verschönerte Gliederhaltung und Biegung sein; doch in unsern buhlenden Ballgesellschaften scheut sich der junge verheirathete Mann, am Tanz Theil zu nehmen, weil ein junges Frauenzimmer ihm nur ungern die Hand zum Tanz giebt, und es einen abgedrungenen Ehrentanz nennt; andere wagen es, schon der Gesundheit wegen, nicht, so schnell die Füße zu werfen, und die Reihen mit durchzulaufen, und hält man sich die Ohren zu, daß man die Musik nicht hört, so glaubt man einen Haufen losgelassener Tollhäusler zu sehn; — jeder Nationaltanz aber hat, auch ohne Begleitung der Musik, etwas Characteristisches, ist eine eigenthümliche Volksdarstellung.

Das Reiten, nämlich das kunstmäßige Reiten, und das Fechten, besonders das auf den Stich, sind

auch gute Mittel, uns die gute Haltung und die Biegungen des Körpers, wo die Kraft und das Mühsame durch die Anmuth versteckt wird, kennen zu lehren. Besonders aber gehört noch hieher, — so paradox es vielleicht manchem scheint, — das kunstmäßige Schwimmen. Nichts lehrt so sehr das Gleichgewicht des Körpers und eine ruhige Kraftbewegung finden. Der kunsterfahrene Schwimmer, oder auch nur der, welcher bei dem kunsterfahrenen Schwimmer die sogenannten stillen Hülfen analysirt hat, wird uns beipflichten.

Nicht zu tadeln ist auch das Declamiren auswendig gelernter Stücke, genaue Aufmerksamkeit auf die Stellungen, Haltungen und Bewegungen guter Schauspieler, und wir würden in dieser Hinsicht besonders die Theilnahme an einem Liebhabertheater empfehlen können, wenn nicht zu viele andere, nachtheilige Folgen damit verknüpft wären.

Der wesentlichste Theil unserer äußern Darstellung in der Welt ist das Gesicht und dessen Bewegungen. Es ist ein besonderer Staat im Staat, der die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zieht, denn es ist der Spiegel unserer Seele, und besonders der augenblicklich vorhandenen Gemüthsbewegungen. Es ist für andere die Wetterfahne, nach der sie sehen, das Aushängeschild, welches einladet, bei uns einzukehren, oder aber die Warnungstafel, welche von uns entfernt.

Daher studiere man sein Gesicht und dessen Bewegungen ja genau.

Aus seinem Spiegel das alles kennen lernen und in Gesellschaft mitbringen zu wollen, ist eine vergebene Mühe, denn der Spielgel zeigt uns wohl unser Gesicht, wie es eben ist, aber so ist es schon nicht mehr, wenn wir den Spiegel bei Seite legen, da ein ewiger Wogentanz der unzähligen größern und kleinern Züge darauf flutet, bald einer bemerkbar hervortritt, bald zurückspringt, eben so wie ein beständiger Gedanken- und Empfindungswechsel in uns ist, wovon die andern darum nicht gerade das innere Haus verlassen haben, wenn eines herrschend augenblicklich hervortritt. Man kann allerdings selbst viel dazu thun, seinen Gesichtszügen und Bewegungen für die Gesellschaft die ansprechende, gefallende Stellung zu geben; dazu gehört aber wir mögten es ein Unbeschreibbares — nennen! Wir müssen aus uns selbst heraustreten, und im Traum sehn können, unser „Ich" muß versinnlicht vor uns stehn, mit klarer Besonnenheit, immer die innere Bewegung hervorziehend, zu dem, was sie wirklich ist, müssen wir an dem Gesicht ordnen und ausputzen können, wie der Maler an dem Bilde, das er vor sich hat. —

Wer sich nun vornimmt, in Gesellschaft ein ernsthaftes Gesicht zu zeigen, geräth gar leicht in die

Uebertreibung, daß er statt ernst, finster aussieht, und abgeschmackt wird er, wenn er den Ernst sich aneignen will, ohne daß er ihm eigenthümlich ist; der Widerspruch, das Affectirte leuchtet grell hervor, und macht ihn dem vernünftigen Manne bedaurungswürdig, wenn er vergißt, daß er ja ernsthaft sein wollte, und über eine Kleinigkeit laut zu lachen anfängt. Andere denken auch wohl, ein angenommenes Lächeln stehe wohl an; aber sie haben einen Hang zur Schwermuth auf dem Gesicht ausgeprägt, und ihr erzwungenes Lächeln ist Verzerrung, oder das nichtssagende, faule Fleischgesicht paßt nicht zu dieser Darstellung des Innern, und ihr Lächeln ist jenes widrige Grinsen, dem wir so oft begegnen. Die beständig lächelnden Menschen sind die gefährlichsten; man knöpfe die Tasche vor ihnen zu, und halte den Mund zu. Manche wollen auch als Schwermüthige in Gesellschaft erscheinen, denn der Blick der Schwermuth interessirt, weil er unser stilles Mitleid erregt; besonders haben Frauenzimmer diese Ziererei; — doch die Geigen fiedeln zum Tanz, oder die Punschbowle dampft, oder ein guter Braten verbreitet seinen Geruch, und die Schwermuth wird von dem Gesicht gestrichen; — solche Menschen sind nun ganz erbärmlich und verdienen eine Züchtigung dafür, daß sie die gemischte Leidenschaft des Mitleidens in uns rege machen wollten. — Unüberlegt ist es, heute mit der Miene des Ernstes, morgen mit einem Lächeln auf dem Gesicht der Gesellschaft sich zu zeigen,

entweder, je nachdem wir eines oder das andere wohlanstehender, oder für den Kreis, in den wir treten, mehr sich eignend, erachten. Wir beurkunden dadurch das Gezierte, oder, wenn wir in der Rolle bleiben, was noch schlimmer ist, das Unbeständige in unserm Wesen.

Man zählt den Ernst zu den vorzüglichsten Zierden des Characters der Deutschen, und bleiben wir diesem Character getreu; er erscheine, in dem Innern erzeugt, auf dem Gesicht wieder, aber er sei kein finsterer, abschreckender, herrischer Ernst, er sei der Ausdruck des Hochgefühls eigner, innerer Würde, guten Bewußtseins, der Ruhe des Gemüths; das Lächeln des Wohlwollens umschwebe ihn, und die Theilnahme an den kleinen Freuden und Leiden anderer, blicke aus den Augen. Ein solches Gesicht ist Achtung erweckend, wohlthuend.

Die Augen sind fast beständig ein unverkennbarer Spiegel der Seele; daher täuscht die Maske, welche wir aus unsern Gesichtszügen machten, den feinen Kenner nicht. Alle unsere Mühe auf das Aeußere ist also verloren, wenn die Bildung, die Veredlung des Innern nicht gleichen Schritt mit dem Aeußern hält. Die innern Bewegungen, besonders der Scheelsucht, des Neides, des Geizes, der Habsucht, der Rachsucht und

der Begierde der Wollust zeigen sich in dem Auge, ohne sie verbergen zu können.

Manche Menschen sehn uns mit kleinen, zusammengezogenen Augen an. Dieser Blick gefällt nicht, denn er ist indignirend, demüthigend, man kann nicht gleich Vertraun zu dem Manne fassen, und doch wird er so häufig von Schwachköpfen als ein lächerliches Zeichen ihres Hervorragens vor uns affectirt, wogegen derjenige, den schwache Augen zu diesem Zusammenziehn zwingen, gern jedem vorweg sagen mögte: nehmt es nicht übel, daß ich so unschicklich euch ansehe; meine Augen wollen es nicht anders!

Hüte dich ja vor der Modesucht des Gebrauchs der Lorgnetten, der Brillen. Jede Bewaffnung des Auges schwächt, spät oder früh, es immer mehr, und die jungen Gecken, welche übrigens recht gut sehn können, verhunzen die Natur, und machen sich lächerlich, wenn sie durch diese Brillen den Schein gewinnen wollen, als hätten sie durch fleißiges Studieren die Augen zu früh geschwächt; noch abgeschmackter sind sie, wenn sie damit in Gesellschaften oder auf Spatziergängen erscheinen, oder wohl gar damit reiten, essen u. s. w. und sie werden ungeschliffen, wenn sie mit der Lorgnette diesen oder jenen fixiren, denn es macht verlegen, da es die Aufmerksamkeit anderer auf ihn zieht. Wer mit der Brille im Gesicht mit dir sich an den Spiel-

tisch setzt, mit dem gehe ja behutsam um; du kannst seine Augenbewegungen, besonders bei Licht nicht beobachten und er kann leicht ein falscher Spieler sein.

Manche Leute schneiden Gesichter; (grimassiren) sie bringen es sogar weit darin, wie z. B. Yarrick, der zu gleicher Zeit mit der einen Seite des Gesichts lachen und mit der andern weinen konnte, und einstmals stieg er mit sieben verschiedenen Gesichtern in einen Lohnwagen, so daß der Lohnkutscher glaubte, sieben Personen zu fahren; allein es ist dies eine, dem Manne im bürgerlichen Leben unwürdige Uebung zu einer Gesellschaftsgabe mehr; das Zucken der Gesichtsmuskeln wird auch leicht unwillkührlich, und man kann das unanständige Gesichterschneiden selbst bei den wichtigsten Ereignissen nicht mehr lassen.

Eine gute Sprache, mit allen Unterabtheilungen dieses allgemeinen Begriffs ist sehr zu beachten; der Mensch hat nichts mehr in der Gewalt, als seine Sprache, nichts empfiehlt mehr, als sie, nichts zeigt den Mangel an Bildung mehr, als deren Vernachlässigung, in nichts findet man die Verbildung leichter, als in der gezierten, oder absichtlich vernachlässigten, mit dem übrigen Mann gar nicht passenden Sprache.

Eine reine, volltönende Stimme kann jeder sich nicht ganz geben; man kann aber zu der Abrundung,

zu der Bestimmtheit des Tones viel beitragen und der Natur nachhelfen durch die Uebung des Singens, wenn man auch übrigens davon unter Menschen keinen Gebrauch machen kann, oder will. Eine deutliche, bestimmte, articulirte Aussprache zu bekommen, und besonders, sich zu erhalten, da man im Geschäftsleben, im Strom des Gesellschaftslebens sich so leicht verwöhnt, dazu gehört, daß man für sich öfters laut und langsam lieset, besonders Bücher aus den schönen Wissenschaften, ein Gedicht, ein Schauspiel aus dem bürgerlichen Leben u. s. w., daß man mit andern eher langsam, als zu geschwind spricht.

Das zu langsame Sprechen macht schleppend, eher aber verfällt man, bei dem Zufluß der Gedanken in den Fehler des zu geschwind Sprechens, und das beängstet den Hörer, wenn er mehr auf die Worte, als auf deren Sinn lauschen muß. Mit Pathos in der Gesellschaft zu sprechen, ist gesucht und abgeschmackt, denn es paßt nicht zu dem Gegenstand der Unterhaltung, wenigstens in der Regel nicht. Das laute Schreien dessen, der den guten Lungenflügeln Raum giebt, oder der sich hören lassen, oder andere übertäuben will, ist eben so widrig, als es unartig ist; ein vornehmes, wichtiges Leisesprechen anzunehmen, wodurch andere gezwungen werden sollen, ja still zu sein, um auch jedes Wort des Herrn zu vernehmen. — Das Flüstern in Gegenwart eines Dritten

ist nun durchaus unanständig; es verweiset gewissermaßen den Dritten aus der Gesellschaft, wo die Unterhaltung doch allgemein sein soll; es setzt ihn mindestens in Verlegenheit, da jeder unwillkührlich glaubt, man sage etwas, das ihn betrifft, leise darum zu einander, da man nicht wage, es laut zu sagen. Besonders ist dieses Flüstern eine üble Gewohnheit der Frauenzimmer, entweder, weil sie ihre kleinen Geheimnisse und Bemerkungen nicht so lange der Nachbarin verschweigen können, bis sich eine schicklichere Gelegenheit dazu findet, oder weil sie es für ein Mittel halten, dadurch in der Gesellschaft sich bemerkt zu machen und sich einen Anschein der Wichtigkeit zu geben. Noch verlegner macht es, wenn zwei Personen so unartig sind, und sich einander Zeichen in der Gesellschaft geben, da dies eine vorherige Verabredung voraussetzt.

Manchem stehn seine Sprachorgane entgegen, um geläufig sprechen zu können; aber auch Demosthenes, der große Redner, war früherhin ein Stammler; er nahm kleine Steinchen in den Mund, übte sich mit unendlicher Mühe, und wurde der große Mann, dessen Rede von der Bühne donnerte, und sich des Willens eines ganzen, großen Volkes bemächtigte. Man erinnere sich nur aus der neuesten Zeit, daß Ifland unter andern auch eine anstoßende, schwerfällige Aussprache zu bekämpfen hatte, und doch der große, entzückende Schauspieler wurde. Wir kommen also immer

wieder darauf zurück: der Mensch kann alles, was er will, und der Stammler kann sich mit dem Naturfehler nicht entschuldigen.

In der deutschen Sprache giebt es so viele Mundarten, als es verschiedene Provinzen giebt, ein Uebelstand, den wir in allen Ländern finden, welche nach und nach aus verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt wurden, und wohl gar auch dann noch einen Theil ihrer vormaligen Selbstständigkeit behielten; die Eigenthümlichkeit der Aussprache eines alten Völkerstammes verliert sich am schwersten, weil sie in den niedern Volksclassen, die von dem Boden ihrer Urväter nicht fortkommen, festsitzt. So giebt es in Italien ganz verschiedene Aussprachen, wo dem Gebildeten denn die Regel gilt, lingua toscana in bocca romana; so ist in Spanien, trotz der langen Vereinigung der Kronen Castilien und Arragonien, trotz der Verachtung der Gavachos (Ausländer) in Sevilla eine ganz andere Aussprache als in Burgos; so versteht der Provencale den Normann nicht, und doch behaupten beide, französisch zu sprechen, und in Deutschland versteht der Würtemberger den Pommer u. s. w. nicht. In andern Ländern kann der, welcher seine Mundart reinigen will, nach der Aussprache der Hauptstadt sich richten; das geht aber in Deutschland nicht an, weil dieses mehrere Hauptstädte hat, in denen die Aussprache durchaus nicht gleich ist. Einen Strich Niedersach-

sens rühmt man, daß er das beste Deutsch rede; allein wir können es nicht finden, und es hat nicht ein jeder Gelegenheit, dort in die Schule zu gehen. Wir müssen also bei der Aussprache unsere eigne Lehrmeister sein, und das geht auch bei der deutschen Sprache sehr leicht an. Sie verschluckt nämlich keinen Buchstaben, giebt keiner Sylbe einen andern Ton, und wenn man nun also keinen Buchstaben zu hart oder zu weich, keine Sylbe zu lang oder kurz ausspricht, sondern alles rein, so, wie es da steht auf dem Papier, so ist der richtigste Mittelweg gefunden. Leiten muß uns dabei mit das Aufmerken auf den Gesang und auf die Melodie des Versbau's, des Versfalles bei guten Gedichten, indem in beiden die Reinheit, das Nationale der Sprache verkündet. — Mancher kommt, nachdem er lange in Wien, Dresden oder Braunschweig war, in seine kleine Vaterstadt zurück, und will dadurch, daß er das harte „o" der Wiener, das stolpernde „g" der Dresdner, das manierirte „s' und „sch' der Braunschweiger nachahmt, zeigen, daß er dort war; das ist aber dem vernünftigen Manne, der es hört, eine verächtliche Thorheit, und der Peter, den man in den Kinderschuhen Ball schlagen sah, blickt doch immer durch.

Grammattisch richtig zu sprechen, wird mit Recht von jedem gebildeten Manne gefordert. Jede Versäumniß darin wird bemerkt und als eine Unacht-

samkeit auf uns selbst ausgelegt. Wer durch ein früheres Leben unter weniger Gebildeten sich an das richtige Sprechen nicht von Jugend auf gewöhnen konnte, der konnte diesem Mangel durch deutsche Sprachlehren, durch aufmerksames Lesen der Schriftsteller nachhelfen. — Manchen Leuten soll es ein Air noble geben, sich um die Kleinigkeiten, wie sie bei ihren großen Armseligkeiten es nennen, des „mir" und „mich", des „sie" und „ihnen" nicht zu bekümmern, und das den Schulfüchsen zu überlassen; allein, wollen wir denn diesen unheilbaren Narren nachahmen, und rächt sich diese absichtliche, vornehme Versäumniß nicht dann bei ihnen, wenn sie schreiben müssen? — Die mehresten Frauenzimmer begehn diese Verstoße gegen die Sprachlehre; indeß bei ihnen kann man aus vielen Gründen in der Regel nicht die Genauigkeit verlangen, welche bei dem Manne nothwendig vorausgesetzt wird.

Auf die Reinheit unserer Sprache müssen wir auch wachen. Besonders ist es dem Gelehrten, und ganz insonderheit dem Rechtsgelehrten eigen, lateinische Worte in seine deutsche Gesellschaftssprache zu mischen, eben so wie diese Gesellschaftssprache in vielen Kreisen wieder mit französischen Brocken ausgeschmückt wird, und ein Theil der vornehmen Welt hält es für nothwendig, zu sagen: die Parthie ist fatiguant bis zum Ermüden, Eau de cologne-Wasser, er geht mit einem Chapeau-bas-Hut von Biber-Castor, ohne ein

Sonnen-Parasol mitzunehmen, wir wollen in die Boutique des Colporteur's gehen, u. dergl. Abgeschmacktheiten mehr. Unsere deutsche Sprache ist aber so reich an Worten, daß sie fast jeden Begriff klar ausdrücken kann, und man beleidigt sie, man thut dadurch dar, daß man sie nicht ganz kennt, oder sich nicht die Mühe geben will, sie ganz kennen zu lernen, wenn man beständig fremde Worte einmischt; es ist ein Mangel an Aufmerksamkeit auf unsern Vortrag. Eine zu übertriebene Reinigungssucht in der Sprache, besonders aber im Gesellschaftston, finden wir abgeschmackt, denn sie macht unsern Vortrag gesucht, gedehnt schwerfällig, sogar dunkel, unser Vortrag ist auffallend, weil er nicht zu dem üblichen Gesellschaften paßt. Zwar verderben wir bei dieser Behauptung es mit den Sprachreinigern, welche besonders in der neuesten Zeit des deutschen Volkssinnes sich mit bedienen, um auch jedes fremde Wort aus Deutschland zu verbannen; allein warum sollen wir Worte, die schon seit langen Jahren zu uns herüber gekommen sind, welche ein jeder versteht, nicht aufnehmen? Die Sprache wird durch die von ihnen verlangte strenge Reinheit wieder ärmer gemacht, der wirklichen Stammworte werden am Ende wenige bleiben, und eine reiche Sprache ziert das Volk.

Das Erlernen einer oder mehrerer fremder, lebenden Sprachen, ist dem Deutschen nothwendig, der

gebildet sein, der in der Welt fortkommen will. Wir sind von vielen Völkern, die mit fremden Zungen reden, umgeben, und der Verkehr mit ihnen kann einen jeden von uns in Verlegenheit setzen, wenn er ihre Sprache nicht kennt. Das polnische, russische zu erlernen, ist mehrentheils eine unbelohnende Mühe; denn der gebildete Pohle und Russe spricht deutsch, und das Lesen ihrer Schriftsteller entschädigt nicht. Die englische Sprache zu erlernen, ist dem deutschen Kaufmann in größern Orten und Handelsplätzen von wesentlichem Vortheil wegen des Handelsverkehrs, und der Freund der Literatur, der Wissenschaften, findet in den englischen Schriftstellern einen unerschöpflichen Quell des Schönen, des Guten, des Belehrenden. Der französischen Sprache mächtig zu sein, wird bei dem gebildeten Deutschen fast vorausgesetzt. Sie ist nun einmal die Hofsprache geworden, und vom Hofe geht der Ton aus. Sie wird sich auch lange noch in diesem Besitz, besonders im südlichen Deutschland erhalten, nicht allein wegen des nähern Verkehrs dort mit Frankreich selbst, sondern auch, weil sie — was kein Lob für die Sprache selbst ist, — dadurch zu einer angenehmen Gesellschaftssprache wird, daß ihre Wortarmuth zu unterhaltenden Wortspielen, Zweideutigkeiten, bloßen, leisen Andeutungen, die man oft lieber hat, als den klaren Begriff, Gelegenheit giebt. Zudem sind die französischen Colonien in Deutschland so ausgebreitet, und bewahren ihre Muttersprache, wenn auch nicht

so rein, doch noch so fest, daß man oft in Bürgerfamilien kommt, wo im Hause nicht ein Wort deutsch geredet wird.

Bist du nun aber fremder Sprachen mächtig, so hüte dich so viel als möglich, dieses in deutschen Gesellschaften zu zeigen; laß es sogar den Deutschgebornen, welche eine allgemeine Unterhaltung in fremder Sprache führen, empfinden, daß es eine lächerliche Thorheit ist, zeigen zu wollen, daß sie mehr verstehn, als deutsch zu reden. Mit einem Einzelnen, oder Mehrern hin und wieder in der Gesellschaft mit fremden Zungen zu reden, das ist aus gleichem Grunde eben so unschicklich, als das Flüstern war. Viele Menschen, anstatt einen Trauerflor darüber zu hüllen, wollen jetzt mit aller Gewalt zeigen, daß sie, während die Franzosen Deutschland heimsuchten, vollständig französisch gelernt haben. Aber wenn sie doch schwiegen! Sie thäten weit klüger, denn die Sprache, welche wir von dem fremden Soldatenstande erlernen, ist nie die wahre, die richtige Sprache, die Büchersprache; noch weniger ist sie dieses bei den neuern französischen Armeen, wo selbst die Officiere ersten Ranges aus der Sentina des Pöbels aufwuchsen, und nicht Zeit, nicht Gelegenheit in den Lägern hatten, die wahre französische Sprache des gebildeten Mannes aus dem Jahrhundert des vierzehnten Ludwig kennen zu lernen, sich eigen zu machen. Die Deutschen also, welche diese

Sprache nachäffen, lernen wohl trefflich fluchen und schimpfen, sich mit den Hallendamen zu unterhalten und in den Kasernen ein Wort mit zu sprechen; aber in den großen Häusern, überhaupt in den Häusern der gebildeten Welt rümpft man die Nase, wenn sie ihre Sprachkenntniß auskramen.

Viele Menschen haben nun den Fehler, daß sie sich selbst gern sprechen hören und gern das große Wort führen. Es kann dieses leicht zur Gewohnheit bei denen werden, welche mehrentheils nur in Kreisen sind, wo man vermöge ihres Amtes oder Ranges mehrere Rücksicht auf sie nimmt. Ist nun die Umgebung einmal anderer Art, so wollen sie das fortsetzen und stören dadurch entweder den Egoismus anderer, die vergeblich zu Worte zu kommen suchten; oder sie werden unzufrieden, niedergeschlagen, wenn ihr verwöhnter Egoismus rüstigere Zungen findet, die sie zum Schweigen bringen. Sprich daher lieber zu wenig als zu viel, und das auch in deinem gewöhnlichen Kreise; in der Gesellschaft hat jeder gleiche Rechte, zu hören und gehört zu werden. — Das Unterbrechen der Rede eines andern ist unschicklich, es stört, es beleidigt ihn, so mühsam es uns freilich oft fällt, einen langen Sermon anhören zu müssen, und so peinigend es uns ist, das in unserer Gedankenfolge nicht zu vergessen, was wir erwiedern wollen. Springe auch in der Unterhaltung nicht auf einen andern Gegenstand über, ehe

der erste nicht auf das Reine gebracht ist; Du erscheinst dadurch als oberflächlich, oder als wohlweise, indem du keine Belehrung von andern mehr anzunehmen brauchtest. — Daraus, daß man sich selbst gern reden hört, folgt auch die Gewohnheit, daß wir die Gesellschaft mit Dingen unterhalten, die von unserm Egoismus ausgehen, kein allgemeines Interesse haben, was doch die gesellschaftliche Unterhaltung erfordert. Besonders sprechen Rechtsgelehrte und Advokaten gar gern von ihrem Wortgezänk, ihren Klaubereien und Kniffen; — man will aber dergleichen widrige Gegenstände ja nicht hören; sie beleidigen! — Eben so folgt daraus das Widersprechen, das Absprechen als üble Gewöhnung. Es beleidigt manche Menschen nichts empfindlicher, und bringt ihnen nichts leichter eine üble Meinung von uns bei, als wenn wir ihnen unbedingt das bestreiten, was sie als eine wohlgeprüfte Sache für bewährt vortragen, oder wenn wir ihre Urtheile nicht für gültig erklären, ihnen mit Gewalt die unsrigen aufdringen wollen. Jeder Mensch will seine eigne Meinung haben, bildet sich etwas darauf ein, befindet sich wohl dabei; man lasse ihn nicht nur dabei, man trete sogar in seinen Ideenkreis ein, man billige, so weit es thunlich ist, und man gewinnt viel bei der Gesellschaft. Du mußt überhaupt, ohne jedoch dabei dein Selbst zu verlieren, in der Gesellschaft dich mehr dem Dritten aneignen, als daß du suchst ihn dir aneignen zu wollen; — ein unschuldiger

Schleichweg, wodurch du unbemerkt Herr seines Willens, seiner Meinung wirst.

Wenn wir sagten, man müsse lieber zu wenig, als zu viel reden, so muß man deshalb nicht wortkarg sein. Man traut einem solchen Menschen entweder nicht, weil man ihn für einen stummen Beobachter hält, oder er gewinnt den Schein der Dummheit, daß er nichts zu sagen weiß, oder der Faulheit, daß er nicht Lust hat, etwas zu sagen, oder des Hochmuths, daß er es der Mühe nicht werth hält, unter diesen Leuten seine Weisheit auszuspenden — er ist ein überlästiges, störendes Mitglied, daß jeder entfernt wünscht.

Die Kunst, die richtige Gesellschaftssprache zu finden, sie so zu führen, daß sie der Gesellschaft gefalle, und diese für uns gewinne, ist daher keine kleine Kunst. Es ist nicht leicht, über nichts etwas, über etwas unbedeutendes viel sagen, seine Meinung verschweigen, geduldig zuhören zu müssen. Setze dich immer in die Lage, du wärest dein Zuhörer. Sprich daher immer deutlich und vernehmlich, nicht überlaut, nicht zu nahe an den Hörer hingeneigt, sprich nur von Dingen mit, welche eben der Gegenstand der Unterhaltung sind, bringe kein neues Kapitel auf das Tapet, laß dich lieber belehren, als daß du belehrst, sprich nicht zu lange und nicht in zu langen Perioden, laß keinen Zwischensatz aus, laß deinen Vortrag leicht faß-

lich sein, halte es nicht unter deiner Würde, von den Dingen des gemeinen Lebens dich zu unterrichten, denn sie sind meist der Gegenstand der Unterhaltung; halte es nicht für weibisch, wenn du dich um die Stadtgespräche bekümmerst, denn du kannst sehr leicht einen Verstoß machen, wenn du sie nicht kennst; gehe mit dem Geist der Zeit mit, damit du nicht von Sachen sprichst, die andere schon wieder vergessen haben; behaupte nichts, was du nicht beweisen kannst; laß dich in keinen Streit über Politik ein, denn sie ist bei manchen Menschen ein sehr kitzlicher Punct, und doch unbeweisbar; beweise nicht mit Händen und Füßen und einer guten Lunge, und so magst du für's erste hingehn in die Gesellschaft. Das Uebrige, was dazu gehört, ein guter Gesellschafter in Rede und Manier zu sein, davon werden wir erst weiterhin zu reden, schicklichere Gelegenheit haben.

Unter Abwesenden vertritt das **Schreiben** die Stelle der Rede. So deutlich und vernehmlich deine Aussprache sein soll, eben so deutlich und lesbar muß auch deine Handschrift sein. Nicht ein jeder kann schön schreiben; diese Versäumniß liegt an dem ersten Unterricht, und besonders daran, wenn man bei verschiedenen Schreiblehrern das Schreiben erlernte; denn dadurch wird der Grundstrich verschieden, ungewiß; man bekommt keine feste Hand. Es ist, unserer Meinung nach, daher nicht übel, wenn in Schreibschulen die in Kupfer

abgedruckten Vorschriften, unter Aufsicht der Lehrer allgemein eingeführt werden, denn das Steife, was die Handschrift dadurch anfänglich bekommt, verliert sich doch allmählig. Aber jeder, der schreibt, kann reinlich und deutlich schreiben, wenn er will, und er muß es wollen, denn es ist eine grobe Unartigkeit gegen andere, sie mit einer unleserlichen Hand zu belästigen. Ein deutlich geschriebener Antrag ist schon die halbe Empfehlung der Sache, unserer selbst. Zudem ist in dem Geschäftsleben, oft auch im höhern Range des Geschäftslebens eine schlechte Handschrift ein großer Anstoß, eine gute hingegen eine Profession, welche nie ganz verläßt. Du kannst viel Sprachkenntniß, geschichtliche und statistische Kenntnisse haben, du kannst alles besitzen, was zu dem Diplomatiker gehört, aber wirst du in das Kabinet eines Fürsten eintreten können, wird ein Minister als Geheimschreiber dich annehmen, wenn du eine undeutliche Hand schreibst?

Manche Menschen haben einmal davon gehört, daß die Gelehrten schlecht schreiben, und daher denken sie, müssen sie auch schlecht schreiben, wenn sie für Gelehrte gelten wollen, und noch andere sind so aufgeblasen und unverschämt, daß sie sich die Mühe nicht geben, deutlich zu schreiben, weil sie meinen, der Subaltern muß es doch lesen können; aber es ist dies unmenschlich, dem schweren Arbeiter seine Arbeit noch schwerer zu machen. — In seiner Unterschrift einen

bestimmten Namenszug zu haben, ist gut, denn er kann dann nicht so leicht nachgemacht werden; die vielen Schnörkel darin deuten aber auf eine kindische Spielerei mit dem Ernsthaften, und die Unleserlichkeit des Namens, der gerade am deutlichsten ausgeschrieben sein muß, deutet auf vermessene Aufgeblasenheit; oft tritt denn der Fall ein, daß der Name eines Gouvernementscheffs von dem Invaliden, dem ein Gnadenthaler zugesichert wurde, durch die Schenke zu dem Kantor und Pastor wandert, und niemand kann ihn entziffern, während der Cheff voraussetzte, es bedürfe nur einer Chiffer, denn sein Name sei, von einem Ende des Reiches zu dem andern, bekannt. Aus der Handschrift eines Menschen seinen Character entziffern zu wollen, ist daher nicht so thorhaft, als es vielen erscheint. Man spreche nicht kurz darüber ab, sondern befleißige sich, so zu schreiben, daß die Meinung des Deuters gut ausfallen muß; unsere Handschrift ist das Gemälde, das wir ihm von uns schicken.

Orthographisch richtig zu schreiben, wird eben so gut von dem, der auf Bildung Anspruch machen will, gefordert. Es ist dieses auch an sich in der deutschen Sprache leichter, da sie keinen Buchstaben verschluckt, keine Sylbe gedreht ausgesprochen wissen will. Und doch haben die Deutschen durch ihre verschiedenen Behauptungen, z. B. über das „f" statt „ph", durch das Weglassen des „h" Verwirrung in

die Einfachheit gebracht. Richte dich daher nur nach einer, für bewährt erachteten Sprachlehre, wenn du nicht unsicher, ungewiß werden willst, und ist in den mehresten, als dauernde Denkmähler zu betrachtenden Werken, z. B. im allgemeinen preußischen Landrecht, die Adelungsche Orthographie angenommen.

Die Schreibart ist nach den Gegenständen sehr verschieden; sie sei aber immer klar, deutlich, nicht weitschweifig; in der Schreibart kann schon eher ein kleiner Zwischensatz ausgelassen werden, da der Leser bei der Ruhe des Lesens ihn selbst findet. Unser Styl sei nicht dunkel, mystisch, ein Fehler, worin verwirrte, übervolle Köpfe leicht verfallen, und eine noch schlechtere Abart davon ist die laconische Kürze des faulen Schreibers, der nicht gern die Feder ansetzt. Zu schreibselig sein, ist aber gewöhnlich eben so viel gesagt, als ein seichter Kopf sein. Durch diese Bemerkung laß dich aber ja nicht davon abhalten, einen fleißigen Briefwechsel mit deinen entfernten Freunden und deinen Verwandten, auch ohne bestimmte Veranlassung, zu unterhalten; letzterer erhält die Familienverbindung, auf deren Werth wir noch oft zurück zu kommen, Gelegenheit haben werden, und ersterer ist ein freudiger Genuß für dich selbst, eine Veranlassung zu der Beobachtung deiner selbst, zu der Rückkehr in dein Inneres; er gewährt denselben Vortheil, als ein Tagebuch, er unterhält die freundschaftlichen Verbin-

bungen, mahnt durch die Vergangenheit, wenn du, von der Gegenwart berauscht, zu hoch fliegen willst, und dem entfernten Freunde bereitest du durch deine Briefe eine große Freude. — In allem, was du schreibst, sei aber sehr behutsam; ein unbedachtsames Wort wurde wohl überhört, kann gedeutet werden, verwischt sich; was du aber schriebest, bleibt stehen, und kann auch bei einem Dritten als Waffe gegen dich gebraucht werden. — Im Aufbewahren deiner Papiere sei daher genau, pedantisch genau und Schriften, wovon du überzeugt bist, daß du keinen Gebrauch mehr davon machen kannst, vernichte sogleich. — Die von andern dir anvertrauten Papiere verwahre als ein heiliges Pfand; sie zu eröffnen, heißt das Vertraun mißbrauchen, und der Schandfleck gemißbrauchten Vertrauns ist nie zu verwischen; ein solcher Mensch wird aus der Gesellschaft gestoßen, denn er ist gefährlicher als der Dieb.

Das Lachen im Allgemeinen ist ein Ausbruch freudiger Bewegung, und eben darum gefällig, weil es unsere freudige Theilnahme an dem Lacher erweckt. Aber auch die Freude hat ihr Maaß und Ziel; das übermäßige laute Lachen ist daher unanständig und beleidigt unser Ohr und unser Auge, da der übermäßige Lacher gewöhnlich nicht das liebenswürdigste Gesicht zeigt. Viele Menschen können das Lachen bei den kleinsten Veranlassungen nicht lassen; glückliche Tempe-

ramente! Aber sie müssen es lernen, sich mäßigen zu können, denn sie werden dadurch oft in Gesellschaften, wo ernsthafte Gegenstände verhandelt werden, sehr störend, und sie laufen Gefahr, für Leute gehalten zu werden, mit denen kein ernsthaftes Wort zu reden, also auch keine ernsthafte Sache zu verhandeln ist, eine Meinung, die oft sehr täuscht, ihnen selbst aber schädlich wird. Andere nehmen sich nicht in Acht und lachen laut in einer Gesellschaft, wo es Trauernde giebt, denen man Schonung und Achtung für ihren Schmerz schuldig ist und beweisen will; da ist das Lachen dem Trauernden sehr widrig, indem es in einem zu starken Widerspruch mit seinem Gemüthszustande steht und mit ihm werden zugleich die übrigen theilnehmenden Gesellschafter beleidigt. Noch unschicklicher ist das Lachen einer besondern Parthie der Gesellschaft unter einander, ohne kund zu geben, warum sie lachen; jeder Dritte glaubt sich dadurch betroffen zu finden. — Nie muß man über eine Person, welche in der Gesellschaft ist, lachen, sogar dann nicht, wenn sie die Absicht hat, sich lächerlich machen zu wollen; der verfehlte Zweck sei die kleinste Strafe ihrer Entwürdigung. Ueber das, was jemand sagt, darf man nur dann lachen, wenn er die Absicht hatte, etwas Belachenswerthes sagen zu wollen, und selbst wenn es in unsern Augen auch nicht so ist, so erzeigen wir ihm doch durch unser Lächeln eine große Gefälligkeit. — Das beifällige Lächeln empfiehlt uns bei andern oft mehr noch, als die

in Worten sich aussprechenden Beifallsbezeugungen selbst, aber es erscheint als erzwungen, wenn es zu oft wiederholt wird; wir müssen daher sehr sparsam damit umgehn. Man will auch nicht über alles, was gesagt oder gethan wird, sondern nur über das vorzüglichere, ein beifälliges Lächeln von uns haben, wir erscheinen sonst als beschränkt, neu, unkundig. — Lache nicht, am wenigsten zuerst, über das, was du selbst sagtest; diese üble Gewohnheit haben sehr häufig die kleinstädtischen Egoisten an sich. Eben so wenig muß man mit lachendem Munde etwas erzählen; laß die Zuhörer das Lächerliche heraussuchen, und der Contrast, wenn du ernsthaft dabei bleibst, ist um so angenehmer; daher macht der hochkomische Schauspieler einen günstigern Eindruck, wenn er den spaßhaften Ernst sich zu erhalten weiß. — Das höhnische Lächeln ist die empörendste Ausartung; es zeigt von einem gallsüchtigen Character, und man vergiebt dir eher etwas weit schlimmeres, als man dir ein mocquantes Belächeln verzeiht. Sei daher mit deinem Lachen und Lächeln immer sparsam und auf deiner Hut, da man beides dir sehr falsch auslegen kann.

Die Menschen lachen nach allen Vokalen. Im „a" lacht der fröhliche, heitere, der ausgelassene Mensch; im „e" lacht der hämische, der erzwungene Lacher; im „i" der gekitzelte Epicuräer, der sinnliche Wollüstling, der Schadenfroh; im „o" das unbe-

häßliche Bauerphlegma, und die sanfte Leibeserschütterung des Domherrnbauchs, im „u" endlich lacht der Verrückte, der Wahnsinnige; es ist das furchtbargrausenerweckende Lachen des schmerzhaftesten Gemüthskrampfes. Es ist so herzzerschneidend für den Hörer, daß jener große Dichter seinen Helden über sich selbst mit den Worten aufschrecken läßt: „wer lachte da?"

Der Gruß ist eine Höflichkeitsbezeugung, wenn wir einander begegnen, oder in Gesellschaft treten. In Deutschland besteht er in Entblößung des Hauptes, in der Umarmung, im Kuß, in der Beugung des Kopfes und des Körpers, im Darreichen der Hand und andern leichtern Bewegungen.

Versäume bei dem Gruß nicht den ungezwungenen, leichten Anstand; er ist der erste Empfehlungsbrief, wenn du in Gesellschaft trittst. So drollig aber der Landjunkrr mit seinem Kratzfuß, den die gnädige Mamma ihn lehrte, sich einführt, eben so tadelt man es an dir, wenn dein Gruß zu nachlässig ist; er zeigt von einer Geringschätzung der Gesellschaft, die man nicht gern haben will; — gieb daher lieber etwas zu viel als zu wenig. — Wenn zwei Personen einander begegnen, verlangt der Vornehmere, daß er zuerst gegrüßt werde; wen du nicht kennst, den grüßest du gar nicht, außer, wenn du mit jemandem gehst, der grüßt; sieh dich nie nach dem um, den du gegrüßt

hast; wer da sitzt, fährt, oder am Fenster steht, wird allemal zuerst gegrüßt; wo Respectspersonen wohnen, blicke nach dem Fenster hin, und findest du sie, so grüße auch; — diese kleine Aufmerksamkeit gefällt; auf Spatziergängen, wo man einander öfter begegnet, wird nur einmal gegrüßt und wenn es schon ziemlich dunkel ist, gar nicht, denn der im Dunkel geht, will vielleicht unerkannt sein; wird dir nicht gedankt, so laß dich das nicht verdrießen, denn man sah dich vielleicht nicht; in große, besonders Abendgesellschaften, nimm den schlechtesten Hut mit, denn der gute wird dir leicht von den Bedienten genommen, oder von einem Gesellschafter umgetauscht; sei nicht wegwerfend, aber auch nicht stolz in deinem Gruß, als sei er ein Gnadenzeichen: laß ihn daher möglichst gleichmäßig sein, denn der Geringere wird aufmerksam auf den Unterschied, den du machst: nimm es dem Juden nicht übel, wenn er bei deinem tiefern Gruß den Hut kaum lüftet, denn er erscheint auch in dem Tempel mit bedecktem Haupt. Wenn du Zudringliche, und Menschen, mit denen du keinen nähern Umgang haben magst, von dir entfernt halten willst, so grüße sie immer so höflich, als wären sie Dir noch beinahe ganz fremd, oder ständen sie einen Grad über dir; nicke im Schauspielhause, Konzertsaal, und noch weniger im Gotteshause einem Bekannten, der entfernt von dir steht oder sitzt, niemals grüßend zu, denn es zieht die Augen anderer dorthin, und das beängstigt den Begrüßten für den

Augenblick; begegnen dir deine Diener auf der Straße und grüßen dich, so danke ihnen auf die gewöhnliche Art, denn der Dritte weiß nicht, daß sie deine Diener sind; trittst du später in die Gesellschaft, als deine Frau, so grüße auch sie, denn es ist ein schuldiges Zeichen der Achtung; Frauenzimmer haben nicht so freundlich zu grüßen, denn der eitle Geck nimmt das für einen Einladungsbrief an; den Kuß der Männer unter einander suche so viel als möglich noch mehr abzubringen: der John Bull in London würde ihn dir mit dem Steinigen strafen; umarmt dich aber einer, der es damit gut meint, so entziehe dich dem Kuß nicht, wenn er auch feucht ist; der Handkuß ist sclavische Unterwerfung, nur den Matronen welche in besonderm Respectsverhältniß mit dir stehn, und der Wirthin, wo du in Gesellschaft geladen bist, werde die Ehre zu theil; die rechte Hand und deren Druck als Zeichen des Wohlmeinens und deutscher Treu werde nur den innigen Vertrauten gereicht.

Die Ordnungsliebe ist eine Gewöhnung, eben so wie Unordnung eine Verwöhnung ist. Wenn jemand den Ruf hat, er sei ein sehr ordentlicher Mensch, so faßt der erfahrne Weltmann fast blindlings Vertraun zu ihm, und kann und darf aus der Ordnungsliebe fast alles das folgern, was zu einem guten, practischen Geschäftsmann taugt. Man muß sich schon früh zur Ordnung gewöhnen und sie ununterbrochen

fortsetzen; eine einmal eingeschlichene Unordnung nimmt immer mehr in sich selbst zu, und die Mühe, sie wieder herzustellen, wird daher immer größer. Die Ordnung beschränke sich auch nicht auf einzelne Theile deiner Haushaltung mit dir selbst, sie muß sich vielmehr über alle Geschäfts- und Lebensverhältnisse verbreiten. Man sieht Menschen, die gerade da ordentlich sind, wo es nicht so nöthig wäre, und darüber die Hauptsachen versäumen, so wie es denn überhaupt oft schwerer fällt, als man denkt, das Wesentliche von dem Minderwesentlichen zu unterscheiden. Sie sind streng ordentlich in dem Aufstellen ihrer Bücher, und ihre Actenstücke und Papiere liegen bund durcheinander, in ihrem Garten ist kein Unkraut zu finden und ihr Zimmer ist unsauber, sie wissen auf die Viertelmetze, wie viel Hafer vom Kornboden in den Pferdestall kommt, und führen keine Rechnung über Einnahme und Ausgabe. — Die mehresten Familien kommen nicht sowohl durch Verschwendung, als durch Mangel an Ordnung zurück, oder wenigstens nicht vorwärts. Dem Geschäftsmann ist nichts nachtheiliger, als Unordentlichkeit in seinen Papieren. Wenn er sich damit entschuldigen will, daß er sagt, wenn auch alles in seinem Zimmer unordentlich unter einander zu liegen schiene, so wisse er doch alles zu finden, denn er beobachte eine unordentliche Ordnung, — so ist das gar nichts gesagt. Daraus entsteht dann, daß man etwas suchen muß, man sucht und sucht, es muß schnell sein, die Papiere werden

noch mehr unter einander geworfen, man wird unzufrieden, ungeduldig das Verlangte nicht gleich finden zu können, man wirft den Plunder hin, darüber bleibt die ganze Sache liegen, und Papiere häufen sich immer auf Papiere, der Geschäftsgang stockt um einer Kleinigkeit willen, wir verschieben Sachen, weil wir erst suchen müssen, und wir verschwenden viele Zeit, um erst alles das bei der Hand zu haben, was bei der Hand sein muß. Gesetzt aber auch, du habest in deinem Kopf eine gewisse Ordnung von den zerstreut umher liegenden Sachen, wie sollen es andere finden können wenn du entfernt bist, oder wie soll es werden, wenn du schnell stirbst? Welcher Nachtheil kann dadurch deinen Hinterlassenen erwachsen? Man mißt auch wohl den Uebelstand, daß man etwas nicht sogleich finden kann, der neckenden Laune des Zufalls bei und ruft aus: was man sucht, ist doch allemal das letzte! das ist aber sehr natürlich denn wenn man es gefunden hat, hört man auf zu suchen. — Um in diesem Theil deines Betriebes Ordnung zu bekommen und zu erhalten, so gewöhne dich daran, jeder Sache sogleich ihren bestimmten Platz anzuweisen, alles, was du von einer Stelle fortgenommen hast, sogleich, als du dessen nicht mehr gebrauchst, wieder an seine Stelle hinzulegen, laß es ja nicht an der unrechten Stelle um deswillen liegen, weil du glaubst, es bald wieder zu gebrauchen, und verlaß das Zimmer, auch nur auf eine Stunde, nicht eher, als bis du alles wieder in

die alte Ordnung gebracht hast; durch diese kleine Zeitaufopferung ersparst du dir nachher die unangenehme Mühe des Nachräumens; alle unangenehme Mühen verzögert man aber gern, und so werden die Sachen immer unordentlicher, die Mühe immer schwerer und unangenehmer. — Thue in dieser Hinsicht auch so viel als möglich alles selbst, rechne nicht darauf, daß du Leute hast, die dir nachräumen müssen, denn ihre Unordnung ist nicht die deinige, und so kommt es denn, daß du unzufrieden etwas suchen mußt, weil es von ihnen an eine falsche Stelle gelegt war.

Große Ordnung in deinem Aeußern wird von dir gefordert; Unordentlichkeit darin ist die Schwester der Unreinlichkeit. Wenn du dich ankleidest und findest ein kleines Loch in einem Kleidungsstück oder in der Wäsche, denke nicht es wird wohl heute noch einmal gehn, und suche es nicht zu verbergen; um so schlimmer für dich, wenn du zu verbergen suchtest, was doch entdeckt wird, und überdem ist morgen das Loch schon größer gerissen.

Ordnung in der innern Wirthschaft erhält die Wirthschaft, und ist die halbe Sparsamkeit. Wie viel Sachen gehn dadurch verloren und verschwinden unter den Händen der Dienstboten, wenn nicht alles seinen bestimmten Platz hat, alles an diesen bestimmten Platz sogleich wieder gestellt wird! Ist letzteres der

Fall, so kann man mit einem Blick alles übersehen, man vermißt das Fehlende sogleich, man findet sogleich, wenn etwas unreinlich oder schadhaft hingestellt worden, der Betrieb des Hauswesens geht schneller um, und es bleibt alles in dem ruhigen Gange und läuft nicht alles mit den Köpfen gegen einander, wenn etwas Unerwartetes vorfällt. Nichts ist daher dem Fremden, der unerwartet kam, für den noch ein Couvert angelegt werden, oder ein Nachtlager bereitet werden soll, ängstlicher, und beurkundet ihm die Unordnung der Wirthschaft so, als wenn er wahrnimmt, daß um seinetwillen noch ein Treppauf-, Treppabjagen ist.

Bei dieser Ordnungsliebe in der Wirthschaft, welche besonders den Frauen nicht genug zu empfehlen ist, hat man beständig eine allgemeine Uebersicht des Seinigen, man weiß, wo es fehlt, man weiß, wo noch Reichhaltigkeit da ist, hierdurch findet sich die gute Eintheilung, und man erspart viel, wenn man einem kleinen Mangel sogleich abhilft, ehe er ein großer Schaden wird.

Dein ganzes Hauswesen, im weitesten Sinne, sei jeden Abend so bestellt, als wenn du morgen früh strenge Rechnung davon ablegen müßtest. Geh' nicht eher zu Bette, als bis in dieser Hinsicht alles gethan ist; mit Freudigkeit trittst du dann in den neuen Tag wieder hinein, wenn du nichts von dem vorigen Tage

mehr aufzuräumen hast: von Tage zu Tage wird diese Mühe angenehmer und leichter, und du sparst durch diese Ordnung in allem bald viel an Zeit und Kosten, man rühmt dich als einen guten Haushalter, und du kannst freier in allen Lebensverhältnissen wirken, wenn die Ungewißheit, das Störende häuslicher Unordnung dich nicht abzieht.

Kleine Unordnungen im Hause können von andern nicht so leicht bemerkt werden, und man vertuscht sie wohl, weil eine gewisse Trägheit erst bekämpft werden muß, um ihnen abzuhelfen; allein aus kleinen Unordnungen entstehen große, denen schon schwerer abzuhelfen ist, und die Trägheit, welche dem größten Theil der Menschen angeboren ist, liegt in beständigem Streit mit dem Willen; sie muß, besonders was die Ordnung betrifft, nicht täglich allein, sondern sogar stündlich bekämpft, niedergedrückt werden.

Mögen deine Hausgenossen von dir sagen, du seiest pedantisch ordentlich, ein Kleinigkeitskrämer! Laß dich dadurch in deinem Thun nicht stören; es ist bei jedem Dritten ein Lob für dich, und sie selbst legen dadurch das Bekenntniß von sich ab, daß sie ihrer Trägheit gern den Zügel schießen ließen wenn du nicht wärest. Hast du aber Besuch, bewirthest du gute Freunde und Bekannte, so mache deine Ordnungsliebe nicht störend für die Gesellschaft, mache es nicht be-

merkbar, wenn jemand einen Stuhl nicht da wieder hinsetzt, wo du gewohnt bist, ihn zu sehen u. dergl. Dieses auffallende Aufmerken macht den Dritten verlegen, hemmt die Freiheit der gesellschaftlichen Laune, und am Abend ist ja noch Zeit genug, alles wieder in deine gewohnte Ordnung zu bringen.

Nächst der Ordnung steht sogleich die Pünctlichkeit. Sie ist eine Pünctlichkeit in der Zeit, und eine Pünctlichkeit im Wort.

So wie du pünctlich zu bestimmter Stunde das Nachtlager verlassen mußt, um Ordnung in den Beschäftigungen des Tages vorzubereiten, eben so mußt du dich durch nichts abhalten lassen, auf die Minute dazu erscheinen, wo du im Geschäftsleben erscheinen mußt. Bist du ein Vorgesetzter, so gewöhnt das die Untergebenen an gleiche Regelmäßigkeit, und dadurch gewinnt der Geschäftsbetrieb; hast du eine untergeordnete Rolle, so empfiehlt deine Pünctlichkeit dich bei der vorgesetzten Behörde. Bereite deine häusliche Einrichtung daher so, daß du in voller Ordnung dein Haus schon etwas früher verlassen zu können, da stehest; daher verschiebe nichts auf den letzten Augenblick, habe immer noch etwas Zeit übrig, so wie der Sparsame, der gute Wirth, selbst bei der beschränktesten Lage immer einen Nothpfennig hat; denn unvorhergesehene Aufenthalte können eintreten; und kannst du

einmal nicht pünctlich erscheinen, so mache es gehöri-gen Orts bemerkbar, selbst wenn du keine absolute Verbindlichkeit dazu hast, daß die Versäumniß nicht an dir lag. Diese Achtung der Vorgesetzten empfiehlt, und eine monatlange Pünctlichkeit macht eine einzige Versäumniß, welche nicht entschuldigt wurde, nicht verziehen. — Die strengste Pünctlichkeit im Erscheinen ist besonders ein wesentliches Erforderniß im Soldatenstande, und wenn es dir als unnütz erscheint, daß die Vorgesetzten sie auch in Friedenszeiten unausgesetzt verlangen, so irrst du dich, denn sie muß in diesen Zeiten eine Gewöhnung an den Kriegszustand werden; ganze Schlachten gingen verloren, weil ein einziger Fähndrich nicht pünctlich die Ronde gemacht hatte.

Eben so pünctlich als du im Erscheinen bist, sei auch besonders im Fortgehn, denn die unnütze Zeit, welche du nach beendetem Geschäft noch so leicht zu verschwenden Gelegenheit nimmst, ist der Pünctlichkeit in deiner übrigen Lebensordnung geraubt. Der vernünftige Mann muß das von dir billigen, da er hieraus wahrnimmt, daß du Pünctlichkeit zu allgemeiner Lebensregel dir hast werden lassen.

So unangenehm es dir selbst ist, wenn du auf jemanden warten mußt, eben so unangenehm fällt es ihnen, wenn du auf dich warten lässest. Lieber verstatte dir also eine kleine Unordnung im Hause, als

daß du außer dem Hause jemanden auf dich warten lässest. — Manche Menschen haben es sich angewöhnt, oder halten es für vornehm, oder es soll als ein Beweis großer Beschäftigung von ihnen gelten, wenn sie erst spät in einer Gesellschaft erscheinen. Das hat freilich für sie selbst etwas Angenehmes, denn der Gesellschaftston ist unterdeß schon gefunden, allein es ist beleidigend für den Wirth, dem du so kärglich die ihm verstatteten Stunden zumissest, beleidigend für die Gesellschaft, daß du, ihre Unterhaltung verhöhnend, nur etwa dann den Kreis mit deiner Gegenwart beglückst, wenn so etwa die Tafelstunde schlägt, und du störst dadurch vielleicht eine Parthie, mit der man auf dich gerechnet hatte. Oft kommt es denn auch wohl, daß du etwas vorzutragen, zu erzählen anfängst, und ein anderer ist schadenfroh genug, dich mit den Worten zu unterbrechen: das Kapitel haben wir schon abgehandelt, ehe Sie uns mit Ihrer Gegenwart beglückten! — — Auch die Gesellschaft ist ein wichtiger Dienst, dessen Pünctlichkeit nicht verabsäumt werden darf.

Eine noch größere Verpflichtung liegt dem Manne ob, pünctlich im Wort zu sein. Auch bei der größten Kleinigkeit muß man das Wort halten, welches man einmal gegeben hat, und zwar nicht etwa das Worthalten verschieben, denn dadurch ist es schon gebrochen; und sollte die Kleinigkeit auch große Aufopferungen kosten, zu der bestimmten Stunde muß das

Wort gehalten werden. Diese strengste Pünctlichkeit auch in Kleinigkeiten gewinnt das größte Vertraun, und welchen wohlthätigen Einfluß das Vertraun der Menschen über unser ganzes Sein verbreitet, das bemerken wir täglich, stündlich. Aus Gutmüthigkeit, um gefällig zu sein, in einem Augenblick, wo ein besonders guter Humor uns hinreißt, versprechen wir aber oft etwas, das uns nachher zu erfüllen schwer wird, und was nicht die Kleinigkeit ist, für die wir es ansahen. Dieses gebe uns die Warnung, nie auch das geringste nicht zu versprechen, wovon wir nicht überzeugt sind, daß wir es halten können. Der Name: ein Mann von Wort, ist ein größerer, besserer Adelsbrief, als die Pergamentrollen vieler Edelleute, die nicht von Wort sind.

Wenn dir jemand etwas verspricht, wovon du überzeugt bist, daß er es nicht halten kann, so nimm das Versprechen nicht an, weise es schonend zurück, um ihn nachher bei der Unmöglichkeit der Erfüllung nicht in Verlegenheit zu setzen; überzeugst du dich aber davon, daß er schon bei dem Versprechen die Absicht hatte, nicht erfüllen zu wollen, so ist es deine Pflicht, ihn sogleich öffentlich an den Pranger zu stellen, denn er täuschte dein gutmüthiges Vertraun auf Menschen, und du kannst dadurch andere, eben so gutmüthige Thoren, vor seinem Unwerth warnen, da es noch Zeit ist.

Man sagt wohl: aufgeschoben ist nicht aufgehoben, aber man muß, wenn nicht ganz besondere Gründe eintreten, nichts verschieben, vorzüglich aber keine Arbeit, welche zu thun, immer noch uns obliegt. Unangenehme, schwere Arbeiten verschiebt man wohl gern, aber sie werden immer unangenehmer, wir denken sie uns immer schwerer, je länger wir sie verschieben, es kommen andere Arbeiten dazwischen, sie bleiben immer länger liegen, dadurch entsteht denn Unordnung, Versäumniß, Verantwortung. Bei den mehresten Menschen, von denen es heißt sie haben sich fest gearbeitet, sie können sich nicht durcharbeiten, ist dieses Verschieben die wahre Schuld. Gehn wir frisch an das Werk, so sind die Eindrücke, mit den wir die Arbeit als Arbeit betrachteten, schneller und glücklicher wieder gegeben, der Unmuth, mit dem wir an eine lange verschobene Arbeit gehn, ist nicht da und wenn man sich daran gewöhnt hat, eine Arbeit nach der andern, wie sie kommen, vorzunehmen, so kann der Fall der Verantwortlichkeit bei dem fleißigen Manne nicht leicht eintreten, eben so wenig wie der, daß er sich aus den Geschäften nicht herausarbeiten kann, weil er noch zeitig genug es wahrnehmen kann, wenn er zu viel übernahm. Es ist doch nichts angenehmer, als sein Geschäftszimmer mit der Ueberzeugung zu verlassen, daß uns nun nichts mehr auf dem Nacken drückt. Wir gehen freudiger in Gesellschaft, nehmen mehreren Theil an allem, und kehren freudiger zu dem Berufsleben

zurück. Man lasse daher auch keine Arbeit halb liegen, um an eine andere, die vielleicht gefälliger ist, zu gehn. Die halb liegen gelassene Arbeit ist dadurch schon halb verlassen, sie nachher fortzusetzen, ist doppelte Mühe, und selten gewinnt sie die Einheit, das lichtvoll Leichte, was sie gehabt haben würde, wenn wir ununterbrochen dabei geblieben wären.

Auch im gewöhnlichen Leben verschiebe nichts. Es ist dieses Verschieben ein halbgebrochenes, dir selbst oder andern gegebenes Versprechen, und in dem Strom des Fortgehns der Lebenshändel kann aus dem kleinen Verschieben leicht ein nicht mehr nachzuholender Schaden entstehn. Der gegenwärtige Augenblick ist immer der glücklichste. — Viele Menschen verschieben gar gern das Briefschreiben, besonders das Antworten auf die ihnen geschriebenen Briefe. Außerdem, daß letzteres eine Unachtsamkeit, eine Unartigkeit von unserer Seite zeigt, können wir durch dieses Verschieben auch viel versäumen, mindestens aber gewinnen wir dadurch den Anschein der Trägheit. Noch andere setzen gewöhnlich unter ihre Briefe, und wenn sie auch bogenlang sind, die Entschuldigung: „in Eil!“ Sie wollen dadurch gewöhnlich eine große Geschäftigkeit affectiren, oder sich im voraus entschuldigen, wenn sie nicht auf Styl, Rechtschreibung und Deutlichkeit der Buchstaben Acht hatten, und bedenken dabei nicht, daß der ordentliche Mann, der seine Zeit einzutheilen weiß, zu nichts Eil

haben muß, geschweige zu Abmachung eines Handels im Brief.

Man rühmt es an dem Menschen, wenn er verschwiegen ist man vertraut ihm nichts an, wenn er plauderhaft ist, er ist unerträglich, wenn er ein Schwätzer, schwatzhaft ist. Verschwiegenheit wurde schon von den Alten so hochgeschätzt, daß z. B. Pythagoras sie zu einem besondern Studium machte, wovon das Schweigen an sich die Vorläuferin war und dieser strenge Lehrer der Weltweisheit hatte sehr recht darin. Das zu verschweigen, was uns andere ausdrücklich unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut haben, wird unbedingt gefordert; es ist ein fremdes Gut, worüber wir nicht verfügen dürfen. Oft sind wohl andere so unverschämt, uns darum anzutreten, daß wir das uns anvertraute Geheimniß anderer auch ihnen mittheilen mögten, und wer sich dann mit unsrer nackten Antwort: es ist mir anvertraut! nicht begnügen will, gegen den haben wir ein Recht, derber zu reden; der vernünftige Mann billigt das von uns. Aber mehr Aufmerksamkeit von unserer Seite erfordert es noch, das zu verschweigen, was uns nicht gerade ausdrücklich unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut wurde, wovon man aber voraussetzte, daß wir nicht weiter davon reden würden. Einen Mann, der diese Kunst versteht, nennt man weltklug, und man schließt sich näher an ihn an. Um in dieser

Uebung Fortschritte zu machen, müssen wir uns immer in die Stelle dessen, von dessen Handlungen, Erzählungen, Urtheilen, Meinungen, wir gegen einen Dritten zu reden im Begriff sind, setzen; wir müssen bei uns überlegen, ob er selbst gegen den Dritten wohl davon eben so reden würde, wie er gegen uns redete, und finden wir den geringsten Anstand, so müssen wir lieber schweigen. Eben so müssen wir auch über die geringsten Kleinigkeiten, welche das Geschäftsleben und dessen Gang betreffen, ein genaues Stillschweigen beobachten; die Vorgesetzten vernehmen es mit großem Mißfallen wieder, wenn wir davon redeten, und wir kennen den Mißbrauch nicht, welchen ein schlauer Zuhörer davon machen kann. Diese Regel ist besonders den angehenden, jungen Geschäftsmännern zu empfehlen, die gern, um zu zeigen, daß sie auch ein Rad in dem großen Uhrwerk sind, aus der Schule schwatzen. — Spricht ein Dritter von einer Sache, die wir besser kennen müssen, entgegengesetzt, so müssen wir schweigen und ihn reden lassen, wenn wir nicht eine ganz besondere Veranlassung dazu haben, ihm zu widerlegen; denn häufig ist es, daß absichtlich das Entgegengesetzte um deswillen gesagt wurde, um uns zum reden zu bestimmen, — denn der Mensch belehrt gern, und sehr oft zur Unzeit. — Unsere Verschwiegenheit muß nie gesucht sein; man will sich damit den Anstrich des Uebergewichtigen geben, und wird dadurch der Gesellschaft entfremdet; leicht müssen wir über das hinweg hüpfen,

was wir verschweigen wollen, und der gebildete Gesellschafter bemerkt unsere Andeutung, schont und achtet sie.

Manchem ist das Ausfragen, das Aushorchen sehr zur Gewohnheit geworden. Meist wird es sehr plump angefangen, da es, aus gemeiner Neugierde entsprossen, nur Gegenstände betrifft, die flach da liegen, und wo die neugierigen Fragen nicht leicht bemäntelt werden können. Kann man einem solchen Frager nicht ausweichen, so thut man am besten, ihm einmal mit einer recht derben Lüge zu antworten, wobei er einsehn muß, daß diese Lüge die Bitte enthalte, er möge doch schweigen. Aber weit mehr noch haben wir uns vor den schlauen Horchern zu hüten, die vielleicht ein Gespräch von dem Stande des Syrius mit uns anfangen, und es so geschickt fortzuführen wissen, daß sie doch zuletzt von uns erfahren, wie viel der und der auf die Domainenpacht mehr geboten habe, welcher Rath das Erkenntniß in der und der Sache zu machen habe, u. s. w. Eine Grundregel muß es uns daher sein, gesellschaftliche Unterhaltung von der Geschäftsunterhaltung scharf zu unterscheiden, und gleich zu schweigen oder abzubrechen, sobald der Wechsel der Rede auf das Geschäftsleben überschweift. —

Es giebt Menschen, welche die von andern ihnen anvertrauten Geheimnisse sehr gut verschweigen, auch

über das Geschäftsleben nicht ein Wort reden, wo es nicht hin gehört, und doch von sich selbst nicht schweigen können; die ihre kleinen Mängel, Schwachheiten und Thorheiten selbst verkünden, und die Posaunen des Uebelstandes in ihrem Hauswesen sind. Diese gutmüthige Offenherzigkeit sollte eigentlich Vertraun zu solchen Leuten erwecken, denn sie sind ohne Falsch, sie geben sich, wie sie sind, aber sie schaden sich selbst bei andern dadurch sehr; denn der Dritte, da nun einmal die Welt argwöhnisch ist, glaubt ja nicht, daß das alles sei, was jener Offenherzige, meist ungefragt, von sich bekennt, er ist fest überzeugt, daß noch weit etwas schlimmeres dahinter stecken müsse, da man schon diese Schwachheiten als Kleinigkeiten ansehe und zur Schau trage, und den Lästerzungen wird Raum gegeben, sich über uns und unser Hauswesen herzumachen, was denn uns selbst nicht gleichgültig sein kann, und unsern Hausgenossen oft sehr empfindlich ist; denn selbst die musterhaft-ordentliche Hausfrau mag es nicht dulden, wenn andere, ohne daß sie den Rechtfertigungs-Commentar dazu liefern konnte, einen Blick in ihre Wirthschaft thaten.

Auch giebt es wieder Menschen, welche ein Geheimniß drückt; sie sehn es ein, sie müßten es eigentlich verschweigen, aber es ist ihnen platterdings unmöglich; sie können die Zeit nicht erwarten, wo sie es wieder von sich gegeben haben. Sie gehören zu den

schwachgebornen Naturen, welchen es unmöglich wird, Manneskraft zu gewinnen; es sind die Siebenmonatskinder in der moralischen Welt. Solche Art Menschen thun am besten, wenn ihnen jemand etwas anvertrauen will, es sogleich abzulehnen, und aufrichtig zu bekennen, daß es ihnen nun einmal unmöglich sei, zu schweigen.

Manche Menschen ringen darnach, sich zu dem Archiv zu machen, in welchem andere ihre Geheimnisse niederlegen; allerdings ehrt und erfreut uns auch das Vertraun, welches andere dadurch in uns setzen, aber wir müssen klüglich dahin sehen, so wenig als möglich uns mit Geheimnissen anderer zu beladen, denn wir laden dadurch die Last und die Verantwortlichkeit auf uns, welche der Verwahrer fremder Sachen hat. Ein Dritter macht uns vielleicht auch späterhin den Vorwurf, daß wir gegen ihn von der Sache hätten reden oder ihm einen Wink geben müssen, wir kommen wohl in den unschuldigen Verdacht, daß wir plauderten, wenn der Verwahrer selbst es that; es streitet wohl gar mit unserer Bürgerpflicht, länger zu schweigen, dieses Schweigen allein schon kann uns verdächtig, strafbar machen, wenn das Geheimniß, das wir unbefangen aufnahmen, schwarz in der Wahrheit sich entfaltet, mit einem Wort, es gehören die Geheimnisse anderer zu dem Einmischen in fremde Händel, das uns gewöhnlich sehr übel belohnt wird.

Frauenzimmer sind in der Regel, in dem, was sie selbst betrifft, äußerst verschwiegen, da sie gern immer mehr darstellen wollen, als sie wirklich sind; auch in demjenigen, was ihnen ausdrücklich unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut worden, rechnen sie es sich als einen großen Triumph ihres Geschlechts an, streng verschwiegen zu sein; dagegen beobachten sie jenes kluge Schweigen über Dinge, die man wohl nicht gern verbreitet wissen mögte, bei welchen man aber auch nicht ausdrücklich ihnen die Zunge verbieten mag, ganz und gar nicht, und wenn eine üble Nachricht über jemand in das Publicum kommt, so sind in der Regel die Zungen der Frauen dabei beschäftigt gewesen.

Die schwatzhaften Menschen können uns leicht unerträglich werden. Sie haben sich daran gewöhnt, wie es scheint, täglich eine bestimmte Anzahl von Stunden der Zunge eine Bewegung zu machen, sie überfallen uns mit funfzig Fragen, ohne auf eine einzige die Antwort abzuwarten, oder sie beantworten sich solche auch wohl selbst, sie erzählen uns Dinge hinter einander am Schnürchen her, die wir gar nicht wissen mögen, kein Cicerone, kein Nomenclator ist in den Kleinigkeiten der Stadtkunde so bewandert, als sie, sie sind die Gefälligkeit selbst, sobald es ihnen weiter nichts kostet, als Zeit, und diese Menschen sind an sich zwar unschädlich, man muß sich aber wohl hüten, ihre fehlerhafte Gewöhnung, welche in Gesellschaft im allge-

gemeinen oft sogar den Anstrich des Angenehmen gewinnt, nachzuahmen, denn wo es darauf ankommt, einen Mann auszusuchen, der zu einem ernsthaften, Anstrengung erfordernden, anhaltenden, repräsentirenden Geschäft taugt, wird der Schwätzer nie zur Wahl gelassen werden.

Mehrere Schriftsteller behaupten, daß die Völker, welche unter einem anhaltenden politischen Druck stehen, die verschlossensten sind. Die Engländer sind ein Beweis des Gegentheils, denn bei großer politischer Freiheit ist der Britte fast durchgängig stumm, und zwar nicht aus Trägheit denn diese handelnde Nation hat das Seltne, daß sie dabei auch die geistreichste ist, und der schwere politische Druck, der schon seit 1789 auf Frankreich lastet, hat dem Volk seine Schwatzhaftigkeit noch nicht nehmen können. Klima und Art der Nahrungsmittel mögen auf diese Nationalgewöhnung wohl mehr Einfluß haben. — Aus der Schwatzhaftigkeit entsteht Oberflächlichkeit, kindische Spielerei, aus dem characteristischen Schweigen Bizarrerie, Menschenfeindlichkeit. —

Mit manchen Menschen ist es unangenehm, umgehn zu müssen, oder in Geschäftsverbindungen zu stehn, welche uns nöthigen, oft mit ihnen unmittelbar zu thun zu haben, denn die Fliege an der Wand stört sie, wenn ein Hund bellt, fahren sie zusammen,

wenn jemand die Thür zuwirft, mögten sie vergehen, wenn die Arbeit nicht recht fördern will, werden sie ungeduldig, wenn sie dabei gestört werden, oder neue Arbeit hinzukommt, stampfen sie mit den Füßen, und dergleichen alberne Ungezogenheiten mehr. Gewöhnlich entschuldigen sie dieses krickliche Wesen mit zu reitzbaren Nerven oder Nervenschwäche. Selbst wenn es aber auch das wäre, so kann man doch die Nerven sogar gewöhnen und verwöhnen. In der Regel aber sind solche Menschen verwöhnten Kindern gleich; sie haben sich in dem Hause, wo sie lange schon den eigensinnigen Tyrannen spielten, es angewöhnt, daß nichts in der gemächlichen Ruhe, welche ihr jedesmaliger Zustand fordert, sie stören soll, und diese Verwöhnung, welche die Umgebungen im Hause, wiewohl ungern, dulden müssen, tragen sie auf das Gesellschaftsleben über. Gelten sie nun hier etwas mehr, als andere, so können sie diesen das an sich schon mühselige Geschäft durch die Aufmerksamkeit, welche ihre geringe Person verlangt, durch die Ungebührlichkeiten, welche sie sich erlauben, recht erschweren. Sie haben verlernt, Herr über sich selbst zu sein; aber man bringe sie auf eine Zeitlang in der Welt in untergeordnete Verhältnisse, und sie werden, trotz der behaupteten Nervenschwäche, mindestens in der Welt, wieder erträglich. An einem Herrn vom Hofe, an dem Geheimschreiber eines Ministers, an dem Legationsrath, und bei allen denen, welche ihr Geschäft in großen

Weltverkehr bringt, welche, wie z. B. der Handelsstand, von den Menschen unmittelbar ihren Erwerb ziehen, wird man jene üble Verwöhnung nicht wahrnehmen. — Hast du mit einem solchen Menschen aber zu thun, mußt du mit ihm zu thun haben, so gieb dem Krickler nicht zu viel nach; mag er darüber auch anfangs noch mehr krickeln, das thut nichts; allmählig gewöhnt er sich besser, denn er bekommt eine gewisse Furcht vor dir. Sein Haus aber vermeide so viel als möglich, denn in seinem Hause gewöhnt er sich nicht so leicht daran, den kleinen Despoten abzulegen, und dieses wahrnehmen zu müssen, ist jedesmal drückend und unangenehm.

Billig rechnen wir auch die Laune, und alles, was von ihr ausfließt zu den Gewöhnungen und Verwöhnungen, denn sie ist durchaus nicht ein Werk des Zufalls, wie diejenigen behaupten, die nicht Lust haben, an das große Geschäft zu gehen, die Laune unter die Herrschaft des Willens zu bringen.

Man entschuldige sich nicht damit, daß schweres Blut, Kränklichkeit, Widerwärtigkeiten, eine üble Laune unvermeidbar machen; alle Weltweisen versichern euch, daß ihr noch nicht den ersten Schritt zu dem Zweck der wahren Lebensweisheit, Ruhe des Gemüths und Anmuth des Genusses, gethan habt, wenn ihr die Laune nicht zu einem freundlichen Diener und Be-

gleiter auf dem Lebenswege euch erzoget. Daher sehen wir denn auch den wahrhaft großen Mann in allen Lagen sich gleich bleiben, oder wenigstens bald sein Selbst wiederfinden, und wir rechnen ihm das als eine gute Gabe Gottes an, was eine von ihm selbst ausgehende Errungenschaft ist.

Einen großen Antheil an unserer augenblicklichen Laune, wenn wir ihr den Zügel lassen wollen, besonders an der üblen Laune aller Art, hat der Magen. Er hängt unter dem Aether des Geistes, wie ein schwarzer, dampfender Kessel, der seine Dünste hinauftreibt, und diesen reinen Aether länger und stärker trübt, je gröberer Stoff, den er zu verarbeiten hat, gröbere Dämpfe erzeugt. Daher sind viele Menschen nach der Mahlzeit, zumal wenn sie gleich darauf ein Schläfchen machten, während dessen die Dämpfe auf dem Spiegel des Geistes sich sammelten, nicht heiter, nicht ansprechend, unlustig zu dem Geschäft, sogar zu dem Vergnügen, und unbehaglicher noch sind sie um diese Zeit sich selbst und andern, wenn sie an sich schon mit dem Magen in beständigem Streit liegen. Gleich gewinnen sie eine üble Laune, welche, wenn sie nicht durch festen Willen, einen unerwarteten, starken Eindruck gestört wird, immer herrscht, immer fortschreitet, selbst die unschuldigste Freude trübe färbt, und gewöhnlich geht man denn, sich selbst zur Last, andern aber unausstehlich, mit dieser Laune zu Bette; die

kleinste Strafe davon ist, daß man am folgenden Morgen sich über sich selbst ärgert. Laß es dir daher, da der größte Theil der Menschen nach dem Mittagsessen einen Reitz zum Unwillen, eine Neigung zu ungestörter Trägheit hat, eine Klugheitsregel sein, um diese Zeit sie nicht zu behelligen, besonders nichts von ihnen zu begehren, was du nicht nothwendig gerade jetzt begehren mußt. — Aber, frägt der von dem Magendunst beherrschte Men ch, warum muß ich denn diese Unbehaglichkeit, welche sich über mein ganzes Wesen verbreitet, empfinden, wenn ich zuweilen schwere Kost genossen habe; warum ist diese Wahrnehmung nicht bei der geringern Klasse? — Die Antwort ist leicht. Nicht allein, daß die geringere Klasse an schwerere Kost gewöhnt ist, so hat sie auch nicht die Regsamkeit des Geistes, des Gemüths; mit mehrerem Stumpfsinn begabt, stellt sich jenes aus dem Magen kommende Erzeugniß nicht äußerlich bemerkbar dar; nur die Leidenschaft bricht bei dem gemeinen Mann, aber auch heftiger, aus.

Die Krankheit selbst setzt oft eine fremde Gewalt über unsern Willen, und in solchem Zustande sind wir nicht wir selbst, und ringen vergebens, Herr unserer Laune zu werden. Das müssen die, welche um den Kranken sind, ruhig ertragen und nicht ungeduldig werden, oder den Zwang, den sie sich anthun, bemerkbar machen. Der Gesunde beurtheilt gar zu leicht

den Kranken nach sich, und sehr leicht wird der Kranke noch kränker, wenn er bemerken muß, daß seine Laune schwer falle, und sein bester Wille, sie abzuschütteln, vergebens mit der Krankheit ringt. Aber der nur Kränkelnde kann durch ernsten Willen, durch Zuredungen, die er sich selbst macht, durch leichte, angenehme Beschäftigung, durch den Zwang, den er sich anfänglich anthut, mit dem Fröhlichen fröhlich zu sein, vieles dazu beitragen, dem Einfluß des Körpers auf die Laune zu gebieten.

Ein großer Theil der Menschen aber ist launisch, wetterwendisch. Nicht allein, daß sie nicht einen Tag hindurch sind, wie den andern; nein, in jeder Stunde beinahe sind sie anders; — wir wissen nie, wie wir mit ihnen daran sind. Dieser Vorwurf trifft häufig das weibliche Geschlecht, und besonders diejenigen unter ihnen, welche wegen Schönheit, äußern Ranges, oder Verwöhnung zu schwacher Eltern oder Ehegatten glauben, ihre kindische Willkührlichkeit mit in Gesellschaft bringen zu können. Beleidigte Eitelkeit, und wie leicht ist diese bei solchen Wesen nicht zu beleidigen, ist in der Regel die Ursach, welche ihre heitere Laune oft so schnell mißgestaltet, und nun gebe man dieser Eitelkeit wieder Befriedigung, so sind sie eben so schnell wieder die liebenswürdigsten Geschöpfe von der Welt. Oft bringen sie denn auch die grollende Laune mit in Gesellschaft, wenn sie noch nicht

gelernt hatten, einen Wunsch, ein Vergnügen sich zu entsagen. Eben diese Worte mögen sich denn auch die eitlen, die verwöhnten Männer gesagt sein lassen, bei denen diese Ursach des Wechsels der Laune noch schneller bemerkt wird, und sie dem vernünftigen Manne in ihrer ganzen Erbärmlichkeit darstellt. Mit einem launischen, wetterwendischen Menschen hat niemand gern Umgang, denn er läßt befürchten, daß er jede Gesellschaft stört, und man weiß nicht, ob er in der nächsten Stunde gern daran Theil nehmen wird, wozu er in dieser Stunde sich bestimmte; er wird wie ein Kind betrachtet, das man nur ungern lange in der Gesellschaft der Erwachsenen duldet.

Auf die üble, dauernde Laune des Menschen hat allerdings seine äußere Lage einen großen Einfluß. — Wir trennten uns von dem Universitätsfreunde, dessen heitere Laune in allen kleinen Bedrängnissen des Jugendlebens immer dieselbe, glückliche, mit fortreißende Götterlaune war; wir schieden von einem Kriegesgefährten, der bei dem Beginnen der Schlacht und im Lazareth eben so scherzte, als auf dem Ballsaal des Winterquartiers, und nach Jahren sehen wir die Verbürgerten im Geschäftsleben, im Familienleben wieder; welche ganz andere Menschen sind es geworden! Da drücken Nahrungssorgen, da spielt der Ehrgeitz seine Rolle, da ist Zwietracht in der Ehe, oder Eifersucht quält; an die Heiterkeit, an den Frohsinn,

der in den Tagen der Vergangenheit sie belebte, denken sie, als an einen glücklichen Traum, zurück, und es hält schwer, ihnen nur noch ein fröhliches Lächeln abzugewinnen. Sie sind ein sprechender Beweis davon, daß gute Laune nicht einzig und allein ein Geschenk der Natur ist, welches mit einem glücklichen Temperament verbunden war, denn dessen Organisation an sich verändert sich mit den Jahren nicht. So gut es daher möglich, so oft es der Fall ist, daß der Mensch eine ihm eigenthümlich gewordene gute Laune verliert, eben so gut muß es ihm möglich sein, eine gute Laune zu gewinnen. Unter dieser guten Laune verstehn wir aber nicht jene Gesellschaftsgabe, wodurch wir Reitz in die Schwerfälligkeit des Gesellschaftstons dann bringen können, wenn es uns beliebt, jene Ausgelassenheit, welche sich über alle Verhältnisse, über allen Anstand hinwegsetzt, und durch Bajazzostreiche vergnügen will, jenes überwinternde, beständige Lachen, jene leichtsinnige Kurzweil mit den ernsthaftesten Sachen; zu einer guten Laune, wenn sie uns wohlthätig und andern angenehm sein soll, gehört ganz etwas anderes. Sie ist ein Erzeugniß der Heiterkeit des Gemüths, und diese Heiterkeit können wir nicht anders dauernd gewinnen, als wenn wir mit uns selbst einig sind, die Aufmerksamkeit auf uns selbst nie vergessen, und die Waffen kennen und in unserer Gewalt haben, wodurch wir alle störende Gemüthsbewegungen, von welchen weiterhin noch näher die Rede sein wird, am

schnellsten und sichersten bekämpfen können. Ein gutes Bewußtsein und die beruhigende Ueberzeugung der Pflichterfüllung heben diese Heiterkeit des Gemüths immer mehr hervor, und wenn der Körper, dieser alte Feind des Willens, sein Recht behaupten, mit seiner Trägheit, Unbehaglichkeit, Schwerfälligkeit uns stören will, so müssen wir es als ein angenehmes Spiel betrachten, ihn zu bekriegen; der Sieg kann bei festem Ernst uns nicht entgehn, vorausgesetzt, daß die Aufmerksamkeit auf uns selbst uns nie verläßt. Zieht nun der schwarze Schwarm der Sorgen heran, so müssen wir sie bei Lichte besehen, und da werden wir denn finden, daß die mehresten nur in der Einbildung beruhen. Aber auch das unwiderlegbar-Widerwärtige ist zu mildern, denn fast alles hat seine lächerliche Seite; diese müssen wir ihm abzugewinnen suchen, und will auch hier aller gute Wille nicht ausreichen, so tröste uns die Ueberzeugung des Unvermeidbaren. Wir müssen uns der Welt und ihrer kleinen Krämerei nicht entziehen, wir müssen Theil daran zu nehmen suchen; alles ringt nach Frohsinn, wir werden durch den Strudel mit fortgerissen, und was uns erst Zwang war, wird Eigenthümlichkeit. „Werdet wie die Kinder," sagt unser großer Lehrer, und in der That, unser Frohsinn gewinnt ungemein, wenn wir in die kleinen Spiele der Menge uns einzustimmen verstehn, und nicht mit dem finstern Ernst des Schulmeisters von dem erhöheten Sitze herabschaun. Diese gute Laune, welche uns selbst sich dadurch be-

kundet, daß wir mit Leichtigkeit über uns selbst das vermögen, was wir wollen, daß das Leben in einem rosenfarbenen Lichte sich uns zeigt, daß wir fröhlich mit dem Fröhlichen sind, gern vom Geschäft zu der Muße, gern von den Genüssen der Muße zu dem Geschäft gehen, ist jedem Dritten angenehm; jeder schließt sich gern an uns an, da er hoffen darf, in seinem eignen Genuß nicht durch Gesellschaftsfehler von unserer Seite gestört zu werden, da wir das mitbringen und auf dem Gesicht tragen, was auch andern Genuß gewähren kann. Da diese Laune eine Folge der Seelenruhe, der Harmonie unsers ganzen Seins ist, so muß sie also auch gleichmäßig sein, mindestens kann sie nur durch große Ereignisse gestört werden, und auch dann nur auf kurze Zeit, bis wir schnell die Hülfstruppen wieder gesammelt haben. Diese Gleichmäßigkeit setzt uns in dem Vertraun unsrer Mitmenschen fest, denn sie wissen dadurch, was sie an uns haben, daß wir Herrn unsers Willens sind, und nicht characterlos handeln werden.

Die Grundlage dieser guten Laune und deren Zweck ist also: Fröhlichkeit uns selbst zu geben, und andern mitzutheilen. Ihre Abarten und Ausschweifungen können aber leicht uns Unannehmlichkeiten zuziehn, so angenehm ihr leichtes Spiel uns und andern ist; daher ist es Zeit, hier von diesen Abarten zu reden.

Der Scherz ist die Würze der guten Laune; es

ist das, wodurch die Laune selbst sich darthut. Er hüllt die größte Kleinigkeit sowohl, als auch das Wichtigere in ein gefallendes Gewand, er weiß allem etwas Fröhliches zu geben, und er gefällt um so mehr, je weniger er gesucht ist, je mehr er überrascht, je schneller er vorüber fliegt. Beständig und über alles scherzen zu wollen, ist aber gesucht, ermüdend, langweilig; er muß nur der Ton in dem Gemälde sein. Auch giebt es Dinge, über welche auch der kleinste Scherz mißfällt. Dazu gehören Religion, das Staatssystem, die Persönlichkeit hoher Vorgesetzten, das wirkliche, verschuldete oder unverschuldete Unglück anderer, und überhaupt alles was in seiner eigenthümlichen, oder durch allgemeine Uebereinkunft ihm angeeigneten Würde ernst da steht. Bei allem Scherz aber sei auch der Anstand unser steter Begleiter, und wir dürfen nicht jenen ungebildeten jungen Wüstlingen, welche oft die Tonangeber sind, folgen und welche glauben, daß der Scherz eine kleine Unanständigkeit, ein lockeres Wortspiel, oder eine sonst ungeziemende Andringlichkeit, oder Vertraulichkeit entschuldige; was der Ernst nicht entschuldigt, darf durch den Scherz nicht gangbare Münze werden sollen. Eben so ist es mit dem Spaß. Er kann leichter noch beleidigend werden, als der Scherz, da er nicht die Allgemeinheit, das schnell Vorüberfliegende hat und den bestimmten Gegenstand bezielt. Mit einer Person in der Gesellschaft seinen Spaß zu treiben, ist oft sehr übel angebracht, denn viele Menschen ver-

stehn entweder gar keinen Spaß, oder was uns als Spaß erscheint, ist ihnen schon völliger Ernst. Daher kommt es so oft, daß der Spaß ein ernsthaftes Ende nimmt. Durch allerhand Späße die Aufmerksamkeit auf einen zu richten, der sich nicht vertheidigen kann, oder glaubt, sich nicht vertheidigen zu dürfen, ist sehr übel angebracht. Man kränkt dadurch jenen, man erbittert ihn wohl sogar, andere schenken ihm ihr Mitleiden und tadeln mit Recht den Spaßmacher.

Der Witz, wenn er ein Ausfluß unserer fröhlichen Laune, unseres heiter aufgeregten Geistes ist, wenn er uns selbst überrascht und ungerufen kommt, gefällt sehr. Aber eben so ekelt er auch an, wenn er gesucht wird, wenn man nach den Aehnlichkeiten der Dinge hascht; darum muß man ihn nicht zum Studium, um seine Gesellschaftsgaben zu vermehren, machen. Ist er uns nicht angeboren, so mögen wir ja dieses Feld unbeackert liegen lassen. Wirklich witzige Köpfe aber, so ausnehmend sie gefallen, haben eben um deswillen sich wohl in Acht zu nehmen, daß sie der Zunge Fesseln anlegen. Sie wissen es, daß sie dadurch gefallen, und der witzige Einfall muß heraus, wenn sie auch sich davon überzeugt hielten, daß sie jemanden dadurch beleidigen. Aber diese Beleidigung ist um so empfindlicher, da sie in dem Augenblick auf gleiche Art nicht erwiedert und gerächt werden kann, und der Beleidigte sucht andere Wege auf, daß der Witzling ihm für die Zu-

kunft unschädlich werde. Der Witz sowohl, als die Satyre, welche Personen bezielen, sind leichter aufzufinden, und unsern Zuhörern eindringlicher, gefallender, als besonders die Satyre, welche allgemeine Gebrechen rügt; daher fallen die Pfeile des Witzes und der Satyre denn auch mehr über die Personen her. Nicht allein, daß der Beleidigte, durch die Ausfälle der scharfen Zunge Angegriffene sich zu rächen suchen wird, sondern der Witzling, der Satyriker wird auch jedem andern furchtbar. Man setzt bei ihm voraus, daß er hämisch sei, man fürchtet von ihm auch, in der Eigenthümlichkeit aufgefunden und angegriffen zu werden; darin läßt sich aber niemand gern auffinden, man sucht ihn also unschädlich schon im voraus zu machen, und das Geringste, was man gegen ihn thut, ist, daß man ihm aus dem Wege geht. Sei daher mit deinen witzigen Einfällen und Ausfällen sparsam; die Unterhaltung, welche du dadurch andern gewährst, die Nahrung, welche du ihrem Geist und öfter noch ihrer boshaften Schadenfreude mittheilst, das Vergnügen, welches du dir selbst dadurch bereitest, daß du, wenigstens für den Augenblick, und auch nur mit der Zunge, Herr über andere bist, wiegt den Schaden nicht auf, den du durch einen einzigen, zur Unzeit angebrachten witzigen Einfall, dir zuziehn kannst. Der Schaden der Satyre liegt noch näher; du erscheinst dadurch als ein Mensch, der sich über andere erheben will, als ein unberufner Sittenprediger, und die will

man nicht gern hören. Es ist auch übrigens gar kein besonderes Talent, die kleinen Gebrechen anderer aufzufinden, sie in ein drolliges Gewand zu hüllen und so zur Schau zu stellen. Hüte dich aber selbst; man sucht schon deine Fehler auf, und wird bald über dich herfallen; laß du jeden in Ruhe, ihn ungestört seinen Gang gehen, so läßt er dich wieder in Ruhe.

Der Mensch erträgt lieber eine weit härtere Beleidigung von dir, als wenn du ihn lächerlich machtest, und diesen Zweck erreichte deine kleine Bosheit und der Mitgenuß der Schadenfreude anderer bei dem Witz über die Person, bei der Satyre; willst du also absichtlich die Zahl deiner Feinde mehren? — Wenn du meinst, er kann mir nichts helfen, — so kann er dir doch wohl schaden, denn auch er hat seinen Anhang. — Der Witz, der im Gespräch gefällt, ist oft nicht mehr Witz, wenn er in die Feder fließt; er wird da von dem Lesenden näher geprüft, und steht nackt da, weil er nur im Vorüberfliegen, nicht näher geprüft, gefallen konnte; hüte dich also sehr vor dem Fehler so vieler, auch in deiner Schreibart witzig sein zu wollen.

Menschen, die einen höhern Grad von Geistesbildung besitzen, finden leicht ein besonderes Vergnügen an den Spielen des Witzes und der Satyre, und da sie die Gefahr kennen, welcher sie dadurch in der Welt ausgesetzt sind, so bilden sie unter einander

Klubb's, in welchen man von der flachen Alltäglichkeit des Umgangs sich dadurch erholt, daß man die Schatzkammer der Bemerkungen und Erfahrungen öffnet, daß man der Zunge freien Lauf läßt. Man nimmt einander nichts übel, da die Waffen, sich zu vertheidigen, gleich sind, der Witz strömt, und die Satyre wird entfesselt. Solche engere Kreise sind allerdings sehr angenehm und an sich selbst unschädlich, übend, belehrend; man thut aber wohl, wenn man dergleichen Verbindungen und ihren Zweck nicht laut werden läßt, denn der gewöhnliche Mensch kann sich nicht davon überzeugen, daß in solcher Gesellschaft nicht gelästert werde, daß nicht auch seine liebwerthe Person an die Reihe komme, und geht daher den Mitgliedern eines solchen Bundes gern aus dem Wege. Noch übler aber ist es, wenn mehrere Mitglieder eines solchen Vereins die kurzen Andeutungen, die dort schon verständlich genug sind, in andere, der Sache unkundige Gesellschaften mitbringen; sie werden dadurch dem Ganzen unverständlich, man sucht darunter mehr, als die Sache werth ist, sie laden den Verdacht auf sich, unberufene Censoren, oder wohl gar Mystiker zu sein, mit denen jeder Dritte nicht gern viel zu thun hat.

Die angenehmsten Menschen in der Gesellschaft sind die drolligen Menschen. Sie machen keine Ansprüche für sich, ihre Laune schweift komisch genug über alles hin, sie fallen auf, ohne zu mißfallen, ihr

ganzes Wesen, ihre Manieren haben den Anstrich des Arglosen, des Naiven, und da man sie für ganz unschuldig und unschädlich hält, dürfen sie sich manches erlauben, was ein anderer sich nicht erlauben dürfte; sie gehören bald zu der Familie. Wer eine solche Laune zum Drolligen hat, wozu aber auch das anspruchslose Aeußere harmoniren muß, mag sie immerhin cultiviren; er geht angenehm durch das Leben, die Menschen haben ihn gern. Wohl muß er sich aber davor hüten, sein drolliges Wesen mit zu ernsthaftem Geschäft zu bringen, und noch mehr davor, daß er nicht der privilegirte Spaßmacher oder wohl gar die anerkannte Zielscheibe der Gesellschaft werde. Es giebt nämlich leider viele Gesellschaften und Gesellschafter, welche eintönig sind, wenn eine Zielscheibe fehlt und der anspruchslose Drollige, von dem alles in das Lachen fällt, was er thut, oder von sich und anderen erzählt, eignet sich gar leicht in den Augen anderer zu dieser Zielscheibe, und bemerkt es oft zu spät, daß er es wirklich schon wurde; dann muß er freilich für den Augenblick in dem Ton bleiben, um nicht zu stören, er wird aber bald Gelegenheit finden, andern bemerkbar zu machen: bis hieher und nicht weiter! — Traue aber auch dem bekannten, drolligen Menschen nicht unbedingt, ehe du ihn nicht näher kennst, denn eben, weil man nicht besonders auf ihn Acht hat, kann er sich leichter, als jeder andere, einschleichen, und es

wandeln viele Wölfe in Schaafskleidern unter den Drolligen umher.

Der Spott ist eine der übelsten Verwöhnungen, welche aus der guten Laune entstehen kann. Der Spötter würdigt allemal einen ernsthaften, andern wichtigen Gegenstand dadurch herab, daß er ihn wegwerfend betrachtet, oder in ein belachenswerthes Verhältniß stellt. Mag er nun doch auch andere Ansichten von der Sache haben, mag sie ihm nicht so wichtig, so bedeutend scheinen, warum braucht er das durch den Spott bemerkbar zu machen? Er nimmt jenen dadurch doch nicht ihren Glauben, sich selbst aber zieht er Haß zu, denn er wagte es, andere von ihren Wichtigkeiten herabziehn zu wollen. Spott über Personen selbst ist jedesmal tadelnswerth, denn durch den Spott wird auch der verdiente Tadel nicht gehoben, mindestens ist es sehr hart, wenn andere Wege offen stehn, durch die Erniedrigung des demüthigenden Spottes bessern zu wollen; oft wird der gute Zweck dadurch auch ganz verfehlt, indem die Strafe zu hart niederschlug, das Emporrichten also um so schwerer wird. Spott über Abwesende ist schlecht, denn der Bespottete kann sich nicht vertheidigen oder rechtfertigen; Spott über Anwesende ist beleidigend für den Wirth und den Bespotteten, denn der Spott ist schon ein so hoher Grad der übel angebrachten Laune, daß der Bespottete, um dem Spötter gebührend zu begegnen, zu Waffen

seine Zuflucht nehmen müßte, welche in gebildeter Gesellschaft zu gebrauchen, unerlaubt sind; er erzwingt daher ein Schweigen und räumt jenem, aber auch nur auf eine kurze Zeit, das Feld, denn alles wendet sich erst von dem Spötter, dann gegen ihn. Der Witzling, der Satyriker, findet noch wohl sein Publicum, aber niemals der Spötter; — ein deutlicher Beweis davon, wie allgemein gehässig der Spott ist. Der Witz und die Satyre haben noch das Gewand der muntern Laune, der mit fortreißenden Herrschaft des dominirenden Kopfes; der Spott aber legt sein hämisches, gefühlloses, selbstsüchtiges, wohlweises Wesen klar zu Tage.

Einer besondern Erwähnung verdienen hier die Religionsspötter. Es ist nichts leichter, als Meinungen anzugreifen und zu tadeln, eben weil es Meinungen sind, wo der Gegenbeweis uns nicht bündig geführt werden kann, und es ist nichts sicherer, wenn man darauf ausgeht, das letzte Wort behaupten zu wollen, als über Religion zu spotten, weil sie selbst sich nicht vertheidigt, und von ihren Verehrern nicht leicht einer zum Vertheidiger in Gesellschaft sich aufwirft, theils weil sie überhaupt kein Gegenstand des gewöhnlichen Gesellschaftsgesprächs ist, theils, weil die Vertheidigungsgründe, welche aus dem Herzen und aus einer unnennbaren Ueberzeugung kommen, leicht durch Trugschlüsse und Seitenblicke des Spötters niedergeschla-

gen, und auf eine, der hohen Sache unwürdige Art entstellt werden können, und endlich, weil eine gewisse bange, heilige Scheu jeden zurück hält, das, was Sache seines innersten Gemüths und Herzens ist, dem Spötter als Widerlegung vortragen zu sollen. Daher können denn dergleichen Spötter freilich ungestört in Gesellschaft ihr Wesen treiben; sie irren aber sehr, wenn sie glauben, dadurch als aufgeklärtere Menschen sich geltend gemacht zu haben, wenn alles um sie her schweigt. Der Schweigende denkt desto mehr, und hält sie mindestens, wenn er noch sehr schonend urtheilt, für unbesonnen; der wirklich Fromme, der Andächtige aber macht ein Kreutz im Stillen vor ihnen, und würde einen Mord ihnen eher verzeihen, als diese Spötterei, und der wirklich aufgeklärte Mann wendet sich auch im ganzen bürgerlichen Leben von ihnen, und kann kein Vertraun zu ihnen fassen, da er sich überzeugt halten muß, daß es mit ihrer Moral, mit ihrer Tugend eben so leicht aussieht, als mit ihrer Religion. — Ueber Religion überhaupt spotten zu wollen, heißt so viel, als den Menschen zu sagen: stoßt mich aus eurer Gesellschaft aus, denn ich bin der nichtswürdigste Bube, den die Erde trägt. Religion ist die Grundsäule aller Tugend, aller Moral, das einzig sichere Band der Verbindung der Staaten, des Vertrauens auf Menschen und Menschenwerth, sie ist jedem Menschen, den nicht eine Tygerin an ihren Brüsten nährte, Bedürfniß; nicht menschlich angreifbar ist der, welcher

Religion überhaupt bestreitet und ihrer nicht zu bedürfen erklärt; er gehört nicht zu einer Gesellschaft, welche auf Religion gegründet ist, und wird billig ausgestoßen. — Viele sagen, besonders seit die Umwälzungen in Frankreich auch den Glauben trafen, sie hätten eine natürliche Religion und bedürften einer besondern Glaubenslehre nicht. Diese sind nicht viel besser, als die Atheisten selbst, denn ihre Moralprinzipe drehen sich um den Egoismus und ändern sich, je nachdem dieser es für gut findet; sie sind schwankend und ungewiß und müssen es sein, da ihre Moral ohne Religion keinen sichern Anlehnungspunct hat. Es muß schon ein großer Grad von Geistesbildung, eine große Festigkeit in allen Tugenden, eine große Veredlung der Gefühle dazu gehören, mit dieser natürlichen Religion für sich selbst auskommen zu wollen; glaubt man das zu können, wohl, so bleibe man dabei, aber man spotte nicht über die Religionssatzungen, welche andere annehmen, deren sie bedürfen. Es ist unedel, strafwürdig, dem Menschen seine höchste Beruhigung, seinen letzten Trost nehmen zu wollen. Die Vernunft-Religion kann, darf und wird nicht allgemein ausreichen; die Allgemeinheit der Menschen muß ein Ido! haben. Wenn man nun alle Zweifel bekämpft hat, sich ruhig und glücklich fühlt in seinem Glauben, so drängt ein solcher unberufener Religionsspötter sich uns auf, und seine Worte, in unsere beruhigte Brust als Saamenkorn geworfen, fassen unbemerkbar Wurzel, und der

Zweifel wuchert wieder auf. Ist es daher nicht unmenschlich von jenem Spötter, uns den Frieden unsers Herzens geraubt zu haben? — Eine andere Klasse von Religionsspöttern bekennt sich zu einem bestimmten Glauben, sie beobachten mindestens äußerlich die Form, aber um so mehr Recht glauben sie zu haben, über diejenigen herfallen zu dürfen mit ihrem Spott, welche zu einem andern Glauben sich bekennen. Dieser Spott ist beinahe eben so unedel und strafwürdig, als der über die Religion überhaupt, denn er greift eben so empfindlich den Menschen in dem an, was ihm das Heiligste ist und sein muß, er stört eben so gut die Beruhigung, welche jenem sein Glaube giebt, und diese Art von Spott beweiset einen Mangel an Bildung, denn es führen viele Wege nach Rom, und wenn wir unsern Glauben für gut anerkennen, so folgt daraus noch nicht, daß er der allein seeligmachende sei. Der Spötter über die Religion überhaupt wird zurückgestoßen, aufgegeben; der Spötter über ein Glaubensbekenntniß, welches nicht das seinige ist, wird aber sogar verfolgt; das Göttliche wird als Vorwand genommen, der Verfolgung und den niedern Leidenschaften der Menschen ein Privilegium zu geben. Oft bereuet es denn der Spötter zu spät, daß er unberufen die Glaubenssatzungen eines andern angriff.

Wir warnen dich daher vor allem Spötteln über Religion und deren Gebräuche; es ist besonders der

Jugend und dem falsch aufgeklärten Kopf eigen. Jeder vernünftige Mann hält dich noch für unreif, für unerfahren in der Welt, und faßt daher auch im bürgerlichen Leben kein Vertraun zu dir. Schlimm genug für dich selbst, wenn du ein Freigeist bist, noch schlimmer, wenn du es äußerst. Auch für deine eigne Lebenspolitik rechnest du falsch, wenn du nicht schweigen kannst, nicht jeden in seinem Religionswesen lässest, wenn der Unterschied des Glaubens bei dir einen Unterschied in der Behandlung des Menschen macht. Die Strafe deiner Unklugheit bleibt auch selten aus, denn z. B. der eifrige Katholik verfolgt dich im bürgerlichen Leben darum, daß du seine hohen Feste, seine bildlichen Darstellungen des Unnennbaren bespöttelteſt, und er kann diese Verfolgung bei seinem Gewissen verantworten. Schweigen, Achtung vor den Gebräuchen, Ruhe, wenn du in den Versammlungshäusern bist, beurkundet den gebildeten Mann, und gewinnt dir Liebe. — In neuern Zeiten sind die Christen mit den Juden in mehrere bürgerliche Verhältnisse getreten, letztere haben mehr bürgerliche Rechte gewonnen, der Geschäftsbetrieb zwischen Juden und Christen ist daher größer geworden. Streng aber hält der Jude noch an seinen uralten Religionsgebräuchen, und um so strenger, da sie das einzige Bindungsmittel dieses länderlosen Volkes sind, welches durch die ganze Welt zerstreut, kein weltliches Oberhaupt hat. Zwar mögten wir wohl vieles von diesen veralteten, durch

die Nothwendigkeit den phisisch und moralisch verderbt gewesenen Söhnen Abrahams im Morgenlande gegebenen Formen und Religionsgebräuchen angreifen können, da der Zweck für jetzige Zeit unerfindlich ist; aber wir haben kein Recht dazu, und du bist ein unbefugter, dir selbst schadender Krittler, wenn du es thust; du bist einfältig und thörigt, wenn du den Hohn und Haß, welcher aus den frühern Christenverfolgungen entstand, noch jetzt auf diese Stämme übertragen willst. Auch der geringste Jude ist Mensch, wie du, es ist unmoralisch, um seines Glaubens willen, ihn herabsetzen zu wollen, es ist unpolitisch, denn auch der Jude weiß zu verfolgen, wenn sein Glaube in seiner Person angegriffen wird, und da diesen Leuten das Band des Vaterlandes fehlt, so haben sie eine Kette der Verebung unter sich, so daß der größere, reichere, mit dir in irgend einer Beziehung stehende Jude wohl erfährt, was seinem ärmern Glaubensgenossen geschah, und zu seiner Zeit den gehörigen Gebrauch davon machen wird.

Dem Mann im Amt sowohl als dem Jüngling von Stande, der reichen Edelfrau sowohl als dem jungen Mädchen steht es wohl an, den Gottesdienst fleißig zu besuchen, und der Glaubensform sich nicht zu entziehen. In den Häusern des Herrn sind der Reiche und der Arme, der Hohe und der Niedere, der Aufgeklärte und der fromme Gläubige alle gleich, auch die einfachste, übel geordnete Kanzelrede hat etwas Erbau-

endes, etwas Belehrendes für dich, das Beispiel des Höheren ist ein gutes Beispiel für den Geringern, und der Geringere bekommt Achtung, Vertraun und Liebe zu dir, wenn du, wie er, zu der Verehrung des höchsten Wesens in den Versammlungen dich einfindest. — Früh auch gewöhne dich daran, nie ein lästerliches Wort, Betheurung, Verwünschung im Munde zu führen; es wird dies bald eine schwerabzustellende, tadelnswerthe Gewohnheit, welche dich als einen Menschen darstellt, der nicht die gehörige Achtsamkeit auf seine feinere Bildung wendet, und der Frömmler nimmt an diesen Worten ein Aergerniß.

Von dieser Abschweifung über die Religionsspötter kommen wir auf das Thema zurück.

Jene gute Laune, von der wir anfänglich als von einem uns selbst gebildeten Kunstproduct redeten, welche nicht blos die Gabe der zufälligen Mischung der feineren Säfte, des sanguinisch-phlegmatischen Temperaments ist, — ohne jedoch den großen Einfluß der Temperamentsanlage auf Beförderung oder Störung dieser Laune in Abrede stellen zu wollen — verschafft uns auch durch Ueberlegung und Gewöhnung den nicht mit Golde zu bezahlenden leichten Sinn, welcher von Leichtsinn wohl zu unterscheiden ist. Während der stolz-bedachtig-schwere Narr mit seinem Storchschritt durch das Leben schreitet, geht der leichte Sinn

hüpfend durch, spielt mit den Widerwärtigkeiten, beruhigt sich zuletzt mit dem Fatalismus, beäugelt und beriecht jede Blume am Wege, fährt nicht zusammen, wenn am Ende des Gesichtskreises ein schwarzes Wölkchen sich zeigt, das wohl ein Gewitter werden könnte, giebt jedem, der eines Weges mit ihm geht, die Hand und plaudert mit ihm, ärgert sich nicht, wenn andere bei ihm zu Pferde vorüberjagen, daß er nicht auch ein Pferd hat, und hebt sie freundlich auf, wenn er sie bald darauf findet, wo sie gestürzt waren, und sich einen Fuß zerbrachen, ohne daran zu denken, daß sie im Vorbeijagen ihn mit Koth besprützten. Soll dieser glückliche leichte Sinn dich durch das Leben begleiten, so sieh mehr unter dich als über dich, blicke mehr zurück, als mit einem Fernglas vorwärts, ringe nicht, sondern genieße, vertraue auf Gott und auf dich selbst mehr, als auf die Menschen, sieh das Weichbild deines Städtleins nicht für die Gränze der Welt, das Urtheil der Kaffee-Klubbs über dich nicht als ein Urtheil an; stört oder betrübt dich etwas, so ergehe dich in dem Garten der Natur, arbeite, um lachen zu können, und lache, um arbeiten zu können; streiche das Wort „schwer" aus deinem Wörterbuch aus, gewöhne dich an nichts, um nichts entbehren zu müssen, und schließe an jedem Abend deine Rechnung mit Gott, mit dir und mit den Menschen schnell und kurz ab, als würdest du nie wieder erwachen; bist du krank, so tröste dich damit, daß ohne Krankheit die Gesundheit

kein Gut wäre; hast du kein Geld, so bedenke, daß viele Völkerschaften nicht einen Heller haben, und daß du um so ruhiger schlafen kannst; will der Tod anklopfen, so sage zu ihm: ich danke dir, daß du mich hast so lange genießen lassen, und wenn du es sonst vermagst, so geh noch einmal an mir vorüber. — Es giebt aber Dinge, über welche auch der leichte Sinn sich nicht hinwegsetzen darf, Dinge, die in allen Umständen und Verhältnissen ernsthafte Dinge sind, und ernsthaft behandelt werden müssen; z. B. wahre Ehre oder Schande, guter Ruf, selbstverschuldete Armuth, Sicherstellung der Mittel für fernern, anständigen Lebensgenuß, Erhaltung des Besitzes, der Errungenschaft, Geld zu morgen früh und ein Nothpfennig für den Zufall, Achtung für den, dem Achtung gebührt, Schicklichkeitstact u. s. w. Wer auch diese Dinge nicht glaubt berücksichtigen zu müssen, ist leichtsinnig, und der Leichtsinnige wird nicht bemitleidet, wenn er fällt, selten findet sich jemand, dem es Ernst ist, ihn wieder aufrichten zu wollen, und das Zutraun, welches der leichte Sinn sich erhält, wird ihm nicht gewährt.

Von den dauernden Zuständen der finstern Laune, der Schwermuth, dem Trübsinn u. s. w. werden wir späterhin schicklicher reden, und schließen wir diese Abhandlung über die Laune, deren Abarten und Ausschweifungen wieder mit dem Satz: der Mensch kann

sich zu dem machen, zu dem er sich machen will. Bei den großen Vortheilen, welche eine feststehende gute Laune gewährt, bleibe also nicht auf dem halben Wege stehn, und schreibe das schwankende, wechselnde, ausschweifende deiner Laune dem Temperament, oder den Umständen nicht zu; es ist die Herrschaft der Trägheit, der Schwachheit über deinen Willen, welche dich rückfällig macht, und dich, der du ein selbstständiges Wesen sein solltest, der Willkühr des Zufalls, dem ersten, besten Eindruck preis giebt.

Eine der übelsten Verwöhnungen, welche so ganz dazu geeignet ist, den Menschen zu peinigen, und an alle Lebensfreuden sich zu hängen, ihn in allem zu hemmen, ist die Furcht. Diese von sich abzuschütteln, muß ein jeder ringen, und er vermag es. Niemand sage, ich kann mir die Furcht nicht abgewöhnen, sie ist mir angeboren; wir erwiedern ihm unbedingt, daß eine angeborne Furcht nicht existirt. Zwar giebt es eine allgemeine Furchtsamkeit, welche sich über das ganze Wesen verbreitet und in alle Handlungen mischt; sie ist ein Erzeugniß des Gefühls der Schwäche, ein Mißtraun in sich selbst, in seine Kräfte, aber auch sie ist nicht angeboren, nicht unvertilgbar.

Wir können füglich alles, was zu der Furcht zu zählen ist, in die Furcht vor Menschen, in die Furcht vor Gefahren, in die Furcht vor Thieren, in

die Furcht vor uns selbst, und in die Furcht vor dem Tode, abtheilen.

Eine gewisse **Furcht vor den Menschen** zu haben, ist im allgemeinen gut, wenn wir in die Welt hinaustreten. Sie giebt uns Behutsamkeit und schützt vor dem übel angebrachten blinden Vertraun auf jeden Menschen. Es ist hart, es sagen zu müssen, aber es ist wahr, man muß jedem Menschen ehr mißtrauen, als auf ihn vertrauen; selbst das Urtheil anderer über ihn darf uns nicht unbedingt zum Vertraun bestimmen, wir müssen selbst prüfen. Bei dem Egoismus, welcher die Handlungsweise fast aller Menschen bestimmt, betrachten sie uns als Mittel zu ihren Zwecken, und zwar nur so lange, als sie uns gebrauchen können, wenn wir ihnen blind vertraun; fürchte daher im allgemeinen jeden Menschen, du kommst weiter damit, und die späterhin ohnfehlbar dich antretende Täuschung deines Vertrauens auf Menschen ist schmerzlicher, und hat üblere Folgen fur dich, als wenn du von Anfang an mit einer Furcht vor ihnen unter ihnen auftratest. Diese allgemeine Furcht darf aber über die Gränzen der Behutsamkeit nicht hinausgehen, sie darf nicht in steten Argwohn gegen einen jeden, nicht in üble Deutung des unschuldigsten Dinges ausarten. Dadurch verbittert man sich den geselligen Umgang sehr, ist sich selbst bei den leichten, schwärmenden Freuden der Gesellschaft zur Last, und wird bald von andern geflohen.

Unterscheide daher den Gesellschaftsmenschen von dem wirklichen Menschen, den du im bürgerlichen Lebensverhältniß zu behandeln hast; gegen erstern laß deine allgemeine Furcht etwas mehr zurückweichen. — Noch weniger darf die Furcht vor den Menschen in Menschenfeindlichkeit ausarten, daß wir mit diesen Lebensfeinden nichts mehr zu thun haben wollen, und uns, wie die Schnecke in das Haus zurück ziehn. Gewöhnlich ist diese Menschenfeindlichkeit eine Ausgeburt unsers beleidigten Egoismus, allein wir reichen mit dem leidigen Trost, die Menschen zu fliehen, sie entbehren zu können und zu wollen, in uns selbst, und ganz für uns selbst weit glücklicher leben zu können, nicht lange aus. Geselligkeit ist uns schon darum unentbehrlich, weil sie allein uns wieder Stoff zu dem Selbstleben giebt, und überdem knüpfen so viele Bedürfnisse doch stets den Menschen an den Menschen; mußt du menschenfeindlich diese Bedürfnisse späterhin dann aufsuchen, so werden sie dir erschwert, und die Gesellschaft gewährt dir nur ungern auch das wenige, was sie dir gewähren muß; dadurch wird aber deine Menschenfeindlichkeit immer größer, und du schreibst der Außenwelt zu, was dein eignes Verschulden war. Du wolltest die Menschen, wie sie nun einmal sind, nach deinem Willen stimmen, das ging aber nicht, du mußt dir nun ungern gestehn, daß sie dir unentbehrlich sind, und hast es erst nicht lernen wollen, und kannst es jetzt nicht mehr lernen, dich zu ihnen zu

stimmen. — Der Menschenhaß, diese fortgesetzte, erklärte Menschenfeindlichkeit ist der letzte, traurige Trost des Verarmten, dem feindliche Schicksale unter den Menschen äußeres Glück, Ehre u. s. w. raubten; oft entsteht er auch aus dem Lebensüberdruß dessen, der in allen Genüssen der Welt sich übersättigte, und bei dem langen Rausch vergaß, sich Schätze für das stille Selbstleben zu sammeln. Gern wälzt man die Schuld des Unglücks von sich selbst ab, und auf andere, doch dieser leidige Trost des beschwichtigten Egoismus reicht nicht aus in der unentbehrlichen fernern Verbindung mit der Gesellschaft, und ein jeder betrachtet den erklärten Menschenhasser als seinen Feind, erschwert ihm das geringste, und giebt ihm mit Procenten das böse Mißtraun zurück. — Auch entsteht Menschenhaß leicht bei dem, der sich lange in der Welt umher trieb, immer nur die andern Menschen als Mittel, sich selbst aber als einzigen Zweck betrachtend, den Ehr- und Rangsucht beherrschte und der diese nimmersatten Freudenwürger nicht befriedigen konnte; — er lerne die kleinen, wechselnden Freuden des geselligen Lebens erst kennen, er theile sich mit, so wird er wieder Mittheilung empfangen, er lasse die Ehrsucht, diesen nie rastenden Quälgeist, der nach einem Schattenbilde ringt, daheim, und ihm wird wieder wohl werden unter den Menschen. — Wer die Menschen verachtet, spricht sich selbst das Urtheil, daß er sich selbst nicht achte, wonach denn also auch andere den Maaßstab für ihn

nehmen, und er beleidigt dadurch jeden Einzelnen in seinem „Ich." Die Menschen sind weder Engel noch Teufel, noch Thiere, — sie sind ein Gemisch von allem; aus diesem Gesichtspunct betrachte sie, und suche das Gute in ihnen hervor, und es dir nützlich und angenehm zu machen. — Die Menschenscheu, der Mangel an Selbstvertraun, ist oft ein sehr übler Erziehungsfehler, eine aus früherer Niederdrückung herrührende üble Verwöhnung. Sie schadet in allen Lebensverhältnissen. Jeder Mensch will selbst gern herrschen, er nimmt bald dieses feige Wesen an uns wahr, bemächtigt sich unserer für sich, und wir erreichen selten unsre eigne Zwecke, wir sind und bleiben mit dem besten Willen stets Sclaven anderer. Bemerkst du diese feige Scheu an dir, wirf sie bald ab, ja wir mögten beinahe behaupten, du kannst dir nicht genug vornehmen, recht dreist unter den Menschen aufzutreten. Sie sind Menschen wie du, sie haben auch ihre Schwächen und Mängel, sie wissen solche nur klüger zu verbergen, als du, und darum herrschen sie. Eine gewisse dreiste Festigkeit hüllt deine Schwächen ein, deine Stimme fängt an zu gelten, und du kannst ruhiger fortschreiten für deine Zwecke, wenn du nun nur jetzt andere ungestört lässest; du bist nun nicht mehr ihr Sclav, sie fürchten sich schon etwas vor dem Nachdruck, den du dir selbst giebst, und das ist gut. Hüte dich dabei aber vor dem Fehler der Dummdreistigkeit, der Unverschämtheit, fordere von den Menschen nur das, was

du mit Recht von ihnen fordern kannst, aber dieses fordere mit Anstand und Nachdruck. — Der Menschenscheue, der Furchtsame, der sich die Menschen über den Kopf wachsen läßt, sie, die daheim darüber lachen, daß ihr Theaterpomp, ihr Uebertäuben draußen galt, kommt in seinem Leben zu nichts; er hat die Quaal, und Klügere den Genuß.

Wenn man nun selbst mit einem solchen furchtsamen, ängstlichen Menschen zu schaffen hat, so thut man sehr wohl, wenn man, anstatt abgeschmackterweise mit dieser Niedergedrücktheit ein Spiel der Eitelkeit zu treiben, ihm vielmehr freundlich die Hand reicht, ihn aufzurichten. Es ist dies sehr belohnend für ihn, er fühlt sich wohl in unserer Nähe, er dankt uns, ohne es zu sagen, und das Vertraun entsteht; einen Menschen mehr gewonnen, der uns vertraut ist aber mehr werth, als Hunderte sich unterworfen zu haben durch Ueberlegenheit des Wollens.

Gerade die Menschen, welche unter ihres Gleichen am liebsten zu gebieten suchen, sind gewöhnlich die kriechendsten Sclaven gegen ihre Obern. Diese beweisen aber eben dadurch, daß die Herrschaft, welche sie über andere errungen haben, nicht ein schuldiger Tribut, den man dem mehr vollendeten Menschen zollt, sondern ein Kind der Selbstsucht, des Ehrgeitzes und andrer niedriger Leidenschaften war. — Furcht vor

Personen hohen Ranges zu haben, ist Thorheit; betrachte dir, wenn du mit ihnen reden mußt, das Ding genauer; sie sind Menschen, wie du, und wenn du sie in ihrem geheimsten Privatleben sähest, wohl noch schwächere Menschen, als du; Beklommenheit schadet dir und deiner Sache. — Man scheuet sich auch wohl vor der Grobheit, Unverschämtheit eines andern, und giebt lieber nach, ehe man mit ihm zu thun haben will; aber wehe dir, wenn er das bemerkt! Hat er noch nicht Gewalt über dich geübt, so wird er sie erst üben.

Nun giebt es auch manche Menschen, die weiberscheu sind. In dem Umgang mit Männern behaupten sie ihr Recht, ihre Stimme, kommen aber Frauen in den Kreis, so verstummen sie, betragen sich linkisch und suchen sich zu entfernen. Diese Leutchen brachten aus ihrer frühern Jugend Phantasien von dem hohen weiblichen Ideal mit in die Gesellschaft, sie hatten vorhin nicht Gelegenheit gehabt in näheren Umgang mit Frauen zu leben, die allgemeinen Begriffe der äußern Achtung, welche diesem Geschlecht gebührt, kommen hinzu, und daher diese Scheu, diese Nichtmanier. Merken nun aber die Frauen erst, daß sie einen solchen Scheuen vor sich haben — und so leicht entgeht ihrem gesellschaftlichen Scharfblick nichts! — so können sie dem Triumph nicht entsagen, gegen ihn die Vorrechte, welche man dem schwächeren Ge-

schlecht für die Gesellschaft aus Artigkeit eingeräumt hat, gegen ihn dadurch geltend zu machen, daß sie durch ihr neckendes Spiel, durch die gewandtere Zunge, durch das schnelle, treffende Auffassen des Augenblicks, durch die schlaue Besonnenheit, die in ihrer Rede liegt, ihn nur noch mehr in Verlegenheit setzen. — Mit Mühe mag man daher nur einer frühe gehabten Weiberscheu sich in spätern Jahren entwöhnen, und der Kenner, noch mehr aber sie selbst, diese feinen Kennerinnen, sehen das Unbehülfliche, das Erzwungene immer durch, und feiern dabei im Stillen den Triumph ihres Geschlechts. — Hier steht denn auch wohl die Bemerkung an ihrem Platz, daß gewöhnlich der Weiberscheue nicht der Glücklichste in der Wahl einer Gattin ist; die erste, welche eine solche Scheu zu überwinden wußte, ist ihm eine Göttin, der er sich zum Opfer bringt; denn meist opfert er seine Manneswürde an sie auf, und kommt unter den Pantoffel. — Suche daher schon, wenn du dich zum Weltleben vorbereitest, den Umgang mit gebildeten, erfahrenen, älteren Frauen auf; du kannst durch nichts leichter überhaupt den gesellschaftlichen Tact, die gesellschaftliche Gewandheit erlernen, als eben hierdurch; die Träume deiner Phantasie von anzubetenden Idealen werden sich verlieren, du siehst, daß sie eben so gut, und noch mehr schwache Geschöpfe sind, als wir, du lernst bei ihnen am besten Leichtigkeit und Gewandheit im Gespräch, und die Kunst, in den Gesichtskreis

schwächerer Geister dich einzustimmen, auch an geringfügigern Gegenständen Theil nehmen zu können, und frei und ohne Scheu trittst du unter ihnen auf. — Nicht weiberscheu sein, heißt aber nicht ungeziemend, unschicklich gegen sie sein. Besonders kleidet es junge Männer sehr übel, wenn sie glauben, es gehöre zu dem guten Air degagé, in dem Umgange mit Frauenzimmern über die Gränzlinie hinweg zu schreiten, welche eine gewisse Entfernung beider Geschlechter von einander bezeichnet; das nähere hierüber wird erst weiterhin weitläuftiger abgehandelt werden können.

Von dem Weiberscheuen ist der Weiberfeind zu unterscheiden. Eine verächtliche Classe von Menschen! Sie kehrten übersättigt vom Genuß zu sich selbst zurück, ihre Mäßigkeit ist Ekel, ihre Entsagung ist Abspannung, und sie betrachten das ganze schöne Geschlecht aus dem Gesichtspunct, aus welchem sie die Phrynen, die Buhldirnen kennen lernten. Mögen sie sich selbst beklagen, daß sie unter dem Auswurf des Geschlechts schwelgten, und die feinen Gefühle abstumpften, welche ein dauernder Umgang mit edlen Frauen erfordert! Da sie nun diese feinern Gefühle nicht mehr haben, so werden sie von diesem Umgang zurückgewiesen, Verachtung soll die Rache sein, welche sie nehmen, und sie strafen sich dadurch sehr, daß sie nun ihre Genüsse in den Spiel-, Zech- oder politischen Klubbs der Hagestolzen suchen, während zu

Hause eine Wirthschaftsperson aus dem niederen Stande aufgegriffen, sie beherrscht und bestiehlt. — Den Umgang mit erklärten Weiberfeinden fliehe; sie sind entweder grobe, oder entnervte Wollüstlinge mit pöbelhaften Sitten, und nur geduldet in der Gesellschaft. Sie betrachteten das Geschlecht nur als Mittel zum Genuß, und da der Zweck ihnen ekelhaft oder nicht mehr erreichbar geworden, werfen sie auch das Mittel verächtlich hin.

Die Furcht vor Gefahren ist eben so schlimm als die Furcht in der Gefahr; erstere beängstigt in der Regel unnützerweise, da doch so viele Gefahren glücklich vorübergehn, und letztere macht die Gefahr erst gefährlich, indem sie die nöthige Besonnenheit raubt. Wenn man mit sich selbst einig ist, und mit sich selbst in Frieden lebt, wenn man Ruhe und Besonnenheit, ohne welche kein Leben gelingt, sich eigen gemacht hat, wenn man nie auf unrechten Wegen geht, und in dem süßen Vertraun, daß man in seiner Pflicht handle, immer den Fuß weiter setzt, wenn man nicht von blindem Lerm sich täuschen läßt, vielmehr jedes Ding bei Lichte zu besehn bemüht ist, wenn man seine physischen und moralischen Kräfte kennt, und weiß, wie weit sie ausreichen, wenn man aus dem bereits zurückgelegten Theil des Lebens ein gutes Vertraun für die ferneren Tage schöpfte, wenn man durch Aufklärung aller Art die dunklen Begriffe von einem

umherschleichenden bösen Weltgeist gelichtet hat, und besonders, wenn man Religion, ein festes Vertraun auf Gottes weise Führung hat, so kann man keine Furcht vor einer Gefahr haben. Diese nicht motivirte Furcht bringt erst die Gefahr, und es ist nichts herrlicheres, vollendeteres zu sehen, als einen Mann, der keine Gefahr kennt. Eben die ruhige Besonnenheit, das edle Selbstvertraun macht es, daß er da keine Gefahr sieht, sie schon weggeräumt, oder Waffen in Bereitschaft hat, wo der übertäubte Furchtsame hülflos hineinrennt, denn die Selbsthülfe fehlt ihm, weil ihm die Besonnenheit fehlt. Durch Gewöhnung kann man also viel thun, diese Furchtlosigkeit sich zu geben. Diese gute Absicht, sich an die Gefahr gewöhnen zu wollen, muß aber nicht so weit gehn, daß man sie aufsucht, oder damit andern ein Schauspiel geben will, denn in dem Begriff der Gefahr liegt schon das Ungewisse des Erfolgs, und unnütze Verwegenheit wird oft hart bestraft. Ist aber die Gefahr da, ist sie unvermeidbar, so muß man sie dann nicht noch umgehen wollen; sie wächst durch das Zögern, weil die Furcht sich einschleicht, und durch feste, schnelle Entschlossenheit ist fast jede Gefahr zu überwinden. Kommt man in der Gefahr zu Schaden, so war gewöhnlich der Mangel an Besonnenheit, die verzögerte Entschlossenheit, Mangel an Umsicht, falsche Kenntniß der eignen Kräfte, und der Umstand, daß wir uns in eine Lage begaben, deren Gefährlichkeit wir nicht kannten, daran

schuld, denn jeder Mensch bereitet sich in der Regel selbst die Gefahr.

Die Gewitterfurcht, welche viele, übrigens sehr aufgeklärte Menschen haben, ist doch in der That sehr lächerlich. Wie kann das Rollen des Donners, das Flammen des Blitzes Furcht einflößen? Fürchtest du, getroffen zu werden? Viele tausend Menschen laufen außer dir in demselben Augenblick die gleiche Gefahr, du vermagst es nicht, ihr auszuweichen, eben so wenig, wie du es vermagst, dem Gewitter Halt zu gebieten; und sollst du getroffen werden, so geschah es nicht ohne den Willen des Herrn. — Man sollte nicht glauben, daß erwachsene Personen noch eine Furcht vor Gespenstern haben könnten, und doch ist dem wirklich so. Sie ist ein Anhängsel, welches aus den Ammenstuben mit herübergebracht ist, und es giebt sogar erleuchtete Köpfe, welche sich den Glauben an das Wiederkehren der Geister, an deren Sichtbarkeit, an Ahndungen, nicht nehmen lassen. Warum erscheint denn aber nicht einem jeden, warum nur den Sonntagskindern ein Geist, und warum denn immer nur bei Nacht? So wie denn überhaupt der Mensch in allem eine Anhänglichkeit an dem Geheimnißreichen, Dunklen, an dem Mystischen hat, eben so ist es auch hiermit. Das Licht des Tages können diese Nebelgestalten einer aufgeregten Phantasie nicht vertragen. Man gewöhne sich daran, auch in der Nacht den Tag zu suchen, unsere

eigne Aufklärung bringe Licht in die Schattenmassen, man gehe dreist auf das los, was als Nachtgestalt dort wandelt, man höre deutlich auf den Schall und wir müssen bald selbst über unsere kindische Furcht lachen. Solche Furchtsame, wenn sie im Dunkeln gehn, singen oder pfeifen denn gewöhnlich, um nur weiter nichts zu hören, oder um gewissermaßen noch ein Leben außer sich zu hören. Vieles trägt die Nacht dazu bei, diese Furcht zu vermehren, weil der Gegenstand der Scheu nicht in das Auge gefaßt werden kann, weil die aufgeregte Phantasie freien Spielraum hat, nach ihrer Willkühr ihn ausschmücken zu können, was sie denn auch gut benutzt; allein diese Phantasie muß nicht aufgeregt werden können, man muß sich davon überzeugen, daß die Nacht nichts weiter als Mangel an Licht ist und der Weltgang darum immer derselbe bleibt; man muß sich, wenn man noch nicht ganz frei von jener Furcht zu sein glaubt, zwingen, dann immer nur im Dunklen an fröhliche, heitere Gegenstände des vollen Lebens zu denken. — Die geringste Gefahr erscheint allerdings in der Nacht größer, weil wir sie nicht beleuchten können, und, wenn sie sich nun einmal verkündet hat, wir sie uns als größer denken, und sie wird riesenhaft groß, wenn wir allein sind, wenn niemand da ist, der uns helfen kann, der sie mit uns bestehn kann. Zu wissen, daß man die Gefahr mit einem oder mehreren theilt, ist eine große Ermuthigung; diese Ermuthigung entspringt nicht, wie viele

wollen, aus einem unedlen, grausamen Gefühl, sie ist ein Erzeugniß des gemeinsamen Mitleids, welches so sehr, auch in der Gefahr selbst, labt, sie wird genährt durch die Beruhigung, welche wir daraus nehmen, daß wir nicht allein aus Selbstverschulden uns Gefahr herbeiführten, und daher läßt sich der Muth des Schwächlings in der Kriegsgefahr erklären.

Daß man eine Furcht vor gefährlichen Thieren hat, liegt wohl in der Natur der Sache, und daher gehe man ihnen aus dem Wege, oder wenn man in Ländern ist, wo die Gefahr, daß sie andringen, näher ist, so mache man sich mit den Mitteln bekannt, welche sie verscheuchen, oder unschädlich machen, so wie z. B. der hungrigste Wolf fortgeht, wenn er Feuer sieht, der tolle Hund seinen Weg gerade fort nimmt, der Schlangenbiß durch schnellen Gebrauch von Gegengiften, welche Reisende bei sich führen, entkräftet wird; daß aber Menschen in Ohnmacht fallen wollen, wenn sie eine Katze in der Stube wittern, daß es sogar Feldherrn gegeben hat, die vor ganz unschädlichen Thieren, als Spinnen, Mäusen u. s. w. fortlaufen, das ist doch in der That eine Verwöhnung, welche man bei dem weiblichen Geschlecht allenfalls entschuldigt, welche aber den Mann mindestens der Gefahr aussetzt, sich lächerlich zu machen. Sie sagen, sie haben einen unüberwindlichen Ekel vor der Spinne, und können doch Krebse und Frösche mit dem größten

Appetit essen; die Maus ist ihnen in der Natur zuwider, und doch können sie einen räudigen Mops mit in das Bette nehmen, und speisen den Schnepfendreck mit vielem Behagen; also es ist nichts als eine Verwöhnung aus den frühesten Kinderjahren. Sie sahen, daß Mama aufkrieschte, wenn eine Maus sie erschreckte, daß die Katze, wenn man ihr im Dunklen über den Rücken strich, helle Funken sprühete, und die Eindrücke blieben. Wie störend diese Furcht uns selbst, und wie lästig sie andern im geselligen Leben werden kann, davon wird sich ein jeder überzeugen, und so wie jener Athlet sich dadurch übte, daß er erst das Kalb täglich trug, bis er nach drei Jahren den ausgewachsenen Ochsen auf den Rücken nahm, eben so lasse man z. B. eine ganz kleine Spinne in seinem Zimmer, und füttere sie alle Tage, und füttere sie groß. Aber, sagen diese armen Menschen, das schnelle, das unerwartete Laufen der Maus, das Kribbeln der Spinne greift wider unsern Willen unsere Nerven an; doch wir haben schon früher gesagt und wiederholen es, daß der ruhige, der besonnene Mann keine solche angreifbare Nerven hat; sein Wollen stimmt dieses feine Saitenspiel fester.

Furcht vor sich selbst, vor seinem Können ist eigentlich Unbekanntschaft mit sich selbst und mit seinen Kräften, und die Trägheit thut denn auch das Ihrige, uns in der alten Gewohnheit einzulullen; der

kleinste Widerstand, der geringste, unerwartete Aufenthalt schlägt den guten Willen nieder. Daher die Arbeitsscheu und die Feigheit zu Unternehmungen, denen sie gewachsen wären, bei so vielen Menschen. Sie wagen mit ihren Kenntnissen, mit ihrer Wissenschaft sich nicht heraus auf den großen Kampfplatz, sie halten andere, welche keck auftreten, und ihr Bischen Wissen auszukramen und wohl an den Mann zu bringen verstehn, für vollendete, unerreichbare Meister, sie sehn oberflächliche Urtheile, oft des Neides, für den Richterstuhl der Wahrheit an, und sie halten es für unmöglich, eine Arbeit, welche Anstrengung und Ausdauer verlangt, vollenden zu können, daher fangen sie lieber gar nicht an. Allein man überwinde die feige Trägheit, welche den Menschen stets am Boden festhält, man gehe davon aus, daß der Mensch alles kann, was er will, man traue sich lieber zu viel als zu wenig zu, (ohne dies jedoch einem Dritten zu äußern, weil es dann leicht uns als Großprahler verschrien machen kann) man verfolge immer nur einen Zweck, aber diesen auch ernst und unwandelbar, und geitze dabei mit der Zeit; man bedenke, daß andere, deren Riesenarbeiten man anstaunt, doch auch nur Menschen waren, und daß sie doch auch nur dreihundert fünf und sechzig Tage aus dem Jahr herauszählen konnten; man übe die Geduld, und überzeuge sich davon, daß jede Furcht die Arbeit erschwert, Lust und Vertraun dagegen die halbe Arbeit ist; man spreche sich

selbst Muth ein, wenn andere es nicht thun, und diese Scheu, dieses Mißtraun in die eignen Kräfte verliert sich immer mehr, je mehr die Arbeit sich fördert. Diese Methode hilft nicht allein für Werke der Kunst, der Wissenschaft, für Ausfüllung des Platzes im bürgerlichen Leben, sondern auch für Ueberwindung dessen, was das Gemüth feindlich angreift.

Billig rechnen wir auch den körperlichen Schmerz und die Furcht davor zu der Furcht vor sich selbst, da der Körper ein bedeutendes Theil unsres Selbst ist. Der gemeine Mann hat gewöhnlich nicht eine solche Furcht vor Körperschmerz, als der Mann in dem höheren Weltleben. Anhaltende körperliche Anstrengung ist auch schon der Anfang des Schmerzes; diese Anstrengung, welche ihm aufgelegt wurde, frühe Gewöhnung an eine rohere Lebensweise, gröbere Kost und die schweren Ermüdungen eines jeden Tages machen die Nerven weniger reitzbar und die Muskeln fester; daher mag es wohl kommen, daß der gemeine Mann sich mit mehr äußerer Ruhe einen Fuß abnehmen, als der vornehme Herr sich einen Zahn ausziehen läßt. Der Schmerz des erstern zeigt sich auch nicht so leicht, so sichtbar, weil er schwerere Bewegungen, festere und wenigere Gesichtszüge hat. — Man wirft den Männern vor, daß sie weniger Schmerz ertragen könnten, als die Frauen; das ist aber nicht wahr. Der Unterschied liegt nur darin, daß man bei jenen mehr Standhaf-

tigkeit erwartet. — Löse dir den Schmerz in seine Bestandtheile auf, so wirst du wenigere Furcht davor haben. Die Gesundheit nämlich ist ein negativer Zustand; sie ist der Zustand, wo man keinen Theil seines Körpers vor dem andern fühlt. Der Schmerz sei dir der entgegengesetzte Zustand, wo eines dieser Theile auf eine unangenehme Art dich daran mahnen will daß es auch da sei, wo es eine kleine Despotie, ein Vorzugsrecht über die anderen Theile gewinnen will. Betrachte dir diese Despotie von der lächerlichen Seite, überhöre sie, nimm dir fest vor, daß du sie überhören willst; dieses Mittel glückt sehr oft, und grollend zieht sich der Schmerz in sich selbst zurück. — Nie werde der Körper Herr über den Geist; wird aber der Schmerz zu störend, so zerstreue dich, so viel du kannst, ohne andern bemerkbar zu machen, daß du Schmerz hast; das stört den Gesunden, und in Gesellschaft kannst du leichter den Schmerz zerstreun, als wenn du allein nur immer auf ihn Acht hast. — Der Schmerz ist der Prüfstein deiner Geduld; freue dich, jetzt eine Gelegenheit zu haben, wo du diese große Tugend üben kannst. Will sie ermatten, so stärke dich mit der Hoffnung, denn jeder Schmerz ist ein vorübergehender Zustand; würde er bleibend, so wäre er kein Schmerz, kein Unterschied mehr. — Das Ausheulen des Schmerzes ist andern widrig, für dich selbst unmännlich, und vermehrt den Schmerz, da Ruhe allein Blut und Nerven besänftigen kann. — Viele Kranke wollen, daß

andere mit ihnen leiden, sie bemitleiden sollen; eine lästige Beschwerlichkeit für andere, die ihnen selbst nicht hilft. — Nach ausgestandenem Schmerz erzählt man gern einem Dritten, was man alles gelitten hat; spare diesen Sermon, denn der Mensch will gern von angenehmen Gegenständen unterhalten sein. — Manche Menschen ertragen lieber einen Schmerz, ehe sie nach dem Arzt schicken, weil sie dessen durchgreifende Hülfe fürchten; das ist aber sehr unrecht, denn, nicht allein, daß seine Hülfe dann oft zu spät kommt, oder noch schmerzhafter wird, so ist es doch wohl auch weit besser gethan, lieber eine schnelle, noch so schmerzhafte Operation ertragen zu wollen, als mit einem lange anhaltenden, quälenden Schmerz sich herumzutragen. Tröste dich dabei damit, daß auch die Grade des Schmerzes ihr Ziel haben, und daß der höchste Grad zu Bewußtlosigkeit übergeht, und nur die Umstehenden erschüttert; so ist es z. B. bei den kreißenden Frauen. — Kannst du einem großen, bevorstehenden Schmerz nicht ausweichen, so sieh ihm dreist in das Auge, und er wird nur der halbe Schmerz sein. — Manche Menschen können einen Schmerz an den äußern Theilen des Leibes mit vielem Muth ertragen, aber das geringste Uebelbefinden in den innern Theilen kann sie zur größten Erschütterung bringen. Es kommt dies daher, weil sie den Schmerz an den äußern Theilen gewissermaßen vor sich sehen, und sich einbilden, die mehrere oder mindere Gefahr nun zu kennen; bei dem innern

Schmerz aber macht die weniger deutliche Kenntniß ihnen die Gefahr größer; sie müssen aber eher sich aufzuheitern suchen, da schlimme Einbildung den nachtheiligsten Einfluß auf die Krankheit selbst hat, und den Anfang zu dieser Aufheiterung gewähre ihnen ein blindes Vertraun zu dem Arzt.

Die Furcht vor dem Tode ist — wir wollen den blutdurstigen Kriegesstürmer ausnehmen — gewöhnlich mit der Furcht vor Todten, vor Leichnamen, genau verbunden. Wie kann aber ein Todter uns Furcht einflößen? Er gehorchte dem unwandelbaren Gesetz der Natur; nur der erste Todte konnte erschrecken, so wie die erste Nacht. Der Ekel, den man bei dem Anblick eines Todten empfinden will, soll die Ursach dieser Scheu sein; aber auch dieser hat oft seinen Grund in den Verwöhnungen, welche man aus der Kinderstube mit herüber nahm, und dann auch in dem Befürchten, daß der Todte die Beute einer ansteckenden Krankheit geworden sei. — Die Erscheinung, daß der, welcher noch nie einen Todten sah, diese Furcht nicht hat, wenn er an dem Sarge einer ihm sehr werthen Person steht, läßt sich daraus erklären, daß diese Betrübniß, der größere Schmerz über diesen Verlust jene allgemeine Furcht erdrückte und überwand.

Auch fürchtet man den Anblick eines Todten um deswillen, weil diese Leiche, wenn die Person uns

auch noch so fremd war, uns selbst in dem Lebensgenuß stört, indem sie uns daran erinnert, daß wir denselben Weg zu wandern haben. — Da wir aber so leicht in Lagen kommen können, wo es nicht zu vermeiden ist, in der Nähe von Leichnamen zu sein, so müssen wir jene Furcht, welche in den Augen vernünftiger Menschen uns herabsetzt, indem sie glauben macht, daß wir die Beruhigungen der Religion nicht kennen, und welche außerdem sehr feindlich auf unsere Gesundheit wirken kann, wenn wir dem Beisein bei Todten nicht ausweichen konnten, zu bekämpfen suchen. Sie schwindet am sichersten, wenn wir einmal an dem Sterbebette eines Menschen gestanden haben. Der Todte liegt aufgelöset da, sein Anblick überrascht widrig, der Phantasie bleibt weiter Spielraum übrig, mit schwarzen Farben es auszumalen, wie das alles so kommen mußte; bei dem Sterbenden sahen wir aber genau die Auflösung des Lebensprozesses, er führt uns selbst aus seinem Leben in seinen Tod mit hinüber, unsrer Phantasie bleibt nichts hinzuzufügen übrig, und die klare Anschauung benimmt die Furcht, denn das Undeutliche, das Düstere ist die Mutter der Furcht.

Dieses Beisein bei dem Sterben, besonders guter Menschen, die wir kannten, ist auch das, was uns selbst die Furcht vor dem eignen Tode benehmen, wenigstens ein großes Theil davon benehmen kann. Beruhigter, vertrauender auf unsere eigne Zukunft keh-

ren wir in das Leben zurück, wenn wir sahen, daß die letzten Augenblicke des guten Menschen nicht so schmerzerfüllt waren, als wir es uns dachten. Die Natur, welche überall so gütig für uns sorgte, hat auch dafür gesorgt, daß diese letzten Augenblicke entweder ein Hinüberschlummern der Betäubung, oder das letzte, reine Aufleuchten des innern Lichtes sind. Der Schmerz hat schon den Körper verlassen, alles, was an dem Körper hängt, ist schon mit ihm selbst, wie todt, der Geist scheint nur noch aus der abgestorbnen Hülle zu den Umstehenden zu sprechen, und welch' eine himmlische, tröstende, beruhigende Sprache! Sahest du je, daß ein guter Mensch in diesen letzten, entscheidenden Momenten vor seiner Zukunft zitterte, daß er die Luft mit Klagen erfüllte, das Leben verlassen zu müssen? — Der Tod an sich kann dir auch als kein Uebel, kein furchtbares Schreckbild erscheinen, denn er ist ein negatives Leben, ein Nichts, welches also auch keine Furcht einflößen kann; der letzte Kampf mit dem Leben ist weiter doch nichts, als ein Schmerz, der nur den Umstehenden furchtbar erscheint, aber das Aufhören zu sein ist es, was diese Furcht giebt, vor dem Scheiden von der süßen Gewohnheit des Lebens zittern wir. Jede Trennung thut freilich weh, und du bebst davor zurück, den Freudengarten verlassen zu sollen, in welchem du jetzt schwelgst. Jetzt bebst du davor zurück, jetzt, wo in der Fülle des Wohlseins dir jede Blume blüht; so aber bebt der Greis, den

das Alter auf das Lager streckte, der Scheidende, den eine Krankheit abfordert, nicht zurück. Du betrachtest ihn aus dem Gesichtspunct des frohen Lebens, das dir noch blüht, seine Ansicht ist aber eine ganz andere. Ihm blühen die Blumen nicht mehr, er tändelt nicht mehr mit den kleinen Lebensfreuden sie sind ihm keine Freuden mehr, die Genüsse des Irdischen haben keinen Reitz mehr für ihn er kommt dem Licht der Wahrheit schon näher, und die Trennung von dem, was ihm keine Freude mehr ist, wird ihm daher nicht schwer. So wird es auch dir dereinst sein, und darum begleite dich die Furcht vor dem Tode nicht als Schreckbild auf deinem Lebenswege. Genieße vielmehr die Freude, so lange sie dir Freude ist, denn nur der Augenblick ist dein. — Sicher und beherzt gehst du durch alle Lebensstürme, wenn die Ueberzeugung, in deiner Pflicht zu gehen, dich aufrecht erhält; eben so gehst du in deiner Pflicht, wenn du den letzten Sturm, den des Todes, bestehst; er kann dir daher auch nicht fürchterlicher erscheinen, als andere Stürme des Lebens, und du thust wohl, wenn du die Beruhigung des Pflichtgefühls schon frühe auch über ihn mit verbreitest. — Der Tod ist dir doch unvermeidbar, mache dich daher schon früh mit ihm vertraut, betrachte ihn als deinen Freund. Alles Unvermeidbare kann dir nicht mehr fürchterlich sein, wenn du in Entsagung, in Ergebung dich übst. — Du theilst ein gleiches Schicksal mit alle den Millionen lebender Wesen; auch das nehme dem

Tode seine Schrecken. — Jetzt, wo du noch auf dem halben Wege bist, und deine vollen Kräfte fühlst, ist er dir ein überlästiger Begleiter, aber als müder Wanderer suchst du einen Ruheplatz, und du erkennst in diesem Begleiter den einzigen, letzten Freund, der dir einen sichern Ruheplatz zeigt. — Vor allen Dingen aber laß dir deinen Glauben nicht nehmen. Deine Religion sei die Schutzwehr gegen die Furcht vor dem Tode, und sie bleibt auch die einzig sichere. Laß dich nicht in spitzfindige Zweifel über Sein oder Nichtsein nach dem Tode ein, sondern glaube, glaube! Alle jene Tröstungen, alle jene Zergliederungen der Religion, alle philosophischen Demonstrationen verlassen dich am Sterbebette; der Glaube allein, der mit deinem Leben aufwuchs, verläßt dich auch im Tode nicht, und was verlangst du mehr, was kannst du mehr von ihm verlangen? Er hat dann seinen Zweck erfüllt.

Wenn wir die Furcht vor dem Tode dir zu benehmen suchen, so soll das nur so viel heißen, daß diese Furcht deine Lebensfreuden nicht störe. Den Tod als kein Uebel mehr anzusehn, ihn nicht mehr als Schreckbild zu betrachten, daraus folgt nicht, daß man das Leben verachten solle. Den Lebensberuf zu erfüllen, ist Pflicht, schon der Dankbarkeit gegen den, der uns das Leben gab, und die Gefahr aufsuchen, ist eben so strafbar, als versuchter Selbstmord. Manche tadeln den Selbstmord als den höchsten Grad von

Feigheit, manche rühmen ihn, als den höchsten Grad von Entschlossenheit; einige wollen Lagen auffinden, wo er unvermeidbar als das einzige Rettungsmittel erwählt werden müsse, andere halten ihn für das schwerste Verbrechen, und versagen dem Selbstmörder ein ehrliches Begräbniß. Eigentlich aber ist über den Selbstmord wohl gar nichts zu sagen; er ist das letzte Zucken einer Krankheit, einer Hirnverrückung. Mag der Selbstmörder schon Jahre lang über dem Selbstmord gebrütet haben, so war er schon Jahre lang krank, mag er noch in den letzten Augenblicken Briefe mit vieler Besonnenheit geschrieben haben, so ist darum die fixe Idee, die Hirnverrückung, nicht zu leugnen. Eben so gut wie der feigste Mensch oft in dem Augenblick der Gefahr ein Riese der Furchtlosigkeit wird, eben so geht es dem Feigen, der das Leben nicht mehr ertragen zu können glaubt; sein selbstgewählter Tod ist nicht der Tod eines Helden, sondern der Tod der Verzweiflung. Ein Mann im ganzen Sinne des Worts, der mit Besonnenheit die Straße der Pflicht geht, kann nie ein Selbstmörder werden. Verlorne, oder tiefgekränkte Ehre ist mehrentheils der Anfang der Hirnverrückung, der fixen Idee, aber ist Ehre nicht auch ein Phantom, und hat die Philosophie nicht bessere Schutzwehren, als den Selbstmord? Daß der Selbstmörder in einem krankhaften, und zwar in einem vorübergehenden, krankhaften Zustande gewesen sei, beweiset die Erfahrung, denn unzählige Beispiele giebt es, daß der gerettete

Selbstmörder nie zu diesem Mittel wieder griff, daß er selbst nachher gestand, in einem Krankheitszustande gewesen zu sein, welcher die Stimme der Vernunft ganz befangen hielt. — Man gehe, wenn man länger gelebt hat, die Reihe seiner Bekannten durch, und stelle nun die zusammen, von denen man nachher erfuhr, daß sie sich selbst das Leben nahmen, so wird man finden, daß sie kleinmüthige und doch ehrsüchtige, sinnliche, unentschlossene und leicht reitzbare Menschen waren, die nicht mit der Welt zufrieden lebten, weil die Welt nicht mit ihren Anforderungen zufrieden war.

Ein Mensch, der immer vom Selbstmord spricht, wird selten ein Selbstmörder; gefährlicher sind die, welche gar nichts darüber sagen. Es kann der Wille dazu schon in uns Wurzel gefaßt haben, ehe wir es selbst wissen, er kann uns dann plötzlich überraschen, wir erschrecken vor uns selbst, und wagen es nicht, von diesem furchtbaren Gespenst, welches zu Zeiten uns erscheint, andern Kunde zu geben. Ahndest du so etwas in dir, o! so thue alles, aus deiner Lage dich herauszureißen, selbst wenn du noch nicht weißt, ob die neue Lage eine bessere sei; in der Monotonie des Lebens wächst jener böse Wille dir unbemerkbar, immer mehr heran, bis er deines ganzen Seins sich bemeistert hat. Nun kommen denn Stunden, Tage, in welchen wir glauben, das Schicksal anklagen zu dürfen, in welchen Widerwärtigkeit auf Widerwärtigkeit zu

drängen scheint, wo wir alles durch ein getrübtes Glas ansehn, und dem Leben keine Freude mehr abgewinnen können, abgewinnen wollen; alle Menschen sind unsre Feinde, das Dasein ein ekelhafter Traum, die Vergangenheit ein Kampf von Mühen, die Gegenwart drückend, die Zukunft öde und leer, der Genuß wird Quaal, die Philosophie eine Närrin, und da erscheint jenes Nachtgespenst urplötzlich wieder, und winkt — und die That ist gefallen, ohne daß der Unglückliche wollte, daß sie fallen sollte. — Verliere daher nie die genaueste Aufmerksamkeit auf dich selbst, auf deine Besonnenheit, und nimm dich ganz besonders davor in Acht, daß gekränkte Ehre und Ehrgeitz, der seinen Zweck verfehlte, nicht eine feindliche Macht über dich gewinnen.

Sollen wir nicht auch Langeweile unter die Verwöhnungen rechnen dürfen? — Ganz gewiß, und sie ist eine der übelsten Verwöhnungen. —

Es giebt viele Menschen, und sie sind glückliche Menschen zu nennen, welche nie Langeweile haben, und dagegen giebt es wieder andere, welche beständig Langeweile haben, welche diesem Feinde überall auszuweichen suchen, und ihm immer wieder begegnen, und Gefahr laufen, aus Langeweile Selbstmörder zu werden, wie der Fall häufig, besonders unter den Britten, eintritt.

Langeweile entsteht besonders daraus, wenn man nicht die große Kunst erlernt hat, sich stets und gern, und besonders gern mit sich selbst zu beschäftigen, und dann auch daraus, wenn man zu viele Anforderungen an das wirkliche Leben macht.

Die Beschäftigung mit sich selbst, welche von der Beschäftigung für sich selbst wohl zu unterscheiden ist, bleibe dir ein herrlicher Genuß, mit dem du haushälterisch umgehst, und den du dir aufbewahrst für wenige Zeit, wo du allein ganz ohne äußere That sein mußt. Da betrachte dich selbst als deinen zweiten Freund, und schließe die Thore deiner Phantasie auf, ergehe dich in deiner innern, dir selbst geschaffenen Welt, an deinen Traumgebilden erlabe dich. Dieser Selbstgenuß ist so erfreuend, so unterhaltend, daß er die Langeweile verscheucht; da aber bei diesen Traumgebilden dein werthes „Ich" immer eine bedeutende Rolle spielt, so hänge ihnen nicht zu sehr nach, denn ansonst kehrst du mit Widerwillen in die flache, alltägliche Welt, in die Wahrheit des Lebens zurück. Diese innere Welt hat so viel Anziehendes für uns, daß wir uns leicht daran gewöhnen, die ganz thatlose Ruhe aufzusuchen, um uns mit ihr allein zu beschäftigen; aber da werden denn die Bilder immer größer, immer verwirrter, die Phantasie schweift ungezügelt in einem gränzenlosen Gebiet umher, die wirkliche Welt wird uns fremd, und immer fremder, wir entgingen

der Langeweile, aber wir werden träumende Schwärmer, die im practischen Leben denn überall anstoßen.

Da nun aber in der That die Langeweile ein schlimmer Feind ist, zu dem sich gern üble Laune, Mißmuth und dergleichen gesellen, so muß man es verstehn, sich auch für sich selbst angenehm beschäftigen zu können. Die eigenthümliche Trägheit muß überwunden werden, und das Gebiet der Künste und Wissenschaften ist ja so außerordentlich groß, daß sich gewiß etwas darin findet, was besonderen Reitz für uns hat. Diesem Reitz müssen wir folgen, und ihn zu fesseln suchen. In dieser Art von Beschäftigung für uns selbst muß aber Wechsel sein, denn alles Eintönige ermüdet zuletzt; der Wechsel führt den Reitz der Neuheit zurück. Man versuche es doch, um sich die Zeit zu vertreiben, den Homer zu lesen; der erste Gesang ist entzückend, der zweite gefällt, den dritten finden wir etwas langweilig, und bei dem vierten stellt sich die Langeweile, welche wir vertreiben wollten, ein. Also, sobald wir das merken, fort mit dem Buche und zu etwas anderm geschritten! Dieses intensive Arbeiten wechsle mit dem extensiven, und wenn man auch nur Auszüge, kleine Aufsätze macht, die man nachher wieder zerreißt; genug, der Zweck t angenehmen Beschäftigung wurde unterdeß erreicht. — Nun hat man doch auch wohl einen kleinen Garten, einen Blumenflor, eine Taubenzucht u. s. w. Man

verachte diese Dinge nicht als dem Manne unwürdige Steckenpferde; man fühlt sich froh, während man darauf herumgalloppiert, und man lasse ja auch dem großen Kinde sein unschuldiges Spiel.

Diejenigen, welche zu viele Anforderungen an das Leben machen, die Stolzen, die großen Marionetten, werden am mehrsten von der Langeweile geplagt. Sie verlangen von andern unterhalten zu sein, aber dies ist der falsche Weg, den bösen Feind zu verscheuchen. Aus sich selbst muß der Mensch die Mittel hervorsuchen und entnehmen; der stolze Egoist wird in der lebhaftesten Gesellschaft von jenem Plagegeist heimgesucht, während der gesellschaftliche Mensch, der keine übertriebene Ansprüche macht, der theilnehmend ist, der in den Ton anderer sich zu stimmen vermag, sich selbst und andern gefällt. Man labe sich an dem Duft des Veilchens, und anatomire nicht den Geruch, man suche auch die Sandflächen der Mark schön zu finden, und denke nicht daran, daß die Schweitzergegenden wohl noch schöner sind.

Bei vielen Menschen entsteht auch die Langeweile aus Uebersättigung in allen Genüssen. Diesen ist freilich schwerer zu rathen, denn sie sind schon abgestumpft gegen die Freudengefühle, welche die kleinen Spiele mit sich selbst oder mit den Gegenständen um uns her den Menschen geben. Den Geist mehr

anzubauen, als sie bisher thaten, kann man ihnen nur rathen. Seine Kräfte sind nicht verloren gegangen, sie schlummern nur und werden um so regsamer, je länger sie schlummern mußten. Wie kurz erscheint dann das Menschenleben, wenn man erst Neigung zu den Wissenschaften bekommen hat, wie finden diese Uebersättigten besonders in dem Studium der Geschichte, dieser Moral in Beispielen, einen großen, unterhaltenden Genuß, und sollen wir ihnen dabei noch etwas empfehlen, so müssen sie suchen, der Geschichte des Tages, der Politik ein Interesse abzugewinnen. Da finden sie denn, wie die Geschichten der Vorzeit die Politik des Tages erläutern, den Ausgang ahnden lassen, der Reitz bleibt immer neu, und sie werden auch theilnehmender an Gesellschaften, welche sie sonst nicht befriedigten, da sie überall Menschen finden, welche mit ihnen politisiren können.

Nun giebt es aber auch Menschen, die bei erhaltenem reinen, sittlichen Gefühl, bei großer Geistesbildung, bei dem besten Willen, sich selbst gut und angenehm zu beschäftigen, bei einem nicht mühelosen Geschäft im bürgerlichen Leben, doch der Leere nicht entfliehen können, welche sie überall begleitet. Sie kommen aus der muntersten Gesellschaft verdrießlich zu Hause, die Bücher ekeln sie an, die Gedanken wollen nicht in die Feder fließen, sie legen sich gähnend zu Bette, und ihr erster Gedanke beim Erwachen am

andern Morgen ist, wie der Tag wohl hinzubringen sei. Diese allgemeine Leere schwindet, und sie schwindet für immer, sobald sie eine Hausfrau in ihre Hütte führen, und die Wahl nicht ganz unglücklich war. Denn Häuslichkeit giebt immer wechselnde kleine Beschäftigungen und Freuden, ohne Mittheilung ist die Freude aber keine Freude, und wer genießt mit uns besser und aufrichtiger, als die, welche mit uns einen gleichen Zweck hat — die Gattin! Dazu kommen dann gemach die kleinen Neckereien, die kleinen Aussöhnungen, aus der Geliebten wird eine Freundin, welcher wir alles mittheilen können, und so gern mittheilen, selbst die kleinen Sorgen, welche in der Ehe kommen, beschäftigen mehr, als daß sie quälen, und dann die Pflege des jungen Aufwuchses, — gewiß der Gatte, der Vater, den Langeweile drückt, klagt sich selbst schwer an. — Klage überhaupt nie gegen jemand, daß du Langeweile empfindest; du giebst dadurch kund, daß du dich nicht selbst beschäftigen kannst oder willst, daß dein Stolz, Dünkel oder deine Faulheit, die du nicht zu überwinden vermagst, dich zum Märtyrer machen; — noch weniger aber mache es in einer Gesellschaft, die nicht für dich paßt, bemerkbar, daß du wohl gern gähnen mögtest; dies ist unartig, störend, herabwürdigend für die Gesellschaft, deren gleicher Theilnehmer du nun jetzt einmal bist, und die gleiche Ansprache von dir erwarten darf.

Es giebt ganze Völker, wenigstens ganze Kasten unter den Völkern, besonders im Morgenlande, welche nicht nach außen wirken, und eben so wenig im Innern beschäftigt leben, und welchen dennoch Langeweile nicht das Leben unerträglich macht; aber nennst du dieses negative Leben ein glückliches Leben? Willst du zu den fetten Seelen gehören, welche nur vegetiren, ein Pflanzenleben führen? Selbst wenn du auch wolltest, so kannst du es nicht einmal, denn wenn du schon die Quaal der Langeweile hast, so hast du auch den Drang nach Beschäftigung.

Das dolce far niente ist allerdings einladend, und das Ziel unserer Lebensreise, da Ruhe die Sehnsucht, der Zweck unsers Strebens im Weltgetümmel ist. Wer aber nur an diese Ruhe, ohne zu umfassen, wie sie beschaffen sein müsse, denkt, wenn er ein gemächliches Alter sich bereitet zu haben glaubt, der täuscht sich oft gar sehr, wenn er nun endlich seinen Altensitz eingenommen hat, und nichts thut. Daher sehn wir denn auch häufig unerträgliche, mit sich selbst unzufriedene ältere Männer, welche die herrlichsten, glücklichsten Geschäftsmänner vorher waren, und das kommt daher, weil die Langeweile sie jetzt foltert. Sie wissen den angenehmen Beschäftigungen für sich selbst, dem Familienleben keinen Reitz abzugewinnen, oder sie wollen es nicht, da Beschäftigung nicht in dem Begriff der Ruhe, die sie suchten, lag, und sie hätten

besser gethan, in dem Strudel der Welt zu bleiben, so lange Kopf und Sehnen aushalten wollen, denn ohne Beschäftigung ist die Ruhe Langeweile, und Langeweile ist der Kessel, in welchem bald eine böse Leidenschaft zu sieden anfängt, denn den Stoff zu allen bösen Leidenschaften trägt jeder Mensch bei sich.

Langeweile konnte es auch nur sein, welche das Spiel erfand, und welche treffliche Wurzeln hat das Spiel geschlagen zu der großen Erndte für den bösen Geist! Man sagt, Spiele müssen Gewinnstspiele sein, sonst sind sie eine Tändelei ohne allen Zweck, die wir gleich wegwerfen, und man entschuldigt sie damit, daß sie den Verstand schärfen, Gegenwart des Geistes geben, den Scharfsinn reitzen, Vertrauen zu einem Wagestück, zum Glück sogar geben, daß sie Verstellungskunst, welche oft so unentbehrlich sein soll, lehren, daß sie ein unentbehrliches Bindungsmittel der Gesellschaft sind, daß sie schnelle Entschlossenheit und Gewandtheit in der Rede geben, u. dergl. m. Aber alles, was man für die Gewinnstspiele sagen kann, ist theils nur halb wahr, theils grundfalsch, und wenigstens wird das Gute, was sie haben mögen, von deren nachtheiligem Einfluß bei weitem überwogen.

Das Gewinnstspiel macht alle gehässige Neigungen und Leidenschaften rege; der Geitz, die Habsucht, die Hinterlist, die Verstellung, Falschheit, Trug und

Tücke werden da trefflich angebaut und genährt, und alles, was das Spiel angebaut hat, wird bald auf das wirkliche Leben übergetragen. Man läßt dem Einfluß der Glücksgöttin vertrauend Raum, man wagt, ohne den Verlust zu befürchten, man hält alles für unsichern Erwerb, und spielt damit, da das Glück die Ebbe bald wieder zur Fluth machen kann, man übt die Verstellungskunst, die Hinterlist weiter fort, weil man sieht, daß sie helfen; man sieht das wahre Leben nicht aus dem ernsten Gesichtspunkt mehr an, den es doch verlangt, weil im Spiel ja alles wechselt; man giebt dem Glück nach, wenn es ausweicht, und ermuthigt sich nicht selbst, weil man vom Zufall Hülfe erwartet. — Doch dies sind alles nur noch kleine, unbedeutende, nachtheilige Folgen, wenn man die erwägt, welche eintreten, wenn aus dem Gesellschaftsspiel Spielsucht, Leidenschaft wurde. Wir sehn, daß dies so oft der Fall ist, und das „warum" ist leicht zu finden. Die beständige Spannung, in welcher das Spiel erhält, der stete, angenehm beschäftigende Wechsel, und, wenn man so sagen kann, die Buhlerei mit der Glücksgöttin, deren Gunst über die Mitspieler erhebt, der schnell erfolgende Triumph kluger Berechnung, und die Schadenfreude über das Mißlingen der Pläne anderer, — dies sind wohl die Anreitzungen zu der Spielsucht. Späterhin erst, wenn dieses Spiel als Spiel schon wieder alltäglich wurde, wird erst das hohe Spiel näher berücksichtigt, und gewinnt mehreren Reitz.

Dann aber ist schon das Spiel nicht mehr der Hauptzweck, die Gewinnsucht führt schon das große Wort, und so entsteht denn der Spieler von Profession und der Hazardspieler. — Der schnelle Wechsel giebt immer neuen Reitz, neue Spannung, es hält daher Mühe, abzubrechen, man spielt daher erst in die Nacht hinein, dann ganze Nächte hindurch, stumpf kommt man zu dem Geschäft des Tages, das man jetzt, wo die Abspannung sich einstellt, unerträglich langweilig findet, man fängt schon an, das Geschäft zu versäumen, denn man durfte das Spiel nicht abbrechen, da man gerade im Glück saß, man verachtet das Geschäft bald ganz, da man im Spiel schneller und mehr erwerben kann, die Oeconomie im Hause wird ungewiß, da man heute reich und morgen arm, so auch wieder umgekehrt ist, man achtet das gewonnene Geld nicht, eben weil es gewonnenes Geld war. Verluste müssen durch Ausdauer wieder kommen, denn das Glück wird doch einmal wieder lächeln, man setzt also sein Letztes daran, die Leidenschaft steigt mit den Verlusten, den Blick der Gattin vermeidet man, die Stimme der Freunde fürchtet man, die wirkliche Lage der Umstände wird verhüllt, durch verzweifelte Wagstücke will man sich schnell wieder emporschwingen, alle Leidenschaften sind in Aufruhr, aus dem Kunstspiel werden erst Kunstgriffe, dann falsche Kunstgriffe, man flucht über das Schicksal, im höchsten Grade aufgereitzt ist man nicht Herr über sich,

es entstehn Händel — — und der elende, verworfene, vernichtete Spieler steht vollendet da!

Es giebt ja so viele andere, angenehme Arten gesellschaftlicher Unterhaltung; warum soll es denn gerade das Spiel und immer nur das Spiel sein, das die Gesellschaft festhält! Ist man wohl um ein einziges gutes Gefühl, um eine einzige Belehrung reicher geworden, wenn man vom Spieltisch aufsteht? Man gönne diese, die Zeit tödtende Unterhaltung den stolzen Großen, die auch da, bei ihrem langweiligen Spiel sich langweilen; für den gebildeten Mann in dem glücklichern Leben der höhern Bürgerwelt giebt es wohl bessere, belehrendere, angenehmere Arten der Mittheilung, des gesellschaftlichen Zusammenseins. Wenn der artige Wirth seinen geladenen Gästen die Spielkarten präsentiren läßt, so scheint er damit sagen zu wollen: Sie sind so geistlos, so leer an Unterhaltungsstoff, daß Sie wohl thun werden, wenn Sie, bis die Tafelstunde schlägt, diese Blätter mischen. —

Bei der in Deutschland so allgemein herrschend gewordenen Sitte, daß in den Gesellschaftszirkeln der vornehmen Welt alles spielt, würde man denn freilich den Sonderling machen, und Wirth und Wirthin in Verlegenheit setzen, wenn man gar nicht spielte; es ist daher gut, wenn man die üblichen Gesellschaftsspiele wenigstens so weit kennt, daß man einen Lückenbüßer

abgeben kann; besser aber thut man, wenn man dergleichen Zirkel zu vermeiden sucht; die edle Zeit kann der gute Haushalter mit seinem Leben besser anwenden. Auf die Spiele aber, wo Gewinn oder Verlust der Hauptzweck, fast der einzige Zweck ist, laß dich durchaus gar nicht ein, denn eines führt, wie das vorhin aufgestellte Bild dir gezeigt hat, bald zu dem andern; man kann gar leicht, ohne daß man es weiß, einer Verführung Geschmack abgewinnen, denn absichtlich wurde wohl niemand ein Spieler, darum vermeide den Anfang. Der stille Beobachter billigt deine Enthaltsamkeit, deine gute Oeconomie, und sein Lob muß dir mehr gelten, als das höhnende Lächeln der Zunft am grünen Tisch dich beleidigen kann.

Der rauhe Kriegsmann ist oft ein wilder Spieler; er setzt des Lebens höchstes Gut, das Leben selbst an die Kriegsgefahr; leichter wird es ihm daher auch, sein ganzes Vermögen an das Spiel zu wagen. Man wirft den Deutschen besonders Spielsucht vor; aber sie sind auch gefährliche Krieger. Ueberhaupt, bei allen kriegliebenden, oder lange kriegführenden Nationen wurde von je das Spiel in den Längern Sitte; ein geringeres mogte nicht die Zwischenräume zwischen den Gefahren des Kampfes ausfüllen können.

Man will den Character eines Menschen leicht auffinden können, wenn man ihn beim Spiel beobach-

tet. Wir bestreiten es. Hat er schon Spielsucht, so ist er nicht mehr der Vernunftmensch, der er außer dem Spiel ist, wonach er doch zu beurtheilen sein soll, und ist er Spieler von Profession, so sitzt er wie eine Maschiene am Spieltisch; alle Leidenschaften sind schon an seinem Gesicht vorübergegangen.

Wenn auch die Musik nicht der Langeweile wegen erfunden und cultivirt sein mag, so ist sie doch das herrlichste Mittel der Selbstbeschäftigung, um jeden Angriff der Langeweile zu vertreiben. Jeder Erzieher thut wohl, wenn er seinen Zögling, so fern die Ausgabe irgend bestreitbar ist, ein Instrument erlernen läßt, und zwar, je früher, je besser, denn späterhin wird das Erlernen des Mechanischen schwerer, und man bleibt bei dem Anfang stehen. Wie viele Menschen bereuen es nicht in spätern Jahren, daß sie nicht in früherer Jugend sich mit der Musik beschäftigten, und daß sie nun erst warten müssen, bis es andern gefällig ist, durch ihr Spiel sie in die behagliche Stimmung zu versetzen, welche Musik fast jedem gewährt. Sie hat das unnennbare Etwas, das sich jedem Gemüthszustand anschmiegt, — ihr Hauptton ist: Erhebung! Sie ist Sache des Gefühls, der tiefsten, innersten Empfindung, alle Beschreibung tritt daher zurück. — Hast du einen Ueberdruß an allem, klopft die Langeweile an mit ihrem düstern Gefolge, so nimm dein Instrument zur Hand, es beschäftigt dich, bringt wie-

der Freude in das Leben, die Harmonien dringen in dein Inneres und geben deinen Empfindungen, deinen widerstreitenden Leidenschaften wieder Ruhe, Gleichheit, Mäßigung. — Uebe aber die Musik nur bis dahin, daß sie diesen Zweck erfüllt, nur bis dahin, daß das Suchen der Töne und deren Zusammenstellen dich nicht in dem Genuß, den Musik dir gewähren soll, störe; — gehst du weiter, so raubt das Streben, ein Künstler werden zu wollen, dir den besten Genuß, und du kommst leicht in die Gefahr, zu viele Stunden auf die Musik zu verwenden, und sie deinem Geschäft, deiner Ausbildung anderer Art zu entziehen. Doch, den Mann ruft wohl noch das Geschäft ab, es fordert ihn unvermeidbar; die Frauen aber sitzen daheim, ohne daß ein bestimmtes Geschäft sie mahnt, und sie sind daher besonders dafür zu warnen, nicht zu viele Zeit an die Musik zu wenden. Glauben sie Virtuosinnen in der Kunst werden zu wollen, so leidet doch aber jedesmal die Wirthschaft darunter. Ganz vorzüglich aber warnen wir sie davor, der Eitelkeit nicht so viel Raum zu geben, daß sie sich öffentlich hören lassen; die zarte Weiblichkeit leidet darunter, denn die Frau gehört nicht für das Publicum, sondern für das Haus. — Wenn du einen Menschen findest, der keinen Sinn für Musik hat, oder haben will, der behauptet, daß sie ihm das Ohr beleidige, dem gehe aus dem Wege; er hat ein sehr finsteres, böses Gemüth, und böse Leidenschaften stürmen in ihm, so daß der stille Friede,

welchen die Musik giebt, seinem herrschenden Unfrieden nicht ansprechen kann, nicht ansprechen darf. — Virtuosen, Tonkünstler von Profession sind in der Regel fröhliche, gute Menschen; ein Beweis davon, daß die Musik beschwichtigt und erhebt. — Völker von einfachen Sitten, kindliche Völker lieben die einfach ansprechende Musik sehr; eben so kriegerische Völker, welchen sie den Rausch der Tapferkeit giebt und erhält; bei verfeinerten Völkern dringt die einfache Musik mit ihrer Ansprache nicht mehr durch das Gewühl der Leidenschaften, und die Kunst, welche in die Musik gelegt wird, um ihr Gewalt des Eindrucks zu geben, verhunzt die ursprünglich gute Natur; sie wird Menschenwerk, und verliert die ergreifende Gottessprache. — Volksgesänge sind immer einfach, und dieses Einfache ergreift nach Jahrhunderten den späten Enkel noch, während die mühvollen Producte einer Kunstberechnung mit dem Tage verhallen. — Man kann ein guter Musiker sein, und doch kein Instrument spielen, man kann durch jeden kleinen Mißton im Orchester beleidigt werden, jeden Fehler des Componisten finden, und doch den Generalbaß nicht kennen; der Sinn für die Harmonie ist rein da, aber versäumte Uebung oder organische Fehler hinderten das practische Wiedergeben. — Ein Tanz ohne Musik ist das Springen der Tollhäusler, das Aufmarschieren zur Schlacht ohne kriegerische Instrumente oder Schlachtgesang ist ein Vorbereiten zum Morden. — Fromme Musik ist im Tempel

des Herrn die halbe Würde zu der Erhebung des Gebets; ohnedem ist es Götzendienst, willenloser Zwang, oder falsche Aufklärung.

Das Lügen ist auch eine Verwöhnung; wer in seinem vierzigsten Jahr noch nicht gelogen zu haben, behaupten kann, wird schwerlich jemals in seinem Leben lügen. — Welches Paradies könnte das Menschengeschlecht uns öffnen, wenn es keine Lüge gäb! — Fehlerhafte Erziehung ist die nächste Ursach der Angewöhnung, besonders die strenge Erziehung; die Furcht vor Strafe lehrt Mittel ersinnen, die Wahrheit zu entstellen oder abzuleugnen. Nicht die schon begangene Lüge muß also bei dem Zögling bestraft werden, indem seine Furcht dadurch immer größer wird; es müssen ihm die schädlichen Folgen der Lüge gezeigt werden. Leider geben denn auch oft die Ehefrauen den Kindern ein Beispiel, und ermuntern sogar das Kind zu der Lüge; ihre Absicht ist für den Augenblick wohl gut, aber sie berechnen die üblen Folgen nicht. Es fällt nämlich in dem Hauswesen so manches kleine Unangenehme vor, was dem Manne verborgen bleiben soll, um ihn bei guter Laune zu erhalten; da müssen denn die Kinder mit der Mutter einstimmen, um es zu vertuschen, und sie glauben alle, dabei recht zu thun, weil sie dem Gatten, dem Vater eine Unannehmlichkeit ersparen. Schlimm genug freilich, wenn der Ehemann ein solcher Murrkopf ist, daß, um den Haus-

frieden nicht zu stören, es gerathener scheint, ihm die Wahrheit zu entstellen oder zu verbergen; allein ist sein Argwohn nicht gerechtfertigt, wenn er nun auch nie wieder, selbst in größern Dingen, den Worten der Seinigen traut? Besser daher, man wählt das kleinere Uebel, und läßt ihn einmal brummen, als das größere, daß man ihn nun stets als mißtrauischen Beobachter sieht. So ist es im Familienleben, so in dem wirklichen Weltleben. Hat man da einen dummen Streich gemacht, so handelt man schon dadurch, daß man ihn unverhohlen seinen Obern entdeckt, ehe sie hinter die Wahrheit kommen, für sich selbst klüger, denn diese Aufrichtigkeit beweiset Vertraun zu ihnen, und Vertraun nimmt ein jeder gern auf. Hat man aber einen Menschen einmal belogen, so fühlt er sich dadurch beleidigt, weil wir ihn für so beschränkt hielten, daß wir mit seiner Ueberzeugung spielen konnten, und wir gelten ihm nicht mehr als Mann von Ehre. — Eine Lüge verwickelt in mehrere Lügen, da wir nun von einer falschen Voraussetzung ausgehn, und uns doch consequent bleiben müssen; sie macht dann doppelseitig, ungewiß, widersprechend, da keine Einheit des Characters, die der Wahrheit, mehr in uns ist, und dieses eingeleitete Lügensystem wird uns quälend, da wir immer aufmerksam sein müssen, ob das, was wir heute äußern, auch mit dem übereinstimmt, was wir gestern sagten. Alle diese Mühe ist aber doch verloren, man fällt doch in das Netz, denn überall

finden sich Auflaurer, die unser Heutiges mit unserm Gestrigen, unser Thun mit unserm Gerede in Vergleichung stellen. Daher kommt es denn auch, daß viele schon als Lügner bekannt sind, ehe sie es selbst erfahren, denn jemandem in's Gesicht zu sagen, oder zu beweisen daß er gelogen hatte, ist schon eine zu große Demüthigung für ihn, als daß der Klügere nicht lieber schweigen sollte; doch sein Verdammungsurtheil ist gefällt. — Manche wollen eine Nothlüge entschuldigen, aber wir finden das nicht, denn man muß sich nie in eine Lage begeben, in der die Noth die Lüge entschuldigen könnte; eine solche Lage zu vermeiden, das vermag jeder.

Manche meinen auch wieder, daß eine unschuldige Lüge in der gesellschaftlichen Unterhaltung oft sehr gut angebracht sei, und zu der Annehmlichkeit der Unterhaltung gehöre. Das mag an sich sein, allein man unterhält dadurch die Gesellschaft auf seine Kosten, denn da die Lüge den Argwohn, das Mißtraun erzeugt hat, so glaubt doch der zum Argwohn geneigte Dritte, daß der unschuldige Lügner in Gesellschaft dieses Lügenwesen auch über sein wirkendes, äußeres Leben verbreite, und oft hat er nicht unrecht, dieses zu glauben, denn der Lügengeist nistet sich ein. Wie weit diese Uebung ausarten könne, beweiset allein schon die Erfahrung, daß es Menschen giebt, die nicht mehr wissen, wenn sie lügen, und wieder welche, die zuletzt ihre eignen

Lügen als Wahrheit glauben. — Einige Menschen kommen unschuldigerweise in den üblen Ruf des Lügners; es sind die Leichtgläubigen, die jedem Gericht und jeder gehaltlosen Autorität Glauben beimessen, und also nach ihrer Meinung für unbedingt wahr das weiter verbreiten, was sich bald als Lüge darlegt. Man muß daher bei weiterer Verbreitung dessen, wovon man nicht selbst die volle Ueberzeugung der Wahrheit hat, das: relata refero! nicht vergessen, oder noch besser, man schweigt ganz davon: aber wie wenige Menschen haben die Kunst des Schweigens gelernt! — Eben so glauben manche, eine kleine lügenhafte Hinzufügung als Beilage zu der nackten Wahrheit geben zu müssen, um das, was sie erzählen, interessant zu machen, und über die nackte Alltäglichkeit zu erheben; daraus entsteht denn die immer mehr sich vergrößernde Fama, und man hat sich denn selbst den Vorwurf zu machen, daß man das Seinige dazu beitrug, wenn aus der Micke ein Elephant gemacht wurde.

Einheit deiner Handlungsweise ist dir erforderlich, wenn du für dich selbst ruhig, von andern geachtet, leben willst; zu dieser Einheit kannst du nur gelangen durch Wahrheit des Characters, Wahrheit des Worts, Wahrheit der Handlung; ihr Gegensatz, Lüge, macht dich uneins mit dir selbst, zweideutig bei andern. Auch in den unschuldigsten Dingen erlaube dir daher keine Lüge; was die Wahrheit ist, darfst du sagen, wenn

du es auch oft unaufgefordert nicht sagen mußt, mit jeder Lüge über dein Thun bekennst du, daß der wahre Weg den du gehst, ein schlechter Weg ist, mit jeder lügenhaften Verstellung deines Characters lernst du ihn, auf den man nie acht genug haben kann, immer weniger kennen. Durch die Lüge wurde das Leben der Menschen unter einander ein feindlicher Kampf aller gegen alle; ein jeder sieht das ein und beklagt es; um so gehaltreicher, fester stehst du da, wenn du immer der Wahrheit treu bleibst; du bist dann die Eiche, an die das Vertraun, mindestens dann, wenn der Sturm wüthet, sich lehnt; der wahre Mensch hat eine harte, lange Prüfung zu bestehn, weil die Lüge mit ihrer jüngern Schwester, dem Betrug, die da regieren, ihn nicht dulden mögen; aber alles findet sein Ziel, wo es in die Armseligkeit, aus der es erstand, zurückstürzt, nur die Wahrheit bleibt stehn, und ist also schon dadurch, daß sie stehn blieb, erhoben.

Unter die befördernde oder störende, mehr dauernde Gemüthszustände, Bewegungen und Erschütterungen, welche nicht zunächst in einer Gewöhnung oder Verwöhnung ihren Grund haben, deren Ursprung in der Regel schon tiefer liegt, gehört

vieles, was in seinen Abarten, in seinen Schattierungen in andere Felder überschweift, und theils schon berührt worden ist, theils in dem practischen, speciellen Theil dieser Abhandlung seine Erwähnung findet; in diesem gegenwärtigen Abschnitt können wir nur die Stammadern des großen Getriebes mit ihren bemerkbaren Nebenzweigen aufsuchen. Zunächst also von dem Geitz, mit seiner Abart, der Habsucht, von seinem Extrem, der Verschwendung, und der zwischen beiden liegenden Tugend der Sparsamkeit, der klugen Haushaltung.

Die furchtsamen Menschen, die beschränkten Köpfe sind ehr zum Geitz geneigt, als der kühne, vertrauende Waghals und der erleuchtete Geist. Es kommt dies daher, weil jene wohl einsehn, daß die Summe ihres eignen Willens, ihrer Kraft und ihrer armseligen Ausbildung bei der Beschränktheit ihrer Ansicht von den wahren Gütern des Lebens nicht immer ausreicht und ausreichen wird, ihnen Genuß zu gewähren, und also schützen und vermehren sie sich den Besitz dessen, was allein ihnen eine Folie unterlegen kann, — das Geld! Die Vermehrung dieses Besitzes wird ihnen bald Zweck, alleiniger Genuß; das Geld ist nicht mehr Mittel zum Genuß, es ist der Zweck, der Genuß selbst, die Spielerei, der Abgott, wovon sie sich nicht mehr trennen können. Eben so wenig, wie der Geitzige sich von dem trennen kann, was er einmal ge-

sammelt hat, eben so wenig kann er in dem Anhäufen seiner Schätze ein Ziel finden, denn eben die Vermehrung der Summen ist es, was seine Leidenschaft ausmacht, und daß er nichts wieder herausgiebt, ist es, was ihn so gehässig macht. Weil der Besitz allein sein Glück ist, so trennt er sich davon nicht, und wagt mit dem bereits gewonnenen Gelde auch nichts, wo er denn also in dem Umtrieb des Geschäftsverkehrs überall ärgerlich im Wege steht. Um nichts zu wagen, doch aber seine Vermehrungssucht zu befriedigen, ist er in den größten Kleinigkeiten genau, darbt sich selbst alles ab, er steht am Born der Freuden, ohne zu trinken, und er wird uns gehässig, weil wir ihn nur immer hinnehmen, nie wieder austheilen sehn. Daß der Geizige, wenn er einmal sein Geld wagt, gewöhnlich derb angeführt wird, ist sehr natürlich, denn nicht zu gedenken, daß der Geiz nur bei dem beschränkten Kopf, oder dem furchtsamen Weltmenschen, der also die wahren Ansichten von dem Betrieb und Umlauf des Erwerbs nicht hat, Wurzel faßt, so kann aber auch nur die Hoffnung eines übergroßen Gewinnes ihn bestimmen, sich auf eine Zeitlang von seinem Mammon zu trennen, ohne daß er erwägt, daß großer Gewinn sich selten ohne die Gefahr großen Verlustes sich erwarten läßt, und überdem ist jeder Spieler auf dem großen Brett gegen den Geizigen in Anmarsch, wenn dieser sich einmal mit seinem Gelde heraus wagte. — Der Geizige sammelt im Kleinen, also erlaubt er sich keinen Genuß,

er nimmt an dem geselligen Umgang nicht Theil, weil er da zu Ausgaben verleitet werden könnte, man weiset ihn auch davon zurück, weil er nichts wieder giebt, die Wohlthätigkeit ist ihm fremd, weil sie Geld kostet, er ist daher hart gegen die Menschen, Vaterlandsliebe kennt er nicht, weil sie mit Ausgaben für den Gemeinsinn verbunden ist, der Staat ist ihm der beste, der kein Geld von ihm verlangt, der Mensch hat noch einigen Werth für ihn, den er wohl noch zu beerben gedenkt, er ist schmutzig, weil Reinlichkeit Geld kostet, Ehre und Schande sind ihm gleich, denn der Anblick des Mammon tröstet ihm im Stillen, er ist kein zärtlicher Gatte und Vater, weil er der Frau die Bissen zuzählt, und die Kinder lieber in die Welt hinausstößt, als daß er seinen Mammon angreift, er hat Mißtraun gegen jeden Menschen, denn er sieht in jedem einen auflauernden Dieb, darum schläft er auch nie ruhig, denn würde ihm sein Schatz gestohlen, so hörte der Gehalt seines Daseins auf, er ringt nicht nach Vervollkommung seiner selbst, denn das bringt unmittelbar nichts ein, und die Fittige des Geistes zu jeder Erhebung sind durch diese gemeine Leidenschaft gelähmt! Man bemerkt, daß geitzige Menschen häufig sehr alte Menschen werden, und das mag wohl daher kommen, weil sie in der Monotonie ihrer Zurückgezogenheit sich an die kärglichste, einfachste Kost gewöhnt haben; — allein können sie zuletzt sagen, daß sie lebten, und können sie große Beruhigungen mit hinüber nehmen

über das Grab, können sie mit Freiheit scheiden, da sie den Erdklumpen, dessen Anhäufung der Zweck ihres Lebens war, der Erde zurücklassen müssen?

Mit dem Geitzigen laß dich nie in Geschäftsverkehr ein, denn er will nur von dir haben, nie wieder mittheilen, du kannst nie auf seine Unterstützung, noch weniger auf seine Freundschaft rechnen; er ist nur der Freund seines Götzen. Suche nicht Unterhaltung bei ihm, denn sein Ideenkreis ist arm und kömmt immer wieder auf das Geld zurück; er kann sich nicht emporschwingen zu einer freudigen Höhe, welche du suchst; in Gesellschaft betrachte ihn als eine Null, und sein Haus meide, denn er sieht dich lieber gehn, als kommen.

Um dich selbst aber vor dem großen Laster des Geitzes zu schützen, so suche dich selbst mit Kenntnissen aller Art so zu bereichern, daß du das Vertrauen zu dir gewinnen kannst, des Geldes allein nicht zu bedürfen, um ohne große Sorge in dein ferneres Menschenleben zu blicken. Betrachte das Geld nicht als Zweck, sondern als Mittel. Verkenne aber auch seinen Werth nicht, verachte es nicht. Es diene dir dazu, Genüsse dir zu bereiten, deine Sorgen zu erleichtern und deinen Nebenmenschen damit zu helfen, wenn sie in Noth sind.

Frauenzimmer sind häufig eher zum Geitz geneigt, als Männer; es kommt dies daher, theils weil ihr Beruf an sich mehr darauf geht, zu sparen, als zu erwerben, theils weil sie nicht leicht in das Verhältniß kommen, großen Erwerb zu machen, also den Besitz sorgfältiger schützen, theils weil ihre Einnahme und Ausgabe an sich mehr in Kleinigkeiten besteht, als bei den Männern, und endlich, weil bei dem Gefühl ihrer Schwäche das Geld ihnen als die beste Stütze erscheint, welche sie für ihre Zukunft tröstet. — Man findet häufig, daß junge Verschwender alte Geitzhälse werden, aber selten ist der Fall umgekehrt. Der Grund liegt darin, daß der Verschwender durch die unzähligen Verlegenheiten, in welche er durch seine Verschwendung gerieth, doch endlich den Werth des Geldes kennen lernt, und dann auch, daß bei herannahendem Alter die Furcht, ohne Geld bald nichts mehr zu gelten, ihn beschleicht, und die Ruhe des Besitzes ihm zulächelt.

Der junge Geitzhals, der erst späterhin anfängt, ein Verschwender zu werden, ist weit schlimmer daran. Durch das Beispiel seiner Aeltern wurde er wohl zum Geitz erzogen, oder es wurden ihm übermäßig falsche Begriffe von dem Werth des Geldes beigebracht, und er lernte in seiner Furchtsamkeit, welche mit dem Geitz verbunden ist, keine andern Genüsse kennen, als seine Herrlichkeit in dem Schrank anzuschaun; lernt er aber nun erst auch andere Genüsse kennen, die er durch das

Geld sich verschaffen kann, so wird er um so unersättlicher darin, je weniger er sie vorher kannte, und stürzt sich um so unbesonnener hinein, je weniger sein vorheriges, geiziges Leben ihn mit den Regeln der Lebensklugheit bekannt machen konnte.

Man sieht manchen Geizigen, wenn er auf einmal einen großen Verlust erlitt, urplötzlich als Verschwender erscheinen; das ist aber immer nur ein Entschluß der Verzweiflung, denn jeder Geizige ist kleinmüthig, und Kleinmuth führt den Geizigen so leicht zum Extrem, wie den Feigen; wenn aber der Paroxismus vorbei ist und die Besonnenheit heimkehrt, so tritt er um so eifriger in seinen eigenthümlichen Character, den Geiz zurück.

Geizige sind häufig auch ganz besonders fromm; diese ganze Frömmigkeit ist aber am Ende weiter nichts als Furcht vor dem Tode, mit dem ihr ganzer Freudenhimmel einstürzt.

Der Geizige denkt mehr auf das Erhalten, der Habsüchtige mehr auf das Erwerben. Das Erworbene opfert er schon leichter wieder auf, denn er strebt nun schon wieder weiter. Im Weltverkehr ist er daher besser, als der Geizige zu gebrauchen, da er doch auch andere von seiner Errungenschaft genießen läßt; allein er ist sich selbst und andern weit gefährlicher, als

der Geitzhals. Die Leidenschaft des letztern ist gemäßigter und äußert sich äußerlich wohl widrig, aber nicht wild, weil die Sicherung des Besitzes Schranken stellt; die des Habsüchtigen ist fesselloser, weil die Wünsche keine Gränze kennen und immer wilder werden, je mehrere schon befriedigt waren. Dazu kommt, daß die Habsucht von dem Stolz, der Ehrsucht motivirt wird, und die verwegensten Mittel gelten bei dem Ringen, das Faß der Danaiden zu füllen. Der Betrug ist nicht mehr Betrug in den Augen des Habsüchtigen; er ist das dem Klugen bereit liegende Mittel zum Gewinn, und mit diesem Begriff ist denn das ganze Gebäude seiner Moral untergraben. Der Geitzige hat doch noch einen dauernden Zweck, den Besitz; den Habsüchtigen befriedigt der Besitz nicht, er will immer mehrern Besitz haben, der glückliche Genuß der Ruhe wird ihm daher fremd. — Bei dem Regenten wird die Habsucht zur Eroberungssucht, und der eroberungssüchtige Regent ist eine Geißel seines Jahrhunderts.

Die Freude des Besitzes beglücke dich; die Sucht, noch mehr besitzen zu wollen, störe dir den Genuß der Gegenwart nicht. Den nähern Umgang mit Habsüchtigen vermeide; sie sind herzlos, da jene wilde Leidenschaft sie beherrscht, sie benutzen dich nur so weit, als du ihr Streben zu fördern vermagst, und sie reißen dich wohl gar in den Taumel mit fort, indem sie dei-

ne Ehrsucht entflammen, und mit Bildern schöner Hoffnung dich umgaukeln. Besonders warnen wir dich hier vor den Schwindlern, diesen schon halb verunglückten Habsüchtigen, diesen Projectmachern, welche mit einem Schlag reich werden wollen, die so von ihrer Speculation eingenommen sind, daß sie nur das Ziel sehen, ohne die Mittel gehörig zu erwägen, und die dein Vermögen unvermeidbar opfern, während sie selbst nichts verlieren, denn sie hatten nichts mehr zu verlieren. Laß dich daher nie auf dergleichen Speculationen ein; die Hoffnung eines großen Erwerbs setze dein gewisses Eigenthum nicht in Gefahr, denn wär die Gefahr nicht größer, als die Hoffnung, so würden wohl in einer Welt, wo jeder erwerben will, auch andere, wenigstens eben so kluge Menschen als du, das Geschäft eingehn. Ziehe daher lieber einen kleinen und sichern Gewinn, den du berechnen kannst, vor, oder, wenn du diesen nicht findest, laß das Geld ruhen. Speculire daher nicht auf Getraidepreise, Waarenconjuncturen, Güterhandel, ganz besonders nicht auf Staatspapiere und dergleichen, auch nicht im Kleinen, weil deine Einlage durch unvorhergesehene Umstände, wozu besonders der Krieg gehört, leicht gefährdet werden kann. Ueberlaß dieses Glücksspiel jener Zunft, die davon Metier macht und machen muß; willst du, unbekannt mit jenem unsichern Wesen, auch einmal, von Glücksrittern beredet, dein Glück darin versuchen,

so wirst du gewöhnlich angeführt, oder mindestens deine Ruhe und dein übriges Geschäftsleben gestört.

Verschwender sind an sich gutmüthige Menschen; der Geitzige verbirgt seinen Reichthum, weil er fürchtet angesprochen zu werden; der Verschwender hingegen hat immer zu geben, und verspricht weit mehr, als er halten kann; wenn er Millionen besäße, er würde bald doch nichts mehr sein nennen können; daraus macht er sich aber auch nichts, denn die ganze Welt gehört sein; er kennt den Werth des Geldes nicht, weiß keinen Gebrauch davon zu machen, unbesonnene Gutmüthigkeit, diese Grundlage der Verschwendung, reißt ihn fort, er wird von andern bethört, in einem Taumel gehalten, der ihm schmeichelt, er wird gemißbraucht, so lange er noch Geld hat, und versiegen die Quellen, so verläßt ihn die Bande der Schmarotzer. Der Verschwender ist darum eben nicht träge; er arbeitet gern, um zu gewinnen, nur darf ihm die Arbeit nicht zu anhaltend sein; dies ist wenigstens die Regel; oft aber sieht man auch Verschwender mit großer Anstrengung lange anhaltend arbeiten, und dann den mühseligen Gewinn in kurzen Augenblicken wieder ohne alle Eintheilung unter die Leute bringen.

Wenn auch die Verschwendung aus Gutmüthigkeit entsteht, so hat doch auch diese ihre Gränzen, und Unbesonnenheit, Leichtsinn, Neigung zu sinnlichen Ge-

nüssen, falsch angebrachte Großthuerei führen auf dem einmal eingeschlagenen Wege fort. Der Verschwender kann keine Ordnung in seinem Hauswesen, wovon so vieles ausgeht, haben, er kennt sich selbst nicht, und ist noch weniger Herr über sich selbst; so gern man ihn also auch in Gesellschaft wohl leiden mag, so wenig wird man sich eng an ihn anschließen können, und noch weniger werden ihm wichtige Geschäfte und Dienste anvertraut werden können, und das Einsehen, die Reue kommt zu spät, gewöhnlich dann erst, wenn der Verschwender sich und die Seinigen zu Grunde gerichtet hat. Dieser Zeitpunct muß aber eintreten, denn je größer die Hülfsquellen des Verschwenders sind, desto mehr Schmarotzer finden sich, die daraus schöpfen, und ein anderer Nachtheil ist noch das wüste Leben mit allen seinen Gefahren, in welches der sorgenlos dahin Taumelnde von seinen falschen Freunden leicht gestürzt wird. Das endliche Erwachen des Verschwenders ist sehr schmerzhaft. Die ernsthaften, klugen, bedächtigen Menschen haben sich von ihm zurückgezogen, die Brut der Schmarotzer verläßt ihn hohnlächelnd, und diese Täuschung seines Vertrauens auf Menschen, diese Undankbarkeit kränkt ihn tief; er hat sich den Vorwurf zu machen, daß er auch die Seinigen in Mangel und Noth brachte, ihm selbst ist der Mangel um so unerträglicher, da er den Werth reichhaltigerer Genüsse kennt, und selten hat er so viel Mannheit übrig behalten, zu dulden, zu tragen, festzustehn. Daher

werden solche Menschen denn oft Spieler, Säufer, oder die Niedergeschlagenheit und dann die Verzweiflung greifen auch wohl ihre Moralität noch mehr an, und sie gehen von kleinen Betrügereien zu größern über.

So angenehm der Umgang mit einem Verschwender, der noch im Wohlleben sich befindet, und noch nicht Wüstling ist, dir auch sein mag, so mußt du dich doch aus mehreren triftigen Gründen davon zurückziehn. Denn, mag er selbst auch gut sein, so sind doch seine Umgebungen gewöhnlich so beschaffen, daß es dir keine Ehre vor der Welt macht, auch zu ihnen gezählt zu werden; ferner reißt sein beschwatzender Leichtsinn dich auch wohl zu Ausgaben hin, die du füglich hättest ersparen können, zu Vergnügungen, die du hättest vermeiden sollen, und wenn auch der Gemeinsatz, daß man von niemandem eine Gefälligkeit annehmen soll, die man ihm nicht erwiedern kann oder will, abgeschmackt kleinstädtisch ist, so kommt doch, bei deinem Umgang mit dem Verschwender, der Fall gar zu oft, daß er dir mit seiner Güte beschwerlich fallen muß, wenn du nicht unverschämt sein willst, und um so peinlicher muß dir die Annahme seiner Gaben sein, da dir der Fall schon gar zu oft vorgekommen sein muß, daß jeder Verschwender zuletzt darbt.

Eine **ruhige, häusliche, öconomische Lage** ist der halbe Lebensgenuß, und es gehört in der

That nicht so viel dazu, als man glaubt, sie zu gewinnen. Die kleinen Anstrengungen und Entbehrungen, welche ihre Erlangung fordert, werden reichlich durch die genußreiche, freudige Ruhe, die sie über unser ganzes Wesen verbreitet, belohnt. In jedem Verhältniß kann man eine gute öconomische Lage haben, sie ist relativ, Armuth existirt eigentlich gar nicht, oder sollte vielmehr nicht existiren. Richtige Eintheilung und Ordnung sind die Grundsäulen der Sparsamkeit. Ueberschlage daher deine jährliche Einnahme, nicht die ungewisse, sondern die gewisse, denn zulegen kannst du immer, wenn du es hast, und das gewährt denn eine Freude mehr, wogegen das mehrere Beschränken, wenn die ungewisse Einnahme wirklich ausfällt, dich bekümmert. Nach der sichern Einnahme richte auch den Etat deiner Ausgaben; bei diesen aber mußt du umgekehrt wieder ein Bedeutendes für unbestimmte, ungewisse Ausgaben mit in Anschlag bringen, denn diese fallen immer vor. Vertheile danach klüglich die Ausgabesumme in nothwendige und minder nothwendige Ausgaben, und bist du über das alles mit dir selbst einig, so bleibe unerschütterlich dabei stehn. Mußt du auch dabei im Verfolg manches entbehren, das thut nichts, denn eine Entbehrung, die du dir selbst auflegst, ist keine Entbehrung. Denke nicht, daß du bei gegebner Gelegenheit wohl einmal mehr ausgeben kannst, und daß du es nachher auf eine andere Art wieder ersparen willst, denn entweder, du führst die-

ses nachherige Ersparen wirklich aus, dann darbtest du unterdessen, und darben thut weh, oder du führst es, was in der Regel der Fall ist, nicht aus, dann kommt Wirrwarr in dein System der Sparsamkeit, und d wirfst es, unzufrieden wohl am Ende ganz hin. — Ordnung aber ist die halbe Wirthschaft, sie ist eine doppelte Einnahme. Durch Ordnung hast du eine Uebersicht, kannst schnell zu Hülfe kommen, wo es fehlt, und ersparst dir manche Ausgabe, da Ordnung erhält; sorge in deiner Wirthschaft nicht blos für das Anschaffen, sondern ganz besonders auch für das Erhalten, und das kannst du nur durch genaue Ordnung. Zu dieser Ordnung gehört auch die Rechnungsführung. Außer dem, daß deine Rechnungen nach Jahren noch dir ein nützliches Beweisstück sind, so findest du durch dieselben auch, wo künftighin zugelegt werden kann, wo abgenommen werden muß, und wo du auf eine wohlfeilere Weise denselben Zweck erreichen kannst. Von deiner Einnahme lege allemal einen Nothpfennig für ganz unerwartete Fälle zurück. So wie du überhaupt nie ganz von Gelde dich entblößen mußt, indem die wieder erwartete, bestimmte Einnahme sich so oft verzögert, so ist dir der Nothpfennig schon eine große Beruhigung, wenn unerwartete Fälle eintreten, oder zu befürchten stehen. — In Kleinigkeiten der Ausgabe sei sehr genau; das Jahr ist lang, und aus den ersparten Kleinigkeiten wird zuletzt eine Summe. In dieser Kunst, im Kleinen zu sparen, liegt es vorzüglich, daß

man oft nicht begreifen kann, wie Leute, deren geringe Einnahme man doch genau kennt sich im öffentlichen Leben, wie man zu sagen pflegt, so honett machen. — Glaube nicht, daß du etwas, das andere mitmachen, die nicht mehr einzunehmen haben, als du, darum eben auch mitmachen mußt, denn du weißt nicht, ob sie dieselben Ausgaben haben als du, oder ob sie nicht in den Tag hinein leben; folge du streng deinem Ausgabesystem, und laß dich zu jenem oft epidemischen Mitmachen nicht etwa durch eignen kleinlichen Ehrgeiz, daß du nicht zurückstehn magst, oder wohl gar durch die Beredungen der kurzsichtigern Gattin in deiner öconomischen Regel stören. — Aeußerlich muß dir im Weltleben niemand deine strenge Oeconomie anmerken; man legt sie sonst leicht als Geitz aus, der keine Ansprache findet. — Laß niemanden in dein Rechnungswesen, in die Oeconomie deines Hauswesens blicken, denn es wird leicht ein falscher, übler Gebrauch davon gemacht, wenn man weiß, daß du immer auf unvorhergesehene Fälle vorbereitet bist. Noch weniger mische dich in das Hauswesen anderer; laß sie schalten und walten mit dem Ihrigen, wie sie wollen, denn sie haben es zu verantworten, und dergleichen Beurtheilung des Hauswesens eines andern giebt leicht zu einem Stadtgespräch Anlaß, welches dem Credit dessen schadet, den du beurtheiltest. — Verstehe es, zu gehöriger Zeit dich vom Gelde zu trennen; der Ankauf von Vorrath zu guter Zeit ist Erwerb. — Ver-

meide es so viel als möglich, von andern Sachen oder Geld zu borgen, denn alsdann verlangt man es auch nicht von dir; sei aber nicht ungefällig darin, und liefere du das Erborgte prompt zurück, denn alsdann darfst du wieder kommen. — Der Nothpfennig werde späterhin ein kleines Capital, denn deine Grundregel sei bei der Oeconomie in jedem Verhältniß, mehr einzunehmen, als auszugeben. — So lange die Manneskraft dauert, suche deinen Erwerb zu vermehren, jedoch nicht auf Kosten deiner Lebensruhe und auf Gefahr des bereits errungenen Besitzes. — Mache deine Einrichtung besonders so, daß du das Ausgabegeld immer auf längere Zeit im voraus liegen hast.

Man sehe alle diese Erwähnungen nicht als Kleinigkeiten an, denn ohne ein guter Wirth zu sein, kann man auf die Dauer kein glücklicher Mensch sein, und die Ruhe, welche der gute Wirth in seinem Hause fühlt, verbreitet sich wohlthätig über sein ganzes Leben in der bürgerlichen Welt; er gewinnt den Namen eines soliden Mannes, eines Mannes bei der Stadt, und das ist ein größerer Ehrentitel, als die leichte, lustige Jugendwelt wohl denkt!

Theilnahme ist eine der gefälligsten Gesellschaftstugenden. Wir setzen ihr entgegen die Selbstsucht, Mißgunst, den Neid. Die Theilnahme entspringt aus einem sanften, gutmüthigen Character,

und der theilnehmende Mensch hat viel Ansprechendes für uns, weil er unsern Schmerz, unsre Freude mit empfindet, weil Harmonie zwischen uns beiden ist, er bringt nichts Störendes in unsern Gemüthszustand, wir dürfen nur andeuten, was wir fühlen, es ist schon das seinige. So wohlthätig unsere Theilnahme an den Ereignissen anderer auf uns zurückwirkt, so müssen wir uns doch wohl in acht nehmen, nicht zu weit darin zu gehn, denn nicht allein, daß wir darüber oft uns selbst vergessen, oder das zurücksetzen, was uns und den Unsrigen näher liegt, so wird unsre gutmüthige Theilnahme auch oft gemißbraucht, und unsere thätige Hülfe mit Undank gelohnt, so wie denn auch häufig der Fall eintritt, daß wir unberufen mit unsrer Theilnahme da uns eindrängen, wo sie nicht verlangt wird, und als zudringliche Neugierde erscheint, oder wo unser guter Wille uns eignen Gefahren aussetzt, denen wir füglich überhoben sein konnten. Du mußt also nie Märtyrer deiner Theilnahme werden, und vermeidest du diese Linie, so bereitet sie dir selbst das angenehme Bewußtsein, auch in den Herzen anderer Menschen zu leben; ohne Mittheilung ist ja das Leben ein Kerker, den nur sehr böse Menschen noch erträglich finden können. Als theilnehmender Mensch hast du aber nicht allein Mitgenuß an den Freuden anderer, und sie lassen dich leichter hinzu, schließen ihren Busen leichter vor dir auf, sondern du kannst auch leichter und ruhiger durch das Leben gehen, denn du wirst nicht so

leicht von deinen Umgebungen befeindet, oder in deinen Zwecken von ihnen gehemmt, da du durch deine bekannte Theilnahme ein Theil ihrer selbst bist, und wenn dich ein Ereigniß betrifft, wo du der Hülfe anderer bedarfst, so sind hundert Arme für dich bereit, indem der bessere Mensch den Tribut der Dankbarkeit gern zollt. Es giebt aber Lagen und Charactere, wo deine Theilnahme übel angebracht ist. Zu diesen Lagen gehört besonders die, wo du sowohl als der Gedrückte, es einsiehst, daß du durchaus nicht helfen kannst, oder ihm überhaupt nicht zu helfen ist; deine sich stark äußernde Theilnahme ist ihm daher doppelter Schmerz, deine Ruhe hingegen ermannt auch ihn wohl noch eher. Deine Theilnahme in der ersten Periode, wo der Unglückliche nur noch mit seinem Schmerz beschäftigt ist, wo er sogar etwas Süßes darin findet, diesem Schmerz nachzuhängen, ist viel zu früh, und ihm unangenehm störend; erst dann, wenn der Schmerz in sich selbst sich verblutet hat, tritt mit deiner Theilnahme hervor; dann erst thut sie wohl. — Wenn einer deiner Bekannten durch Selbstverschulden schnell in eine traurige Lage gekommen ist, dann beweise ihm deine Theilnahme entweder schnell, oder gar nicht; je länger du zögerst, desto mehr hat er über sein Selbstverschulden nachgesonnen, desto mehr bist du ihm fremd geworden, und desto mehr fühlt er sich niedergedrückt, gedemüthigt, wenn du wieder vor ihm erscheinst. — Eben so ist alle geäußerte Theilnahme an dem Stillleben anderer übel

angebracht, z. B. an dem Glück der Liebenden, an den Genüssen junger Eheleute; sie haben dir, dem Dritten, nichts darauf zu antworten, und ihre verschämten Freuden meiden gern die Theilnahme. — Charactere, welche alle Theilnahme zurückstoßen, sind an sich große Charactere; sie wollen allein den Schmerz tragen, aus sich allein die Hülfe entwickeln. So gut aber auch der Wille ist, andere nicht mit seinem Schmerz zu belästigen, so verleite dich doch die anscheinende Größe, welche darin liegt, allein tragen, allein helfen zu wollen, nicht zur Nachahmung, denn leicht erliegst du allein dem Schmerz, und in der Theilnahme anderer liegen auch schon die Wege zur Hülfe, welche der Dritte richtiger sieht, als der Ergriffene sie sehen kann, sie sehen will. —

Jeder Mensch ist zwar sich selbst der Nächste, er selbst ist aber nicht sein einziger, sein alleiniger Zweck, und in diesen Fehler verfiel der Selbstsüchtige. Alle andere Menschen sind ihm nur Mittel, er würdigt sie nur so weit, als sie zu seinen Zwecken dienbar sind. In dem Begriff der Gesellschaft liegt aber schon Gemeinschaft, und der Selbstsüchtige gräbt sich daher sein eignes Grab. In dem Umtrieb des Menschenverkehrs wird man bald finden, daß er nicht aus gutem Willen auch die Zwecke anderer zu befördern strebt, und sie betrachten ihn daher sogleich als ihren Feind, sie suchen ihm seine Zwecke zu erschweren, da er ihren eignen

Werth nicht würdigt, und befürchten läßt, sie immer mehr zu Mitteln machen zu wollen, und sich auf ihre Kosten zu erheben; ein jeder mag aber gern eine Selbstständigkeit behaupten, oder darin gestört zu werden, nicht befürchten. Der Selbstsüchtige wird ausgeschlossen von den Freuden des geselligen Umgangs, weil er nicht als Theilnehmer, sondern als störender Auflaurer darin erscheint, und er gefällt sich auch nicht unter andern, weil die Reibung mit andern, die doch auch gelten wollen, ihn beleidigt. Er quält und verzehrt sich für sich allein um eines Phantoms willen, das er nie sättigen kann. Ueberzeugst du dich davon, daß andere Menschen dir unentbehrlich sind, wie sie es sind, so achte sie auch, und nicht dich allein, befördere ihre Zwecke, so werden sie dir wieder behülflich sein, laß sie etwas gelten, so giltst du auch bei ihnen. Aus der Selbstsucht entstehn denn auch die gehässigen Fehler des Neides und der Mißgunst. Der Mißgünstige empfindet es überhaupt übel, daß ein anderer etwas Vorzüglicheres habe, und der Neidhart hat außerdem noch den Verdruß mehr, daß er jenes Vorzüglichere nicht selbst hat. Beiden, sehr störenden Gemüthsbewegungen kannst du nur dadurch glücklich entgehen, wenn du entsagen lernst, wenn du den Wunsch nach einem Besitz, den du dir nicht gewähren kannst, gern aufgiebst, und dabei genau prüfst, ob dieser Besitz nicht ein Scheinglück sein würde, wenn du dankbar und zufrieden zu dem dich kehrst, was du wirklich dein nennst,

und ein Wohlwollen für andere Menschen dir erweckst und erwärmst. Erlabe dich an deiner Errungenschaft, und vergleiche dich nicht immer mit andern; willst du aber solche Vergleichungen anstellen, so sieh auch auf die, welche unter dir stehn, und dein Besitz wird dir mehr Werth bekommen. Prüfe auch genauer, und du wirst oft finden, daß das, was du andern beneidest, in ihren Augen kein vorzüglicheres Glück, ja oft ihre eigne Quaal ist. Machst du aber Mißgunst und Neid über das, was sie glücklich erhebt, bemerkbar, so störst du ihre Freude, und sie meiden dich daher, sie schützen sich sogar vor dir, weil sie fürchten müssen, daß du ihren Genuß dir zuzueignen trachtest. — Ein neidischer Mensch kann nie für sich selbst glücklich sein, denn sein wirkliches Eigenthum hat den Werth verloren, da er es immer mit dem anderer Menschen vergleicht, wo er denn beständig etwas Vorzüglicheres finden muß, und da er also hiernach auch unter andern Menschen nicht einstimmen kann, so stoßen sie ihn um so lieber von sich, da er nie mit ihnen eine Bahn geht.

Der Stolz ist an sich eine edle Eigenschaft der Seele; er ist das Gefühl eigner Würde, das Kind des Selbstvertrauns, und so ist er die sichere Stütze auf der gefährlichen Lebensreise; er ermuthigt, schwingt zu hohen Thaten auf, und läßt nie so tief fallen, daß der Mensch niederträchtig handelt. Diesen edlen Stolz

verschließ aber eng in deiner Brust, er sei nur dein stiller Begleiter; du hast sehr selten eine schickliche Gelegenheit, ihn bemerkbar zu machen, und äußerst du ihn zur Unzeit, so gefällst du den Menschen nicht. Du bist ihnen dann gewissermaßen fremd, ein für dich selbst bestehendes Wesen, das ihrer nicht bedarf, und von dem sie glauben, daß es sich über sie erheben will. Prüfe außerdem aber auch genau, ob dein auf Selbstgefühl und Selbstvertraun gegründeter Stolz auch wirklich Gehalt hat, ob du die Kräfte und Tugenden, welche du zu besitzen glaubst, auch wirklich besitzest, und ob wirklich dieses Besitzthum den Werth hat, den du ihm beilegst. Findest du das, überzeugst du dich davon, so feiere deine Freudenfeste in stiller Brust, laß dich aber nie dadurch verleiten, was so oft geschieht, andere Leute geringer anzusehn. Du gefällst den Menschen weit mehr, erringst leichter etwas vor ihnen, gefällst dir selbst weit besser unter ihnen, wenn du mit ihnen gleichen Schritt gehst, auch sie etwas gelten lässest. —

Legst du diesem ursprünglich guten Stolz nicht Fesseln an, so artet er auch leicht in Herrschsucht aus. Der Herrschsüchtige will überall etwas voraus haben, niemanden neben sich aufkommen lassen, und da es sehr oft eine gute Klugheitsregel ist, freiwillig zurückzutreten, und andere gelten zu lassen, so schadet er sich sehr, wenn seine Herrschsucht ihn daran hindert, diese Regel wahrzunehmen und zu befolgen.

Häufiger aber tritt noch der Fall ein, wo überwiegender Rang, Auszeichnung, Kenntnisse, Talente anderer Art uns zwingen, zurückzutreten, und dann macht die Herrschsucht uns selbst nicht nur niedergeschlagen, unglücklich, sondern sie würdigt uns auch in den Augen derer, welche wir bisher mit diesem Fehler drückten, noch mehr herab. — Sie taugt überhaupt nicht für das gesellschaftliche Leben, dessen Prinzip Gleichheit ist, und der Herrschsüchtige wird daher billig geflohen, es wird ihm entgegen gearbeitet, weil er um und neben sich her erdrückt und zerstört, um allein hervorzuragen, zu gebieten. Der Herrschsüchtige genießt auch nicht, weil er nur immer ringt und strebt, nie mit einem erreichten Ziel sich begnügt, und besieh dir doch, du Bethörter, dieses Ziel bei Licht: was ist es? — Die traurige Einöde des Egoismus.

Herrschsucht hat doch noch einigen Werth, denn sie ging von innerm, sich selbst fühlenden Gehalt aus, und äußert sich in angestrengter Thatkraft; eine weit verächtlichere Abart des Stolzes ist aber der Hochmuth. Er ist fast durchgängig ein Erzeugniß der Dummheit, und erscheint daher, und äußert sich um so widriger, da die geforderte Prätension nicht mit dem innern Gehalt in Verhältniß steht; daher der Contrast, der mindestens lächerlich, oft aber auch absurd, abgeschmackt macht. Er ist ein Einbilden auf Vorzüge, welche entweder keine Vorzüge, oder gar nicht vorhanden sind,

oder als nicht selbst erworben nur dann in den Augen des vernünstigen Mannes erst Werth gewinnen, wenn man durch eigne Mühe und gehaltvolle Würde sie sich erst wieder aneignet. In dieser Hinsicht gehört vieles, was man Stolz nennt, unter den Begriff des Hochmuths, als Adelstolz, Geldstolz, Rangstolz, Gelehrtenstolz, Künstlerstolz u. s. w.

Weil der Hochmuth nun mit Dummheit gepaart ist, so ist er deshalb auch oft um so auffallender, lastender, und wird unverschämt; der kecke Uebermuth des Hochmüthigen empört, zumal denn auch bei dem Vorzug, welchen ein solcher Mensch vor andern zu haben glaubt, er auf seine Sitten oft sogar absichtlich nicht acht haben will, daher die Unbehülflichkeit, Grobheit, das Eintönige, das Einseitige, der Mangel an Lebensart. Er brüstet sich in seinem Posseß, und rauscht so wie ein Komet quer durch die Lebensbahn anderer, wo er überall anstoßt. Der beleidigte Hochmuth äußert sich gewöhnlich eben so roh, als er rohen Ursprungs war man; hat also wohl zu thun, dem Hochmüthigen aus dem Wege zu gehn, denn eine kleine Beleidigung von seiner Seite wird, um seinen erbärmlichen Werth geltend zu machen, nicht ausbleiben, und fühlt er sich wieder beleidigt, so wird er oft so ausfallend, daß man selbst als ungezogen erscheinen würde, wenn man ihm den Mund stopfen wollte; ihn durch Ausheben des Contrastes zu beschä-

men, ist unmöglich, denn er ist zu eingenommen von seinem geltenden Werth, zu dumm, sich selbst lächerlich zu finden.

Der Mensch will sein Verdienst nicht für sich selbst genießen, er will auch wissen, ob es wirklich Werth, ob es auch für andere Werth hat, er strebt zu gefallen: je mehr oder weniger er verlangt, daß man es ihm äußere, daß er gefällt, je mehrern Werth er auf das legt, was seiner werthen Person an derselben gefällt, und je mehr es ihn vergnügt, wenn auch andere ihren Beifall darüber ihm zu erkennen geben, desto mehr oder minder eitel ist er. Eitelkeit ist aber eine Schwäche; das wahre Verdienst lobt sich von selbst, man braucht nicht zu verlangen, daß andere ihr Lob darüber aussprechen sollen. Als Schwäche betrachtet entwürdigt daher unser Verlangen, daß andere die Achtung vor unserm Werth aussprechen sollen, den Werth selbst, zumal wir denn oft auf das Werth legen, was kein wahrer Werth ist, wenigstens nicht der geltende Werth des Mannes, und dieses Heraussheben des minderen Werthes beurkundet eben den eitlen Mann. — Der eitle Mensch läuft sehr Gefahr, gemißbraucht zu werden, denn eben da jene Schwäche, das Lob von andern zu hören und wohlgefällig einzusaugen, obsiegend ist, so wird sie von Lobrednern benutzt, ihn zu einem Mittel ihrer Zwecke zu machen. Er giebt gern alles hin, er opfert sich auf, wenn er

nur im Genuß seiner Eitelkeit bleibt. — Mußt du nähern Umgang mit einem eitlen Menschen pflegen, so umgehe es so viel als möglich, seine schwache Seite zu berühren, noch mehr aber, ihr zu fröhnen; der kluge Mann rechnet dich sonst zu dem Gezücht der Schmeichler, die sich selbst entwürdigen, bei denen man niedrige Absicht vermuthen muß, und er verachtet dich. — Es ist überhaupt schwer, mit einem eitlen Menschen umzugehn; er legt einen übergroßen Werth auf Kleinigkeiten, die man selbst gar nicht kennt, deren Werth man noch weniger einsieht, und er wird daher leicht beleidigt, wo wir es selbst gar nicht ahndeten, gewiß aber nicht wollten. Da nun die Eitelkeit seine Schwäche ist, so empfindet er deren Beleidigung tief, und wir müssen es oft schwer entgelten. — In dieser Hinsicht ist auch der Umgang mit den weiblichen Geschlecht oft so mißlich, denn wenn auch ihre Eitelkeit privilegirt ist, so schweift diese doch in so kleinen Schattierungen ab, daß oft der beste Weiberkenner Mühe hat, sie aufzufinden, und doch soll sie aufgefunden und ihr gehuldigt werden; das verlangen diese schwachen, grillenhaften Wesen.

Der Hochmüthige ist gewöhnlich faul und träge im Geschäft, denn er hat schon, was er gebraucht; der übertrieben Stolze versäumt die Kleinigkeiten des Geschäfts, weil er sie unwürdig findet; der Herrschsüchtige ist unermüdet arbeitsam, seine unersättliche

Sucht hält ihn rege; der Eitle ist ein fleißiger Arbeiter, weil er auch dadurch Gelegenheit hat, seine Schwäche zu zeigen und geltend zu machen, aber er ist ein Kleinigkeitskrämer dabei, weil er überall auf Kleinigkeiten einen übergroßen Werth legt.

Ein Vorbild, um nicht in alle jene Fehler zu verfallen, sei dir der umgängliche Mann. Er weiß, seine eigne Person in Schatten zu stellen, wo es hin gehört, und auch andere gelten zu lassen, er freut sich, andern in ihrem Wirken beförderlich sein zu können, ohne dabei zu viel von dem aufzuopfern, was für ihn selbst dienen soll, er greift schnell und glücklich in den Gesichtskreis seiner Umgebungen ein, und spricht und beschäftigt sich mit ihnen, als wenn er schon lange unter ihnen gewesen wär, er hört ihnen gern zu, und ist mit Rath und That bereit, ohne beides aufdringen zu wollen, er frägt auch, jeden in seiner Art, wohl um Rath und läßt sich gern belehren, er sucht alles zu entfernen, was andern ein demüthigendes Gefühl gegen ihn geben könnte, er findet Gefallen an dem, worauf sie Werth legen und legen dürfen, er rühmt nicht seine großen Verbindungen, seine Glücksgüter, spricht nicht von seinen Erwartungen, er ist nicht streng noch weniger vorschnell in seinem Urtheil über andere, sein Fordern scheint Wunsch, sein Gebieten Bitte zu sein. Einen solchen Menschen hat jeder gern, willfahrt ihm gern und legt ihm keine Hin-

dernisse in den Weg. Indessen, auch hier giebt es wieder eine Gränzlinie; man muß sich nämlich wohl hüten, nicht wegwerfend zu sein, die Herablassung muß nicht das werden, was der gemeine Mann mit der Redensart ausdrückt: der Herr ist ein niederträchtiger Mann! So unerträglich nämlich der Rangstolz ist, der wie ein Pfau sich brüstet, und doch die häßlichen Füße nicht verbergen kann, so hat doch jeder Rang und Stand seine Würde, welche gegen den Geringern geschützt, aufrecht erhalten werden muß. Ist sie auch nur eine Scheingröße, so ist sie doch das, was der Person, die diesen Rang hat, das Uebergewicht über den gemeinen Mann giebt, welches die bürgerliche Gesellschaft nothwendig macht, um Ordnung und Gehorsam zu erhalten, sie ist das Mittel, welches die innere Staatsverwaltung schützt und den Willen des Bürgers in Zaum hält, daß er nicht ausschweife. So würde z. B. die Gerichtsperson übel thun, wenn sie nicht die Gelegenheit vermiede, von Gerichts-Eingesessenen sich ohne alle Veranlassung bewirthen zu lassen, der Prediger vergäbe der Würde seines Amtes viel, wenn er mit seinen Bauern das unschuldigste Kartenspiel spielte, und der Officier würde in der Linie keine Disciplin mehr finden, wenn er mit seinen Soldaten zechte. Wenn der, welcher einen höhern Rang hat, bei seiner Herablassung, und um die unschuldige Freude der Gemeinen nicht zu stören, ja sie noch gemeinschaftlicher zu machen, auch wohl die Gränzlinie in acht zu neh-

men weiß, so versteht das doch oft der Geringere nicht, sieht ihn ganz als seines Gleichen an, und daraus entstehn denn oft unangenehme, etwa nur durch Versetzung wieder herzustellende Verlegenheiten. Auch beleidigt man durch einen solchen auffallenden Bürgersinn sehr leicht seine übrigen Amtsbrüder, die blos und allein durch ihre öffentliche Würde zu imponiren verstehn, und macht sich, da mit höherm Rang meist auch mehrerer Stolz verbunden ist, seine Vorgesetzten zu Feinden, indem sie der Meinung sind, daß wir den Werth unserer Würde nicht anerkennen. Bei ihnen ist die Herablassung eine Gnade, die nur spärlich kommen und laut gerühmt werden soll.

Ein weites Feld der Betrachtung ist der Ruf, der gute Name, die Ehre, die Ehrsucht und Ehrgeiz, und die Schande. Da der Umgang mit den Menschen uns unentbehrlich ist, da dieser Umgang uns selbst ein Bedürfniß, da er uns wohlthuend ist, da bei diesem Verhältniß unserer selbst zu andern Menschen so vieles durch die Meinung, welche andere von uns haben, befördert, erleichtert oder erschwert wird, so kann es uns nicht gleichgültig sein, welche Meinung andere von uns haben, und diese Meinung begründet unsern Ruf. Er ist eine negative Eigenschaft, denn er beruhet nur in dem Glauben anderer von uns. Nichts desto weniger darf er uns aber gleichgültig sein, denn es hängt gar zu viel davon ab,

und da andere oft uns richtiger würdigen, als wir selbst, indem sie nicht mit so partheiischen Augen des Egoismus uns betrachten, so muß der Ruf, in dem wir bei andern stehen, auch der Maaßstab des mehrern oder minderen Werths werden, den wir uns selbst beilegen. Ruf und Ehre sind das unbemerkte sichere Band der Dauer der Gesellschaft, der Nationen, sie sind das, was allen Vollkommenheiten, sogar der Tugend selbst Werth verleihen kann. Jeder Mensch strebt, mehr oder minder, andern zu gefallen; seine Lebensweise soll nicht nur ihm wohlthuend sein, sondern auch bei andern nicht anstoßen, sie soll eingreifend sein, seine Beschäftigungen, seine Handlungen, seine Vervollkommnungen können nur vortheilhaft auf ihn zurück wirken, wenn sie auch von andern gehörig gewürdigt werden, — das Resultat dieses Strebens ist sein Ruf! Die Feststellung desselben zeigt ihm, ob er in seinem Streben glücklich war oder nicht, ob auch andere das aus ihm machen, was er aus sich machen wollte, ob sie seinen Werth anerkennen, ob er folgerecht handelte. Da nun die Würdigung anderer von unserm Werth aus der Allgemeinheit hervorgehet, und diese allgemeine Stimme nicht von der Privatansicht eines Einzelnen ausgeht, nicht unbedingt durch Privatinteresse, Leidenschaft oder kleinliche Rücksichten einzelner Menschen so leicht dauernd motivirt und festgestellt werden kann, so muß an der allgemeinen Stimme, ob sie für oder wider uns sei, doch wohl etwas Wahres sein, und daher ist das: vox populi,

vox Dei! fast durchgängig sehr richtig. Der Mensch hat, wenn er auch selbst nicht zu den bessern gehört, ein nicht zu tilgendes Gefühl für das Edle und Gute, welches er bei andern Menschen wahrnimmt, und hierüber wahr zu richten, gehört zu seinem Nationalstolz, und sein Urtheil ist um so freier, je entfernter er von dem Menschen steht, über den er richtet. Es kann also schon aus dieser Hinsicht unser guter oder schlechter Ruf uns nicht gleichgültig sein, da er der beste Probierstein für uns selbst ist uns zu überzeugen, ob wir auf gutem Wege gehen, oder nicht.

Wie wohlthätig ist nun aber der gute Ruf für unser ganzes äußeres Leben, wie beruhigend und erhebend für uns selbst, wie wirkt sein Lohn so stark auf das ganze Getriebe unserer Gefühle, wie frei und sicher achtet man sich im guten Ruf! — Wir wissen es, die Menschen sind uns freundlich gesinnt, sie gönnen uns gern den Platz, den wir unter ihnen einnehmen wollen, da sie wissen, daß wir des Platzes würdig sind, und ihn zieren werden; sie stören uns nicht auf unserm Wege, sie machen sich vielmehr eine Freude daraus, uns beförderlich zu sein, ja sie halten dies sogar für ihre Pflicht, da sie unsern guten Ruf, für eine Vergünstigung, welche sie selbst uns gaben, ansehn, und also zu Erhaltung ihres eignen Werkes mit beitragen müssen, und wir wandeln unter lauter Freunden umher, die sich wohl in unsrer Nähe befinden. — Wie

sehr die Menschen selbst darauf bedacht sind, den guten Ruf, den sie uns einmal gegeben haben, uns auch zu erhalten, indem sie durch den Verlust, den wir daran erleiden, sich selbst anklagen würden, beweise folgende Bemerkung. Mancher Schriftsteller bekommt auf einmal einen großen Ruf, weil seine Ideen neu, überraschend, anziehend waren, man betrachtet ihn schon als einen Stolz der Nation, erhebt ihn als solchen, und die blindgläubige Menge folgt; bald findet man denn aber, daß so außerordentlich viel nicht an der Sache ist, die weitern Schriften beweisen dies noch mehr, allein man hat den Ruf einmal festgestellt, und man giebt sich nun sogar Mühe, um sein Urtheil zu rechtfertigen, etwas in dem Buche finden zu wollen. — Die Nichtachtung des guten Rufs straft sich selbst, denn alle Wege des gemeinschaftlichen Betriebes zu Beförderung des Lebenszweckes, des Lebensgenusses werden dadurch gehemmt, indem ein jeder, der sich näher an den anschließt, welcher in üblem Ruf steht, befürchtet, von der Welt bald eben so gerichtet zu werden. Manche suchen sogar etwas in dem Ruf, einen üblen Ruf zu haben; das können aber nur Wüstlinge sein, denen die Stunde des schmerzlichen Erwachens noch früh oder spät schlagen wird, oder es sind die entmenschten Seelen, welche, wenn noch die Gewalt hinzukommt, als Henkersknechte in der menschlichen Gesellschaft erscheinen.

Eben vielleicht, weil der gute Ruf ein Kind der

freien Meinung der Gesellschaft und so sehr folgereich für uns ist, so ist die Gesellschaft auch so wachsam darauf, und prüft selbst, ob wir der Billigung, welche sie uns gab, uns werth bezeigen, ob wir in dem Hause, in welches sie uns führte, gut haushalten, und daraus läßt sich die leichte Verletzbarkeit des guten Rufes erklären, daraus läßt sich erklären, daß die Welt so zürnend über den herfällt, der den schon erworbnen guten Ruf wieder verlor, während sie den, welcher schlechten Ruf gewinnt, und der vorher noch gar keinen Ruf hatte, nur indifferent betrachtet; das Gefühl der Selbsttäuschung und die Kränkung der Undankbarkeit empört gegen jenen. Man wird selten finden, daß der gute Ruf unverschuldet verloren gehe; meistentheils geschieht es aus Uebermuth und stolzer Ueberhebung über jenen geheimen Orden, der ein großes Band der Gesellschaft ist. Denn, wie schon bemerkt, mag der Mensch auch einzeln große Fehler haben, so giebt es doch unter den Menschen, welche eine Stimme in der Gesellschaft haben, selten ganz lasterhafte Menschen; Gefühl für das Gute, so an andern Menschen ist, haben sie alle, und sprechen es gern aus; diese freie Würdigung anderer ist ihr Stolz, ihr Antheil an dem allgemeinen Bürgerverein.

Aus dem üblen Ruf ein neues, gutes Gebäude wieder aufbauen zu wollen, ist schwer; die vorgefaßte Meinung ist einmal wider dich da, wer dich vertheidi-

gen will, wird von der Menge überschrien oder auch mißtrauisch angesehn, und schweigt daher lieber; das geringste, was du thust, wird bekrittelt, überall ist deine Arbeit mehr als doppelte Arbeit, und sich in dem Vertraun der Menschen, das man einmal verlor, wieder festzusetzen, ist fast unmöglich, denn die Erinnerung bleibt stehn, und diese regt unaufhörlich den Argwohn an, da die Erfahrung lehrt, daß die Verstellung das tägliche Studium und Uebung des Menschen ist, und gewissermaßen sein muß. — Ehe du also nicht glaubst, mit Zuversicht darauf rechnen zu dürfen, einen guten Ruf in der Welt gewinnen, verdienen zu dürfen, wage dich mit deinen Ansprüchen auf Ruf überhaupt gar nicht in die Welt hinaus; besser ist es, du hast gar keinen Ruf, als du unternimmst ein Wagestück, dessen Mißglücken die Fittige deines Wirkens und Strebens auf eine ganze Lebenszeit lähmen kann.

Aber, frägst du, wie kann ein Pöbel, und eine Menge von Menschen, die mein Handeln nicht zu würdigen wissen, oder die aus Privatleidenschaft mich befeinden, oder die mich gar nicht näher kennen, oder mit den Augen ihrer Gemeinheit mich ansehn, meinen Ruf bestimmen sollen? — Aber nicht der Einzelne, nicht dessen schnelles, augenblickliches Urtheil stellt deinen Ruf fest; und möge auch aus der Menge manches lieblose, falsche Urtheil über dich ergehen; aus dem Gewühl des Widersprechenden nehmen die Verständige-

ren das Wahre heraus, und würdigen dich darnach; sie sind ein Ausschuß der öffentlichen Meinung, die Menge richtet sich nach ihrem, durch längere Zeit bewährt gefundenen Urtheil, und so verbreitet sich die Wahrheit eines feststehenden Rufes allgemein, darum kann denn auch niemand verlangen wollen, seinen Ruf schnell, allgemein festgestellt sehen zu wollen; jener Ausschuß muß erst aus der Menge die Actenstücke über das Für und Wider sammeln.

Aus dem guten Ruf geht die Ehre hervor, sie ist das Resultat des guten Rufes, das Ordenszeichen, mit dem du geschmückt bist. Ehre ist dem Menschen ein Bedürfniß, ja, wir mögten beinahe sagen, der ganzen organischen Welt; das Ringen darnach erhält die Lebenskraft rege, sie ist der Lohn unsrer Ausbildung, der Impuls der Krafttreibung, der Triumph der Wirksamkeit. Sie will nicht allein genossen sein; durch die Theilnahme anderer wird sie erst zu ihrem Wesen gestaltet, und läßt den Werth unsers Verdienstes um so mehr uns erkennen, da das Anerkenntniß anderer unsere Lebensgewalt uns im vollen Lichte zeigt. Daß Ehre ein Bedürfniß der Lebensthätigkeit sei, geht daraus hervor, daß auch Banditen ihre Ehre und ihren Ehrenrang unter sich haben, je nachdem sie nur im Geheim morden, oder ihre Beute auf offner Straße, im Gedränge der Menschen anfallen, daß auch die Verdammten in den Blei- und Steinkohlen-Bergwer-

ken ihre Ehrengesetze haben, daß auch die Karaiben, die ihre Feinde verzehren, und ihre Kinder würgen, von der Ehre bewegt werden; aber eben so geht hieraus hervor, daß es eine wahre Ehre und eine falsche Ehre giebt. Die Localität kann bestimmen, daß etwas zur äußern Ehre gerechnet werden solle, was in einem andern Lande indifferent ist, aber diese allgemeine Meinung kann nie das wirklich Schlechte, Unedle, Unmoralische zur Ehre umgestalten wollen, und thut es auch nicht. Die Wahrheit ist der höchste Richterstuhl der Ehre, jeder Mensch fühlt in sich den Sinn für das höchste Wahre, und das Phantom jeder Scheinehre schwindet, und kann daher von keiner Regierung dauernd erzwungen werden sollen.

Bei diesem Streben nach Ehre prüfe daher genau, ob das, wonach du strebst, auch wahre Ehre, dauernde Ehre, und nicht ein Scheingut, oder wohl gar ein Uebel sei. Eignes Gefühl, mehrere Weltkenntniß, und genauere Kunde der Staatengeschichten eröffnen dabei die richtigsten Gesichtspuncte. Viele gehn auf ihrem Ehrenwege von dem Standpunct, auf dem sie mit ihren engern Umgebungen stehen, aus, und fallen dadurch in dem Ringen nach Ehre in das Kleinliche, in das Abgeschmackte. Die Allgemeinheit der Gesellschaft ist der Richter, die Allgemeinheit der Sache der Gesichtspunct, und da diese Allgemeinheit, als solche oft unmerkbar ist, so kommt es auch, daß man

die Ehre ein Phantom nennt, ohne zu wissen, was man damit sagt. Dieses Phantom äußert sich in seinen Wirkungen als Gestalt, und diese Wirkungen sind Anerkenntniß in den Augen der bewährten Mitglieder des Bürgervereins, das daraus folgende Gewicht, welches sie uns geben, und Selbstständigkeit als Triumph des Kraftaufwandes.

Da nun dieses Wohlgefallen anderer an uns, dieser Einfluß, den wir unbedingt nun auf andere haben, diese Achtung, welche sie vor unserm Thun haben, dieses hellere Licht, in welchem unser Ich steht, die Eitelkeit sehr nährt, so entsteht aus der Ehrliebe auch bald die Ehrsucht. Der Wunsch, Ehre zu haben, wird herrschender, alles bestimmender. Da aber Ehre an sich nur ein negatives Glück ist, indem sie dir keinen wirklichen, unmittelbaren Besitz gewährt, sondern nur die Meinung anderer dir gewinnt, so wirst du durch Ehrsucht ein Sclav anderer, und die Uebertreibung, zu welcher du dich hinneigtest, verfehlt den Zweck. Denn bei der Ehrliebe, dem gemäßigten Affect, glaubst du die Hochschätzung anderer als eine Errungenschaft deines eignen innern Werthes, den du dir zulegtest, und den du herrlich, lebenerwärmend in dir fühlst, verlangen zu können. Bei der Ehrsucht hingegen verlangst du nur ausschließlich, weitumgreifend die gute Meinung anderer, und dir genügt schon an dem Schein. — Der Ehrgeitzige ringt noch nach

immer mehrerem Besitz der Ehre, und da mit dem dominirenden Ehrenstreit auch ein Rangstreit eng verbunden sein muß, so geht diese Ausschweifung auch Hand in Hand mit der Herrschsucht. Wenn Eitelkeit die Grundlage der falschen Ehre, der Ehrsucht und des Ehrgeitzes ist, Eitelkeit aber nur mit Scheinverdiensten sich brüstet, und Scheinwerth sucht, so schützt die Kenntniß der wahren Ehre dich auch vor den Ausschweitungen zur störenden Leidenschaft. Denn die wahre Ehre sucht nicht durch falsche Mittel, durch das Gewebe der Heuchelei und Verstellung die gute Meinung anderer sich täuschend zu gewinnen, sie geht hervor aus dem edlen Bewußtsein, aus dem innen thronenden Gefühl des eignen Werthes, und wirbt um die gute Meinung anderer nur um deswillen, weil diese wohl thut, und eine große Ermuthigung auf dem oft schweren Wege der Tugend giebt, weil diese gute Meinung den Menschen dem Menschen verbindet. Die gute Meinung anderer sei nur der Wegweiser, nicht der Hauptzweck. Das Wahre, worauf du deinen eignen Werth gründest, erhalte dir immer neu, wach und lebendig, und dadurch gewinnst du dir, wenn du auch nebenbei um den Beifall anderer bescheiden buhlst, eine Selbstständigkeit, welche dich nicht zum Sclaven der Meinung macht, von welcher man so oft tyrannisirt wird, und zwar um so mehr, je enger die Umgebung ist, in welcher, und unter welcher allein man seinen Ehrengenuß aufsuchen will. — Es giebt sehr viele

Selbstquäler, die bei jeder Kleinigkeit sich erst fragen: was werden die Nachbarn dazu sagen, Selbstquäler, die nur immer für andere leben, um es allen Leuten recht zu machen und Ehre davon zu haben, die sich für andere aufopfern und selbst darben, um nur den Namen zu haben, daß sie gefällige, gutmüthige Leute sind, die alles thun, um bei der Nachbarschaft oder lieben Sippschaft nur zu gefallen, die im Stande wären, ihren eignen Bedienten aufzuwarten, daß diese nur eine gute Meinung von ihnen haben, mit einem Wort, es giebt engherzige Menschen, die nicht über das Blatt hinaus können, an dem sie kleben, und die dieses Blatt für ihre Welt ansehen.

So sehr das Ehrgefühl erhebt, veredelt, zu hohen Thaten hinreißt, die Nahrung der Tugend, der Sporn der Staatsgewalt ist, so erdrückend, vernichtend, zermalmend ist daher auch die Schande. Sie ist das Urtheil, wodurch uns das genommen wird, was uns in der Welt geltend macht, nämlich die Ehre, und wegen der Härte, der schweren Wirkung dieses Urtheils, wird es nicht leichtfertig ausgesprochen; unverdiente Schande giebt es fast nicht. — Wer die von dem Weltgericht über ihn ausgesprochene Schande leichtfertig ertragen kann, der verdiente nie einen Ehrenplatz, denn die geselligen Tugenden haben keine Ansprache bei ihm, und er hatte nie Gefühl für das Edle und Gute; er ist ein gefährlicher Mensch. — Viele suchen einen

Trost bei der Schande, welche sie niederwarf, darin, daß sie über das ihnen Geschehene, als über ein großes Unrecht schreien, und wenn denn ihre Stimme aus der Tiefe nicht gehört wird, nicht gehört werden soll, und die Ueberzeugung des Selbstverschuldens doch endlich aus dem Egoismus sich loswindet und sich näher meldet, so wird das alles mit einer Verachtung der Menschen, welche diese Isolirten sich selbst aussprechen, beschwichtigt, und Verzweiflung und Rachlust nehmen ihre gefährlichen Stellen ein. Solche Menschen sind für jedes Bubenstück feil, sie suchen es sogar auf, wenn es nur die Rache nährt und sich dazu eignet, den, welchen die Gesellschaft verwarf, derselben furchtbar zu machen; das Bedürfniß des Umgangs reißt sie in die gemeinsten Verbrüderungen, wo sie noch etwas gelten, und wo das Laster selbst ein Ehrenstreit wird.

Man nennt diejenigen große, starke Seelen, welche die Schande nicht überleben können, und sich selbst einen Ausweg suchen; aber wir glauben, es gehört noch ungleich mehr Seelengröße und Seelenstärke dazu, in der Niederlage der Schande, welche durch die Anklage der Selbstverschuldung noch größer gemacht wird, sich selbst nicht zu verlieren, nicht gegen die Menschen zu rasen, sie freundlich zu behandeln, auch in dieser Niedergedrücktheit noch die Menschen zu lieben, wenn sie auch jedes Wort, jede Handlung des Geschändeten höhnend betrachten. Eine solche starke Seele kann nicht

durch die vollbelebende Hoffnung aufrecht erhalten werden, denn einmal verlorne Ehre kann auch mit der größten Anstrengung zu dem nie wieder gebracht werden, was sie war; Resignation, das Resultat einer strengen Prüfung und Uebung kann nur eine solche Gemüthsstärke geben. Denn mit jedem nachherigen Wiederemporsteigen sind Verzichtleistungen und Entsagungen verbunden, die empfindlich schmerzen, und der Wiedererwerb ist nur durch Vergünstigung, die einer milden Gabe nicht unähnlich sieht, errungen. Der edle Stolz eines tadellosen Selbstgefühls darf sich vor andern nicht aussprechen, und ihr Schweigen selbst ist immer nur eine drückende Schonung. Mit einem solchen, der menschlichen Gesellschaft wiedergegebnen Mitgliede muß man umgehn, wie mit einem Gemüthskranken, dessen fixe Idee nicht berührt werden darf; es bleibt daher das Wiedererscheinen unter der ehrenwerthen Menge immer zwangsvoll. Durch dieses Gesagte laß aber, du Gefallener, dich nicht so weit niederschlagen, daß du kleinmüthig verzagest; du läufst dadurch Gefahr, menschenfeindlich zu werden, oder das Aufzucken der Thatkraft, das Begehren zu wirken und zu schaffen, hängt sich, da es von edlen Gegenständen zurückgewiesen zu sein glaubt, an das Gemeine. Baue wieder auf an deinem Selbstgefühl, wirf die Träume von schimmernder Größe hin, entsage den Gebilden einer wichtigen Rolle, vervollkommne Kopf und Herz, und der engere Kreis derer, welche dich aufgefunden

haben in deinem guten Streben, wird sich bald um dich zusammenziehn, und ein neues Leben blühet dir auf, — Suche nicht, wenn du gefallen bist, laut vor der Welt dich rechtfertigen zu wollen; man hört dich nicht, man will dich nicht hören, schon im voraus wird deine Vertheidigung als ein Lügenwerk verworfen, und Frechheit und Unverschämtheit wird dir jetzt noch obendrein aufgebürdet. In Demuth unterwirf dich dem Urtheil, welches, einmal ausgesprochen, nicht zurückgenommen werden kann.

So sieht es mit Ehre und Schande in der Bürgerwelt aus. Das Urtheil der Menschen darüber hat immer Wahrheit, die etwas moralisch Gutes oder Schlechtes ausspricht; anders ist es aber in der politischen und militairischen Welt. Hier geben andere Dinge Ehre und Schande, Dinge, welche oft mit der üblichen Moralität und Tugend in hartem Widerspruch zu stehen scheinen. Der Gesandte, welcher an dem fremden Hofe nicht durch Lügen, Verstellungen, Kunstgriffe aller Art, durch Versprechungen, die nie gehalten werden sollen, durch Versicherungen und Bestechungen zu täuschen weiß, bereitet sich zuweilen Schande und wird abgesetzt; der General, der eine Festung übergab, ehe das letzte Pferdegeripp von den Hungerleidern aufgezehrt war, und ehe die Festung nicht durchaus ein Leichenhaus war, hat seine Ehre verloren und muß seinen Platz einem grausamern Menschenmör-

der räumen. Doch, der Staat hat es übernommen, die Vorwürfe, welche ihr Privatgefühl, ihre Privatmoral (wenn man es so nennen kann) ihnen machen könnte, zu verantworten, und wenn sie diesem Dienst des Staats sich weihten, so verdienen sie mit Recht die Schande, welche der Staat in diesem Verhältniß, in welchem sie stehen, als Schande anerkannt wissen will, anerkannt wissen muß.

Durch das Duell soll Schande wieder zur Ehre hergestellt werden können. Doch man unterscheide, daß wirklich verdiente Schande dadurch nicht gesühnt werden kann, wohl aber giebt es Verhältnisse, wo durch den Zweikampf der Angriff auf die Ehre gerächt, und weitere Angriffe gleicher Art darauf, abgewendet werden mögen. Des Soldaten höchste Ehre ist Verachtung der Todesgefahr, denn sie ist sein Ehrenzweck, und der beleidigte Krieger zeigt seine Ehre in vollem Licht, wenn er dem Beleidiger durch die Herausforderung darthut, daß er die Todesgefahr nicht fürchte. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, wird eine kluge Staatsregierung zwar strenge Gesetze gegen die Duelle geben, aber bei militairischen Zweikämpfen thun, als wenn sie solche nicht sehe. Im Bürgerleben kann Duell nie eine Reparation d'honneur sein, da Verachtung der Todesgefahr nicht die wesentliche Ehre dem Bürgerleben giebt und nimmt. Der Geforderte verliert daher seine, auf das Urtheil der vernünftigen Welt sich gründende, wahre

Ehre nicht, wenn er der Ausforderung sich nicht stellt, und der Ausforderer erscheint als ein solcher, der es nicht vergessen kann, daß er Student war, oder daß seine Ahnen zu den Zeiten des Faustrechts auch schon eine Lanze brachen, Zeiten, welche er ganz unpassend auf das jetzige bürgerliche Leben überträgt, und, indem er Ehre mit seiner Ausforderung einzulegen gedenkt, gewinnt er den Namen eines Raufers.

Auf Universitäten, wo die Duelle ganz erdrückt sind, wird das wilde Häuflein entweder niedrig-gemein, da die feinern Bande der Ehre dem rohen Sinn keinen Zaum anlegen, oder die characteristische Wildheit des Studentenlebens ist zum Schulknaben-Zwang geworden, und doch ist diese Wildheit (so paradox dies klingen mag.) nicht zu tadeln. Man bemerkt nämlich, daß, die Muttersöhnchen ausgenommen, welche unter Weibern erzogen wurden, und denen zeitlebens Furcht und Pinselei aller Art anzuhängen pflegt, jeder Mensch eine Lebensperiode hat, wo die innere Kraft überströmt, wo er gewissermaßen ras't, wo er nicht der ist, der er kurz vorher war, und der er, wenn jene Raserei in sich selbst erlischt, wieder wird. Man muß wünschen, daß diese Periode so früh als möglich eintrete, denn desto unabhängiger ist der Mensch noch, desto wenigere Rücksichten braucht er noch zu nehmen, desto weniger schädlich ist sie also auch, und gewöhnlich tritt sie denn auch auf Academien ein, wo die innere Kraft,

dem Schulzwang, dem älterlichen Zwang entlassen, in den Reichthum ihres Stoffes sich noch nicht finden kann.

Der Spieler von Profession sucht die Ehrenrettung im Duell, und scheut es nicht, denn er ist fast nur mit Adlichen und Kriegern im Spielverkehr, und ist im Spiel mit den höchsten Gefahren vertraut geworden. — In Republiken ist auch im Bürgerleben der Zweikampf häufiger, als in Monarchien; der Republikaner sieht die feinen Ehrenrechte ihm näher gerückt; in Monarchien wollen nur Adel und Soldat die nächsten am Thron sein.

Heftigkeit, Aufbrausen, Zorn und die herrliche Mäßigung können wir füglich unter eine Kathegorie stellen.

Heftigkeit mag allerdings die Eigenthümlichkeit eines lebhaften Temperaments sein, und man kann sie sich nicht geben, wenn man sie nicht ursprünglich hatte, wohl aber kann man sie sich nehmen, wenn sie unser ursprüngliches Erbtheil war, und es scheint hier an dem Nehmen mehr gelegen zu sein, als an dem Geben. Jene nicht characteristische, dem Gemüth eigenthümlich nicht gewesene Heftigkeit, welche aus temporärem Krankheitszustande des Körpers, oder aus starken Eindrücken, mit welchen das Gemüth beladen ist,

entsteht, ist zu schonen, und mit dem Zustande, aus welchem sie entstehn mußte, zu entschuldigen; aber sie kann auch uns selbst und andern sehr unerträglich werden. — Als ungewohnte Erscheinung wissen wir theils selbst nicht, was wir damit anfangen sollen, und sie wird ausschweifender, unmännlicher, da wir die Uebungen, welche natürlicher Heftigkeit entgegen gestellt werden, noch nicht kennen, theils zeigt sie andern den großen Widerspruch, in den wir mit uns selbst gerathen sind, und beurkundet unsern Mangel an Selbstbeherrschung. Fühlen wir in den Zwischenräumen der Ruhe diese unwillkührliche, uns nicht eigenthümliche Heftigkeit, oder machen andere sie uns bemerkbar, so ist es am besten, sich der Gesellschaft so lange zu entziehen, bis man sich wieder gesammelt, und auch diese Ungebührlichkeit in ihrem Urquell aufgefunden und sich ihrer bemeistert hat.

Ganz ohne Heftigkeit sein, heißt eben so viel, als ein vegetirendes Phlegma sein, oder die Herrschaft der Vernunft so weit gebracht zu haben, daß sie über nichts mehr zu herrschen hat, und das kann ihr auch nicht angenehm sein. Der bloße Vernunftmensch ist ein Kunstproduct, welches wohl Bewunderung erregt, aber nicht gefällt, denn eine Ruhe selbst ohne Wechsel ist langweilig. Die Ehefrau hat daher recht, wenn sie sagt: mag auch mein Mann zuweilen heftig sein, es ist doch besser, als wenn er eine Schlafmütze wäre!

Wer Heftigkeit nie hatte, oder ganz zu unterdrücken vermogte, den wird kein großer Gedanke ergreifen, er wird nichts Großes beginnen, weil er sich für nichts Großes enthusiasmiren kann; sie ist eine Art Lebenserschütterung zu neuem Lebensreitz, und mag sie denn also immerhin als ein verkrüppeltes Kind der menschlichen Natur, ein Schooßkind sein. Verzogne Kinder schlagen aber oft ihre eignen Aeltern; die Autorität muß man daher immer behalten, man muß sich das Kind nicht über den Kopf wachsen lassen. Dies geht nun wieder nicht anders, als durch strenge Aufmerksamkeit auf sich selbst, wozu der heftige Mensch doppelte Verpflichtung hat, und durch Gewöhnung. Diese Gewöhnung der Heftigkeit, daß man ihr zurufen kann: bis hieher und nicht weiter! wollen manche für unmöglich finden, indem sie sagen: die Heftigkeit überrascht mich. Allein bei dem Aufmerksamen findet diese Ueberraschung nicht statt. Er bemerkt das erste Andringen sehr gut, und dann kann er das unschickliche Ausbrechen der Heftigkeit durch schnelles Abwenden von dem Gegenstande, der sie erregte, abhalten; wenige Augenblicke des Zögerns, und die kurze Wollust des Genusses der Heftigkeit wird damit gestraft, daß sie mit der Vernunft davon läuft. In dem Augenblick, wo das Blut zu sieden anfängt, mit Demonstrationen des Verstandes kommen zu wollen, wäre thorhaft; nur das schnelle Abwenden, das Unterbrechen kann helfen, ohngefähr so, wie das sogenannte Schrecken der sieden-

den Masse durch einen Niederschlag geschieht. Auch ist es bewährt, schnell etwas Erheiterndes, etwas Lächerliches, und sollte dies auch für den Augenblick unpassend, oder absurd sein, herbeizuziehn. Hat man nur einigemale diese Versuche, die Heftigkeit in ihrem Ausbruch anzuhalten, mit Erfolg gemacht, so lerne man ihre Bewegung, ihre Grade kennen, und wird man Herr derselben, ohne sie ganz zu unterdrücken; eine gemäßigte Herrschaft, welche andern imponirt, und uns nicht schläfrig, nicht eintönig macht, ohne die gute Grundlage der Heftigkeit zu zerstören.

Daß dies an sich möglich sei, beweiset schon eine, zwar sehr üble Erfahrung, nämlich die, daß viele Menschen heftig und auch nicht heftig sind. In dem Weltverhältniß sind sie subaltern, und bei einer starken Anlage zur Heftigkeit doch ruhig und gemäßigt; sie kennen ihre Pflichten gegen die Vorgesetzten, und man nimmt keine Aufwallung bei ihnen wahr, selbst wenn die Veranlassung dazu wohl dringend ist; daheim aber, wo kein Widerstand ihnen entgegengesetzt werden darf, sind sie dagegen oft um so heftiger, gleichsam als ob sie das verwöhnte Kind für den Zwang, welchen sie ihm draußen anthun mußten, um so reichlicher entschädigen wollten. Das ist aber schändlich, drückt den Hausstand und macht verächtlich, gefürchtet, da, wo man sich geachtet, beliebt machen sollte. — Die Heftigkeit werde nur so weit genährt, daß sie ihre Gewalt

zeige, ohne sie zu üben, (denn ein etwas heftiger Mensch wird nicht so leicht ein Spiel der Willkühr anderer) daß sie den Dingen umher den Reitz gebe, welchen kalte Ruhe darin nicht finden würde, und daß sie Lust zum Werke verleihe. Diese gemäßigte Lust giebt auch mehr Ausdauer, wogegen ungemäßigte Heftigkeit einen übertriebenen Kraftaufwand zwar verleiht, aber mit der Uebertreibung wird auch zugleich die Ausdauer erdrückt.

Heftige Menschen sind gewöhnlich keine böse Menschen; ihr sanguinisch-kolerisches Temperament reißt sie hin; nur der geübte Bösewicht weiß sein Aufwallen bis zu schicklicher Zeit einzuhüllen. Dennoch aber ist es nicht immer gutes Umgehn mit heftigen Menschen. Wenn sie auch nachher ihre Uebereilung einsehn, so können sie doch oft den dadurch angerichteten Schaden oder verursachte Kränkung nicht wieder gut machen, und stehn sie gegen uns in höherm Verhältniß, so müssen sie sogar oft thun, als wenn sie nicht heftig gewesen wären; das Dienstverhältniß will es so haben. Dadurch entsteht denn oft große Störung, weil sie dem in der Heftigkeit Gesagten oder Befohlenen konsequent bleiben müssen. — Der Heftigkeit den Zügel schießen lassen, ist ein kurzer Genuß, und in jedem Genuß liegt der Reitz zu Wiederholung des Genusses. —

Finde dich durch das, was jemand in der Heftigkeit sagte oder that, nicht übertrieben beleidigt, so weit deine wahre Ehre, oder der äußere Anstand deiner Verhältnisse gegen die Menschen nicht darunter leiden, denn er war nicht er selbst, als er das sprach oder that; strafe ihn nur durch sanften Vorwurf in Zeiten der Ruhe. Man muß die Stacheln, welche ein in der Heftigkeit ausgestoßenes Wort zurückläßt, ausreißen können, ob es freilich oft sehr schwer hält, sich glauben zu machen, daß dieses Wort nicht mit innerer Wahrheit ausgestoßen sei; willst du aber zu sehr dieser Wahrheit nachhängen, und das Wort nicht vergessen, so zerreißest du dir nach und nach auch die besten Verbindungen, denn auch der herzlichste Mensch, der dir so sehr wohl will, ist ja wohl einmal nicht er selbst! Bist du in der Lage, daß du befürchten mußt, öfter von der Heftigkeit deines Nachbars angegriffen zu werden, so thust du nicht übel, wenn du selbst eine Heftigkeit, welche die seinige überwiegt, ihm zeigst, wenn du dich ihm furchtbar machst. Das giebt denn freilich wohl das erstemal einen großen Lärm, indeß, späterhin weiß der Heftige, was er von dir zu erwarten hat, und nimmt sich in Acht. Gegen Vorgesetzte ist dieses Mittel nur dann gut angewandt, wenn sie durch den Widerstand, den du ihnen entgegen setzest, nicht in Gegenwart anderer compromittirt werden, und dann wissen sie dir deinen Widerstand sogar wohl Dank; noch besser ist es, wenn du in diesen Widerstand etwas

Komisches legst, — und das ist bei dem Abstand zwischen Vorgesetzten und Untergebnen leicht thunlich; — denn dann entschuldigt der komische Widerstand das Nachgeben als Fortsetzung des Scherzes.

Das Aufbrausen ist schon ein stärkerer Grad von Heftigkeit; die Leidenschaftlichkeit greift schon um sich, wird zerstörend in der Art; die Dauer ist kurz. Dieses aufbrausende Wesen findet man bei stolzen Hitzköpfen, die einen Widerstand zu dulden, sich nicht gewöhnt haben, und es ist schon gefährlicher ihnen Widerstand entgegen zu setzen, da der Stolz nicht so leicht zum Schweigen gebracht wird, und die Reibung dauernder, gefährlicher macht.

Der zornmüthige Mensch ist mehr als gefährlich, er ist verachtungswerth. Wir reden hier nämlich von dem galligen Character, der oft auch Haß genannt wird. Ein solcher Mensch will oft der Leidenschaft keine Fessel anlegen, denn ihr Toben ist sein Zweck, sein Genuß, und sie entsteht aus den gemeinsten, niedrigsten Stoffen, der Bosheit, der Rachsucht, der Grausamkeit, und sie wird dadurch zerstörender, permanenter. Wenn den Heftigen die Ruhe, die man ihm entgegen setzt, verdrießt, da er dadurch wahrnimmt, daß er selbst in einem Zustande ist, in dem er nicht sein sollte, und der Contrast zwischen ihm und der ruhigen Vernunft ihn beschämt; so wird der Zor-

nige dadurch weder beschämt noch kaum durch den gefundenen Widerstand mehr irritirt; er will wüthen, er muß vernichten. Der Zornige hat mehr Bewußtsein im Zorn, als der Heftige, der Aufbrausende, und das ist es, was ihn so verworfen macht. Er wird auch nie über das, was er im Zorn that, dich um Verzeihung bitten; der Zorn ist ihm eine Leidenschaft, die, während sie wüthet, ihren Genuß haben will, und hat sie ausgetobt, so läßt sie immer noch den feindlichen Groll zurück, der auch ihr Vorläufer war. Der zum Zorn geneigte Mensch ist jedesmal ein unmoralischer Mensch; sein Zorn ist nicht die unmittelbare, nothwendige Folge des Temperaments, sondern des Gewühls schwarzer Leidenschaften und Gelüste, der Grausamkeit, des Stolzes, der Rachlust, und ganz besonders der Herrschsucht, die kein edles Ziel fand, oder, durch Gemeinheit motivirt, kein solches aufsuchen wollte. Den Zornmüthigen kann man bald auffinden, und also auch ihm aus dem Wege gehn, denn das Gehässige, was in ihm gährt und siedet, drückt sich characteristisch auf dem Gesicht aus und läßt eine bleibende Spur zurück, so zerstörend ist diese Leidenschaft; sein Lächeln ist Verzerrung, die Beleuchtung des Blitzes in einer dunklen Nacht.

Phlegmatische Menschen, wenn sie einmal aufgereizt sind, werden gefährlich; es kam ihnen der Fall nicht oft vor, eine angeborne Heftigkeit unter-

drücken zu müssen, und bricht daher eine Heftigkeit aus, so hat die Vernunft mehr Mühe, an ein ihr ungewohntes Werk zu gehen; je schwerer das ganze innere Getriebe in Bewegung zu setzen war, desto kraftvoller, und besonders desto dauernder ist diese Bewegung.

Heftigkeit und aufbrausende Hitze taugt in keinem Geschäftsverhältniß, da hier die Würde den Geschäftsmann über den gewöhnlichen Menschen erheben soll, und man doch nur den nackten, von Leidenschaftlichkeit herabgezogenen Menschen in ihm erblickt, und ihn sich gleich stellt; aus dieser Hinsicht muß sie besonders von allen dem entfernt werden, was Strafrecht, Strafgewalt heißt, denn blickt da Heftigkeit, Aufbrausen durch, so wird die Strafe eine Beleidigung, und nicht die hohe, Ehrfurcht gebietende Nothwendigkeit; daher hat der Vater, der Lehrer, der nur gelinde, aber mit Kälte straft, der Richter, der nur sagt, ich bin der Vollstrecker des Gesetzes, und du bist dem Gesetz verfallen, mehr aus der Furcht hervordringende Achtung, als der Vater und Lehrer, der lärmend als ein Beleidigter gegen den Beleidiger wüthet, oder der Richter, der mit tobenden Worten eine harte Strafe vollstrecken läßt, oder der, um hier einen andern, häufigen Fehler anzuführen, den Sittenprediger mit in das Gerichtszimmer bringt; er sei nur das Organ des Gesetzes, weiter nichts! — Noch übler steht

Heftigkeit und Aufbrausen dem an, der in dem politischen Leben einige Wirksamkeit hat; er muß beständig auf seiner Hut sein, da er überall Auflaurer hat, deren ruhige Ueberlegung und Berechnung jenes Feuer wohl absichtlich in ihm entzündet, um den wahren Menschen in dem Politiker zu sehn. Am wenigsten schmückt sie den Krieger von Rang, dessen schnelles Wort straft, hinter dessen Befehl schnell die Vollstreckung, die nicht wieder zurückgenommen werden kann, gewöhnlich erfolgen muß, und was auf seiner Seite Fehler ist, wird für den Feind oft großer Vortheil. Doch aber finden wir dieses auflodernde Feuer so häufig bei dem Krieger als Krieger, der dagegen im Bürgerleben ruhig und gelassen ist. Der Grund liegt vielleicht darin, daß der ganze Kriegszustand ein exaltirter Zustand ist, der, wie jeder solcher Zustand, eine schnellere Irritabilität giebt.

Die Mäßigung ist eine Errungenschaft, keine Naturgabe. Der gemäßigte Mann hat Leidenschaftlichkeit, oder sucht sie sogar auf, da die Existenz der Erregbarkeit das Salz ist, welches vor der Fäulniß des Lebensbetriebes schützt, aber diese Erregbarkeit läßt er nur so weit gedeihen, daß sie ein, das Leben erwärmendes Kohlenfeuer, keine verzehrende Flamme wird, und sie läßt sich mehr nur durch Uebung gewinnen, als demonstriren. Sie ist ohngefähr das, was der Begriff von Kraft ist: eine existirende Größe, die wir

in uns fühlen, die wir aus ihrer Wirkung erkennen, und die wir hervorrufen können, von der wir aber nicht sogleich zu sagen vermögen, was sie sei, und wovon wir unmittelbar sie uns eigen gemacht haben. — Nur durch ein genaues Einverständniß mit uns selbst, durch eine, uns selbst bewußte Klarheit unsers innern Wirkens, durch eine Allgemeinheit unserer Handlungsweise zu einem bestimmten Zweck, wird sie errungen und characteristisch.

Durch eine sehr natürliche Ideenverbindung führt uns das Gesagte auf die Sanftmuth, Geduld, Duldung, das Duldende, und auf das Phlegma selbst.

Die Sanftmuth ist der Ausdruck des innern Seelenfriedens, der Harmonie mit sich selbst, des Wohlwollens für die Menschen, des frommen Vertrauens auf ein waltendes Wesen und der Ergebung in seinen Willen, des zarten Sinnes für das Schöne und Gute, und des weichen Gefühls der allgemeinen Liebe. Diese Frieden habende, Frieden begehrende Ruhe drückt sich auf dem Gesicht aus, es erscheint wie der klare Spiegel eines reinen Bornes. Das Gesicht der Sanftmuth ist der unbedingteste Empfehlungsbrief des Menschen; es spricht an, es dringt in der Menschen Herzen ein, und es enthält die bescheidne Bitte, diesen innern Frieden nicht zu stören, die man gern gewährt,

da es der sprechendste Beweis ist, daß keine gehässige Leidenschaft von ihm zu befürchten ist, denn Leidenschaft prägt sich wider unsern Willen auf dem Gesicht ein; daher ist affectirte Sanftmuth eine Verzerrung, die sich bald widerlich verräth. — Die Uranlage zur Sanftmuth mag man wohl mehr oder weniger mit auf die Welt bringen, doch edler, schöner, reiner, weniger schwach und mehr von Werth erscheint sie, wenn sie das Resultat des guten Bewußtseins, des reinen Lebenswandels, der rein erhaltenen Sitten und Gefühle, der festgegründeten Menschenfreundlichkeit ist. — Der erste Schmuck des Weibes ist diese Sanftmuth, denn dessen hoher Beruf ist, dadurch das Rauhe, was an dem Manne klebt und kleben muß, zum Ebenmaaß auszugleichen. Daher kann Sanftmuth bei der Frau nicht leicht, eher aber bei dem Mann eine unrühmliche Schwäche werden, denn diese Tugend begehrt Frieden, und opfert gern das Beste, um dieses Friedens willen; doch des Mannes Bahn ist nun einmal ein steter Kampf gegen andere, und da wird Sanftmuth häufig seine Pein, oder von andern gemißbraucht. Es kommen der Fälle zu viele, wo sie mit dem wahren Leben, aus dem man nun einmal die Zerstörung nicht ausstreichen kann, nicht in richtigem Verhältniß steht, und zerstört nicht die Natur selbst in allen ihren Pulsen unaufhörlich, um wieder aufzubauen, reibt sich nicht überall Kraft an Kraft? Man braucht deshalb nicht hart zu sein, aber wenn Sanftmuth in Weichlichkeit

ausartet, daß man keinen Schmerz mit ansehn kann, daß man es unbegreiflich findet, wie der Wundarzt ein Bein abnehmen kann, daß man den Richter für einen Barbaren hält, der ein Urtheil vollstrecken läßt, daß man fortlaufen muß, wenn ein Schwein abgeschlachtet wird u. dergl., so kommt man oft in die peinlichsten Verlegenheiten, wo der Beruf mit diesem zu weichen Gefühl in einem unangenehmen Kampf liegt. — Sanftmuth sei dir der erste Schmuck des Hauses, in dem Weltgeräusch sei sie dein dich still begleitender Freund, dessen Stimme allein um dich her den Anstrich des Schönen und Guten zu geben weiß, der aber schweigt, wenn du das nothwendig Schwere ergreifen mußt.

Man bemerkt, daß sanftmüthige Menschen zu Zeiten sehr hart sein können; diese Härte ist ihnen ein Genuß der Erbitterung darüber, daß ihre Sanftmuth gestört, verkannt wurde, — aber sie ist nicht dauernd. — Weiche Gefühle können durch Uebung des Gegentheils oft ganz fremd werden; die grausamsten Mörder waren sehr häufig Fleischerknechte, und unter dem weiblichen Geschlecht Köchinnen, die fast täglich mit Blutvergießen umgingen. — Wer seine Sanftmuth rühmt, ist es selten so ganz; sie ist mehr ein Genuß für andere, und den Besitzer tadelt seine Vernunft oft sehr darüber, und nennt es Schwäche, daher sein im voraus bittendes Gesicht. —

Ganz etwas anderes ist es mit der Geduld. Außerdem, daß sie sehr für das Haus, in allen unsern Verhältnissen zu demselben gehört, so ist ihre Uebung auch so recht eigentlich unserm Weltleben nützlich, und gebietet zuletzt, ohne daß sie vorher, während sie geübt wurde, den Anschein hatte, als wenn sie gebieten wolle. Denn ist wohl das ganze Leben des vernünftigen Mannes etwas anders, als eine stete Uebung der Geduld? In alle Vollendung jeder Art, welche wir uns aneignen wollen, mischt sich die Geduld ein, und hat ein Wort mitzureden; ohne sie erringen wir keine Vollendung, können nichts als unser eignes Werk ansehn; alles, was wir ohne sie haben, wurde uns durch das zufällige Zusammentreffen günstiger Umstände zugeworfen, und doch kann nur die eigne Errungenschaft für uns vorzüglichern Werth haben. — Geduld und Ausdauer könnte man dadurch unterscheiden wollen, daß erstere ein passiver, letztere ein activer Zustand ist, doch was thut der Name? Beide sind eng verbunden, und die Geduld ist eben so gut ein activer Zustand, denn sie hat einer großen, innern, aus uns selbst entwickelten, immer durch uns selbst angefrischten, ermunternden Anstrengung nöthig. Sie läßt Schwierigkeiten überstehen, die überall den Willen hemmen, weil er ohne Schwierigkeiten fessellos rasen, zerstören würde: viele schöne Werke wurden angefangen, denn der Mensch will das Schöne, aber die Geduld fehlte, und sie blieben liegen. — Sie ist deshalb so schwer, weil

der Wille des Menschen immer fort, nur immer weiter strebt, weil er im Gebiet der Ideenwelt ein unermeßliches Feld hat, und die Beengung der Wirklichkeit, die schwere Langsamkeit der Zeit ihm unerträgliche Fesseln anlegt, wozu denn wohl oft, uns unbemerkt, die Erwägung dieser Zeithindernisse gegen die kurze Zeitfrist, welche überhaupt unserm Wallen auf Erden zugemessen ist, kommen mag. — So im Großen, so im Kleinen! Es ist nichts unerträglicher, als einen ungeduldigen Menschen zu sehn; seine Aeußerungen, sein Betragen ist kindisch, zumal er gerade dadurch nicht nur nichts ändert, sondern außerdem, daß er andern peinigend ist, — die Mühe des Ausharrens sich nur noch schwerer macht, indem er sie sich noch deutlicher vergegenwärtigt. — Gehe also davon aus, daß zu allem, was du beginnst, Geduld gehört, mahle dir das Ziel, wenn die Ungeduld heranschleicht, so schön, als du kannst, das belebt deine Phantasie und feuert dich an; suche einen Genuß darin, die Ungeduld zu überwinden, und bald wird dies auch ein wahrer Genuß, ein beständiger Wechsel vom Kampf zu erfreuendem Siege, und in diesem Wechsel muß die Ungeduld erliegen, da sie nur von Eintönigkeit erzeugt wird.

Lebhafte Gemüthsarten werden leichter ungeduldig, da sie mit einem Feuer den Gegenstand ergreifen, das für die Dauer der Zeit nicht ausreicht. Da nun

der Deutsche überhaupt weniger lebhaft ist, als andere europäische Völker, mit denen er auf gleichem Grade der Cultur steht, woran die Staatsverfassung Deutschlands, welche große Umwälzungen, die immer National-Enthusiasm erzeugen, — unmöglich machte, und sein Verhältniß zum Auslande wohl mehr schuld ist, als das Klima, so hat er auch in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst die größten Werke der Vollendung geliefert, so sind seine Armeen, wenn sie die ersten Schlachten überstanden haben, auch die furchtbarsten. — Völker, die noch auf einer niedrigern Stufe der Cultur stehn, haben mehr Geduld, als Verfeinerte, weil der Wille noch nicht so vieles kennt, das er wohl ergreifen mögte; daher führen Völker nur in ihrem Mittelalter die ungeheuren Gebäude auf, die dem ungeduldigern Enkel als Riesenarbeiten erscheinen. — Das weibliche Geschlecht hat mehr Geduld, als das männliche, weil das letztere einen stärkern Willen hat, der oft mit der Geduld in Widerspruch steht. — Dem Ungeduldigen in diesem Zustande vorpredigen, daß er doch geduldig sein solle, heißt, einem Fieberkranken beweisen, daß er kein Fieber hat.

Phlegma, aus der Naturanlage des Kaltblütigen entstehend, ist der dauernde Zustand der Affectlosigkeit, und wird also leicht ein Hang zur Unthätigkeit, die nur zwei Wünsche kennt und zu befriedigen strebt, das ist Sättigung und Schlaf. Wer aber

jene Naturanlage, die eigentlich eine Nicht-Anlage ist, dazu benutzt, in allem mit weniger Mühe als der Leidenschaftliche die glückliche Mittelmäßigkeit zu finden, zu welcher die Affectlosigkeit bei der klaren Anschauung, die sie gewährt, ihn leichter hinführt, der ist in der That bei einem ganz gewöhnlichen Hausverstande der beste und brauchbarste Weltmensch; das Temperament vertritt die Stelle der Weisheit, er übt die wahre Lebensweisheit aus, ohne sie so eigentlich zu kennen; in ihm greift die Natur unmittelbar dem mühsamen Menschenstudium vor. Und solche Günstlinge der Natur finden wir viele; wir beneiden sie, wir nennen es ein unverdientes Glück, daß ihnen Wohlbehaglichkeit, Lebensgenuß, ungestörte Ruhe nur so zufällt; wenn wir es aber näher beschaun, waren sie selbst die Stifter ihres Zustandes, in welchem wir sie sehen, indem die Affectlosigkeit sie zu keinen großen Wünschen, welche jedesmal große Opfer verlangen, hinriß, und daß sie bei der ihnen eigenthümlichen Mäßigung die bequeme, sichere Mittelstraße festhielten, ohne daß sie durch Leidenschaften davon abgeleitet werden konnten, da die klare Ansicht, welche die Gemüthsruhe giebt, die Gehaltlosigkeit der Scheingüter, welche der Leidenschaftliche verfolgt, leicht erkennen lehrt. Solche Art Menschen sind aus Naturanlage verträglich, man gesellt sich daher gern zu ihnen, sie sind genau, nie verschwenderisch, sie haben einige Ungefälligkeit und Grobheit, welche durch die Ausdauer, die aus dem Phlegma ent-

springt, privilegirt geworden ist, sie äußern sich kurz und derb, ohne dabei hämisch zu sein, und imponiren dadurch, sie werden durch ihre Consequenz andern überlegen, sie lassen den Thoren ringen und streben, und genießen unterdeß, und während sie durch das alles jedem zu Willen zu sein scheinen, eignen sie durch ihre unerschütterliche Beharrlichkeit sich den Willen anderer an. Doch, diese Aneignung wird andern nicht störend, denn es soll kein Mißbrauch davon gemacht werden, und wer das Phlegma so zur Stärke erhoben hat, kann zuletzt mit voller Ueberzeugung sagen: ich habe recht gut gelebt, und das Leben hat mir gefallen. — An einem solchen Menschen schließe dich, wenn du über etwas, so das wahre Leben betrifft, ein richtiges Urtheil hören willst, oder wenn du einen gewöhnlichen, sichern Gesellschafter, dessen Haus dir immer ohne Umschweife gern offen steht, suchst; willst du aber einen theilnehmenden Freund, könnte sogar dabei wohl von Aufopferungen die Rede sein sollen, willst du ein Geschöpf finden, das mit dir empfindet, schwärmt, das Schöne und Erhabene in Natur, Kunst und Wissenschaft mit dir fühlen soll, einen Theilnehmer bei Gefahren, durch die du zum Tempel des Ruhmes klimmen willst, einen Patrioten, der den Heerd verläßt, wenn das Vaterland ruft, einen thätigen Vertheidiger des Glaubens — so geh an diesem vorüber!

Empfindlichkeit ist ein arger Gesellschafts-

fehler; eben so störend für uns selbst, als für andere. Sie ist ein Kind des Stolzes, der Eitelkeit des Argwohns, des Neides, und aus diesem Ursprung erzeugt sich denn auch kleine Bosheit und kleine Rache, das schadenfrohe Wesen und die Lästerung. Der Empfindliche genießt fast keine Gesellschaftsfreude ganz; der kleinste Umstand reitzt diese immer auflauernde Horcherin, er findet sich beleidigt und nimmt ein anderes Wesen an, das er nicht zu bergen vermag. Dieses Wesen stört, und nun frage ihn jemand, was ihm fehle? Er wird nie die Wahrheit sagen, denn die zum Grunde liegende Wahrheit würde ein Bekenntniß der Schwäche enthalten, und oft ist auch diese Ursach so verworren und undeutlich, so tief liegend, so unbedeutend, daß man sie, um sich nicht vor sich selbst zu schämen, nicht näher an das Licht ziehen mag, und blos bei der Empfindlichkeit als Erscheinung stehen bleibt. — Das muß aber durchaus nicht sein; man gehe ihr auf den wahren Grund nach, und fast jedesmal wird man dann mit sich selbst unzufrieden werden, aber diese Unzufriedenheit warnt für die Zukunft, denn der Reitz zur Empfindlichkeit nimmt immer zu, wenn man ihm nicht Dämme entgegen setzt. Findet man solche empfindliche Menschen, und deren giebt es viele, so thut man am besten, und straft sie am besten, wenn man darauf gar nicht achtet; Aufmerksamkeit darauf scheint erst ihrer Sache wirklichen Werth zu geben.

Mehr die Verwandschaft des Wortes als der Idee leitet hiervon auf die Empfindsamkeit. Sie äußert sich in einer süßlichen Affectation zarter Gefühle, in der Vermengung des wirklichen Lebens mit den Traumgebilden einer aufgeregten, irre umherschweifenden Phantasie, und mit schön klingenden Worten wird die einfache, schlichte Prosa des wirklichen Lebens in einen abgeschmackten Contrast gestellt. Legst du deine Bücher, voll von poetischem Sinn, bei Seite, hast du in einer Mondscheinnacht die hohe Zaubersprache mit der Natur geredet, so greife in die Wahrheit des Lebens auch wieder ein. Es zur Poesie machen zu wollen, es als solche andern aufdringen zu wollen, ist eine Schwärmerei, wo sie nicht hingehört, nie hingehören kann. Daher ist das empfindsame Wesen in der gewöhnlichen Gesellschaft, deren Zweck Genuß der Wahrheit ist, anstößig, in der Conversationssprache lächerlich, und im Geschäftsstyl, worin es manche junge Zöglinge neuerer Schulen bringen, auch nicht einmal lächerlich. — Weil alles Empfindsame nichts klares ist, sein ganzes Wesen mystisch einhüllt, so ist es auch Schwachköpfen beliebt und eigen.

Eigenliebe muß ein jeder Mensch haben. Er muß etwas auf sich halten, sich etwas werth sein, und er muß mit Grund verlangen können, daß auch andere seine Eigenliebe anerkennen und zu schätzen wissen. Ohne Eigenliebe ist er kein würdevoller Mensch, und

entweder ein Sclav, eine Maschiene anderer, oder er sinkt zu der übrigen Thierwelt herab; das Unterscheidungszeichen, die Anerkennung seines Werthes fehlt ihm, und er ist nur zu dem zu gebrauchen, wozu Instinct führt. — Die Uebertreibungen der Eigenliebe, Eigendünkel und Eigensinn entstehn daraus, wenn man die Eigenliebe, das mit uns selbst aufgewachsene, von uns stets mit dem Besten gefutterte Kind zu sehr verwöhnten, zu vielen Werth darauf legen, dabei den Werth anderer nicht als einen solchen gelten lassen wollen, der dem unsrigen, welcher denn absichtlich hervorgezogen wird, nur das Wasser reichte, und zuletzt, wenn wir mit kindischer Grundlosigkeit auf dem bestehn, was wir wollen, blos um deswillen, weil wir es wollten. Das Ungeziemende, das Schädliche von dieser Uebertreibung und Verwöhnung ist schon früherhin berührt, und wird in dem besondern Theil bei den einzelnen Verhältnissen der Menschen gegen einander noch oft bemerkt werden.

Feigheit ist der allgemeine Abscheu vor Gefahren, eine Flucht vor jeder Gefahr. Sie ist ein Gefühl der Schwäche, ein Mißtraun in die Kräfte, und wächst mit dem Menschen immer mehr heran, wird immer mehr habituell, je mehr die Kenntniß der Gefahren zunimmt, je weniger sie überwunden wird. Da diese Uebertwindung nun, je weniger sie geübt wird, einen desto größern Kampf kostet, so beredet sich der

Feigherzige denn auch, um mit seinem Selbstgefühl nicht in Widerspruch zu kommen, da eine größere Gefahr auffinden zu wollen, wo es wirklich der Fall nicht ist, und seine ganze Unkunde der Gefahr, sein überwiegender Hang zur Gemächlichkeit hat einen sehr üblen Eindruck auf seinen ganzen Character. Da nämlich der feige Mensch der Gefahr nicht in das Auge zu sehen wagt, so arbeitet er sich auf Schleifwegen zu seinen Zwecken hin, liebt das Dunkel seiner Handlungsweise, und da nun diese Feigheit mit den ihn beherrschenden Leidenschaften des Stolzes, der Ehrsucht u. s. w. oft in Widerspruch geräth, und jenen doch fröhnen muß, so schützt sie sich bald durch ein Panzerwerk unedler Mittel, daher Betrug, Hinterlist, Faschheit, Verrath, Untreue, Gleißnerei, Verstellung aller Art, Mittel, welche der nicht feige Mensch nicht einmal Gelegenheit hat, kennen zu lernen, indem auf dem offnen Wege, den er geht, er ihre Wirksamkeit gar nicht beachtet. Wir können geradezu behaupten, daß Feigheit meist der Urquell alles Schlechten ist, was wir an dem handelnden Menschen sehn. Er will erringen und erstreben, und doch mit keiner Gefahr zu thun haben, seine werthe Person soll dabei immer sicher gestellt sein. Aus der Feigheit folgt auch das Widersprechende, so wir bei vielen Menschen finden, denn sie sind nie einig mit sich selbst, nie fest, nie selbstständig, die geringste bedrohende Gefahr leitet den offnen Willen auf jene Hinterhalte, in welchen die Per-

sönlichkeit geschützt ist. Man kann zu dem Feigen nie Vertraun fassen, nie Opfer von ihm erwarten wollen, denn er sieht überall Gespenster, ist immer nur für sich besorgt, und hängt sich an jeden an, um jeden wieder zu verlassen, wenn es gilt, zu handeln. — Wenn du einen Menschen siehst, bei welchem Feigheit über sein ganzes Wesen sich verbreitet, so kannst du sicher darauf rechnen, daß es mit seiner Moralität schlecht steht; denn ein gutes Selbstbewußtsein muß als solches Ruhe, Kraft, Vertrauen, Furchtlosigkeit geben; nur das Gefühl des Unwerthes, oder der unlautern Absicht, kann Furcht erwecken. Daher ist Feigheit oft die Ursach der Immoralität, oft die Folge derselben, und späterhin im Wechselgewirr des Lebens der Character der Person. — Der Feigheit zu entfliehen, das kann man in die wenigen Worte fassen: handle wahr und suche die Wahrheit zu enthüllen! Durch jenes wirst du von den angeführten Schleifwegen zurückgehalten, zu welchen Feigheit führt, und durch dieses lernst du die Gefahr deutlicher entwickeln, näher kennen, und vor dem Licht der Wahrheit verschwindet fast jede Gefahr. Das führt dich zu dem Muth, der Fassung des Gemüths, die Gefahr mit Ueberlegung zu übernehmen, und diese Fassung macht dich selbstständig, diese Ueberlegung macht dich besonnen, sicher, giebt deinem Willen die beste Kraft; diese Kraft giebt dir wieder Ausdauer in der Gefahr, und dann bist du tapfer; vertraust du aber dieser Kraft zu sehr, so daß sie sichtbar

mit dem Zweck nicht in Verhältniß steht, dann bist du tollkühn, und vor der Tollkühnheit kannst du dich nur einmal warnen, denn gewöhnlich verschlingt sie ihr erzeugtes Kind, und that sie zufällig das nicht, so gehst du, wenn du ihr einmal in das Auge sahest, künftig schaudernd an ihr vorüber, eben so, wie der gerettete Selbstmörder nicht wieder nach dem Pistol greift. Also, Muth ist die Basis, und wenn dir auch die Unerschrockenheit, die Stärke des innern Sinnes, nicht leicht durch etwas außer Fassung oder in Furcht gesetzt zu werden, ursprünglich mangelt, so kannst du doch durch stete Aufmerksamkeit auf dich selbst, durch Besonnenheit, durch Ueberlegung die Fassung bald wieder gewinnen, welche den Muth beseelt, und durch ihn das ganze Leben beseelt, es erst zum wahren Leben, in welchem du dich selbst, deine Unabhängigkeit von dem Schicksal, von den Launen der Menschen fühlst, umgestaltet.

Mit dem Namen, Poltron, belegt man häufig jeden feigen Menschen, aber nur der ist Poltron, der so lange die Gefahr fern ist, sich mit Muth und Tapferkeit brüstet, der alles niederzuwerfen droht, und wie ein Haase davon läuft, wenn urplötzlich ein Rebhuhn auffliegt. Dergleichen Worthelden giebt es freilich viele, und überhaupt wirst du bemerken, daß der, welcher von seinem Muth, von seiner Tapferkeit spricht, damit nur einen Schein gewinnen will, daß man die

Feigheit, welche ihn drückt, ja nicht bemerken solle, und daß er bei gegebener Gelegenheit, sich zu zeigen, alle Mittel hervorsucht, um auszuweichen. Der wahre Muth, die wahre Tapferkeit macht von sich selbst kein großes Rühmen, weil sie den Muth nicht sowohl als ein großes Gut, sondern als ein nothwendiges Uebel (denn ein Uebel ist immer jeder Kampf mit der Gefahr und die Anstrengung) betrachtet, und darum sucht sie auch die Gefahr nicht auf. — Menschen, die eine gute Mischung von Phlegma haben, sind daher muthig und tapfer, der Hitzkopf kann wohl die Feigheit überwinden und Muth bewähren, aber selten Tapferkeit. Den wahren Kriegshelden erzeugt nicht eine Schlacht, sondern eine Reihe von Feldzügen, und die Geschichte giebt in ältern und neuern Zeiten der Beispiele viele, daß der zu früh gereichte Lorbeerkranz verwelkte, wenn der sieggewohnte junge Held Niederlagen erlitt; diese zu überstehen, dazu gehört Ausdauer, und Ausdauer ist das wahre Wesen der Tapferkeit. So waren Hannibal, Sertorius, Schwedens Carl XII. keine wahren Helden, denn sie scheiterten an dem Probierstein der Ausdauer, und nahmen zu verwegnen Wagestücken ihre Zuflucht; Aristides, Marcell, Türenne, Friedrich der Zweite sind dagegen im vollsten Sinne des Wortes Helden, klug, muthig, ausdauernd, ohne Ruhmsucht, und wenn man die blinde Verachtung der Gefahr des gemeinen Mannes auch von dem Helden verlangt, so darf man nur hören, was jener atheni-

ensische Feldherr Chares darüber sagt: „Athenienser,“ spricht er, „Timotheus zeigt Euch seinen Schild, der in der Schlacht, worin er Euch angeführt, ganz durchschossen worden: sehet hier den meinigen! Er ist noch so, wie er aus der Hand des Künstlers kam, und ich würde erröthen, wenn ein einziger feindlicher Pfeil oder Wurfspieß ihn getroffen hätte!“

Hypochondrie wollen wir nennen eine oft wiederkehrende, oder mehr dauernde üble Laune, welche das ganze Gemüth angreift. Viele Menschen sind mit der Hypochondrie geplagt, sie sehen die Erscheinung als eine Krankheit an, der sie gern entfliehen mögten, und wollen den Grund entweder im Temperament, oder im Blut und im Unterleibe, oder in der äußern Lage finden. Im Temperament kann dieser Grund aber nicht, wenigstens nicht unmittelbar zu suchen sein, denn wenn das Temperament des Schwerblütigen dem Frohsinn auch seine leichte Veränderlichkeit benimmt, so bewirkt es doch darum noch nicht unmittelbar Traurigkeit. Kränklichkeit des Körpers kann nun allerdings wohl eine Nervenspannung oder Lähmung geben, welche bald den Frohsinn stören, bald ihn gar nicht aufkommen lassen allein ihre rückwirkende Kraft kann nicht so weit gehn, dem Gemüth einen positiven Zustand, den der üblen Laune aufzudringen. Eine äußere, gedrückte Lage kann auch wohl den nächsten Einfluß auf das Gemüth haben, daß sie kleinmüthig macht, aber aus

Kleinmuth ist Hypochondrie noch nicht die nothwendige Folge. — Wir wollen den Hypochondristen ganz unverhohlen sagen, was ihre Krankheit ist, und worin der Grund derselben liegt. Nach unsrer Ueberzeugung giebt es für den vernünftigen, den mehr vollendeten Mann gar keine Hypochondrie, gar keine Krankheit, welche als solche zu benennen wär. Wer uns klagt, er sei hypochondrisch, der sagt uns eben so viel, als: ich habe nicht Lust über die Schwerheit meines Körpers, über dessen Trägheit der feinere Stoff meines Innern unwillig ist, Herr zu werden, oder, ich habe noch nicht gelernt, die Aufmerksamkeit auf mich selbst festzuhalten, und darum beleidige ich so oft die Menschen und mich selbst, oder, wenn mir etwas nicht nach Wunsch geht, so ärgere ich mich über die Welt und über mich selbst, und finde in dieser thatenlosen Unzufriedenheit gewissermaßen Entschädigung, statt daß ich meine Kraft, meine Besonnenheit heraufrufen sollte, oder ich habe einen so gewaltigen Stolz, daß er gar leicht beleidigt wird, und wenn er das ist, so findet er seine Speise darin, alles befeinden zu können, oder, ich habe so viel Langeweile, daß ich bei der guten Portion Trägheit, welche mit einer Art von Willen im Kampf liegt, nicht weiß, wie ich ihr entfliehen soll, oder endlich, da ich sehe, daß meine Hoffnungen nicht erfüllt sind, so mag ich auch zu neuen Hoffnungen gar nicht mehr greifen, und es ist ein solches Gewühl von widerstreitenden Reitzen, Neigungen und Kräften

in mir, daß ich es unerträglich finde, beständig über sie Herr werden zu sollen; mag das Ding nun gehen, wie es will! — Das alles ist die Ursach der Hypochondrie, und die gute Mutter Natur wird, wie so oft, so auch hier, angeklagt, wo wir über uns selbst den Stab zu brechen haben.

Mit dem Hypochonder ist ein schlimmes Umgehn, denn man weiß nie, wie man mit ihm dran ist; ein gutes Theil von Unwillen, Unzufriedenheit und Menschenfeindlichkeit hat er stets in Bereitschaft, und er ist nie ein gleichmäßiger Mensch. Kommt ihm nun einmal eine gute Laune, so will er durch Uebertreibung sie festhalten, andere dahin mit fortreißen, wohin er selbst gewaltsam sich zu reißen sucht, und dadurch fällt er um so leichter und schmerzerfüllter in den Zustand zurück dem er sich entwinden wollte. — Man thut sehr unrecht, wenn man diese Art Menschen beklagt, bemitleidet; man setzt sie dadurch noch mehr darin fest, daß ihr Uebel ein solches sei, woran sie unverschuldet leiden; sie klagen so schon von selbst gern, und stimmt man nun noch obenein in ihre Klage, so haben sie ein Privilegium errungen, ungezogen zu sein, geben sich also noch weniger Mühe, ihrer Laune Gewalt anzuthun. Der Hypochondrie eines Menschen unbedingt Widerstand entgegen zu setzen, taugt auch nicht, denn sie ist eine Krankheit der Schwäche, die keine Reibung vertragen kann, sich davor zurückzieht, und um so

mehr im Stillen wüthet. Das beste Mittel ist, ihre Aeußerungen gar nicht zu beachten; dann findet sich der Einklang in den gesellschaftlichen Ton oft von selbst, — unangenehm bleibt es aber immer einem jedrn, mit einem kranken Menschen in Umgang sein zu müssen. — Ein hypochondrischer Mensch wünscht sich zu heilen, und außerdem, daß er mit Kraft daran arbeiten muß, Herr seines Willens zu werden, sich selbst kennen zu lernen und Selbstständigkeit zu gewinnen, so hat er zunächst besonders zwei, die Krankheit, oder vielmehr Verwöhnung befördernde Fehler zu vermeiden. Er muß nämlich das Alleinsein fliehen, denn in der hypochondrischen Laune liegt schon die Unlust, sich allein nützlich beschäftigen zu können und zu wollen, und dann wird das Alleinsein zu schwarzer Träumerei; jeder Menschenverkehr dagegen treibt, setzt in Bewegung, und die unterdrückten Kräfte des Geistes bekommen wieder Regsamkeit; man bekommt allmählig Appetit, mitzuessen, wenn man andere mit Lust essen sieht. Eben so hat er sich zu hüten vor dem ängstlichen Aufmerken auf den Gang seiner üblen Laune. Wird die Freude anatomirt, so gewährt sie keinen Genuß mehr, und will er die Lust, den Frohsinn, wenn er aufblickt, gewaltsam festhalten, so zerdrückt er das flatterhafte Wesen, dessen Erscheinen ihm lieb sein muß, und das davon eilt, wenn man frägt, woher es kam. — Die erzwungene Freudenlust ist eine Anspannung, welche, anstatt zu stärken, Ermattung zurückläßt. Solche

Menschen wollen das Dach auf das Haus setzen, ehe das Mauerwerk feststeht.

Trübsinn und Schwermuth haben geradezu in dem melancholischen Temperament ihren ersten Ursprung. Der Schwerblütige wird nicht leicht von einer Empfindung afficirt, aber drang eine bei ihm ein, so drang sie tief ein, wird dauernd, er brütet darüber. Nun aber können nur große, gewaltige, traurige Empfindungen tief eindringen, oder vielmehr ihr Eindringen wird nur unangenehm sichtbar, — denn z. B. das tiefe Eindringen der Wohlthat äußert sich auf die angenehme Weise der Dankbarkeit — und daher spricht man nur von den Einwirkungen trauriger Empfindungen auf ein zu dauerndem Nachdenken geneigtes Temperament. Je mehr nun der Schwerblütige dem Eindruck, der auf ihn wirkte, nachhängt, darüber brütet, desto mehr isolirt er sich von allem andern, desto mehr macht sie seine übrigen Lebenskräfte starr, desto mehr gefällt er sich zuletzt in dieser Beengung und alleinigen Beschäftigung mit sich selbst, er sucht sie immer wieder auf, er fliehet die Menschen, ohne sie zu hassen — diese einzige Empfindung ist bei ihm Character geworden, um den sein ganzes Gedankensystem sich dreht. — Ist er erst so weit in seinem Brüten versunken, so kann nur eine sehr gewaltige Erschütterung ihn aufwecken, ihm eine andere Richtung geben, indem schon ursprünglich nicht leicht etwas einen starken

Eindruck auf ihn machte, und hier sogar ein permanent gewordener Eindruck überwältigt werden muß; so haben die Greuel des Krieges, welche über einen Ort herstürzten, eine große Feuersbrunst, ein Erdbeben, schon manchen Tiefsinn, den man für unheilbar hielt, weggenommen. Kennst du dein schwerblütiges Temperament, und es haben traurige Ereignisse einen tiefen Eindruck auf dich gemacht, so hänge der ersten Wollust des Schmerzes nicht nach; ermanne dich mit aller Kraft, jetzt gleich, da es noch Zeit ist, da du selbst dich noch kennst; späterhin bist du nicht mehr Herr deiner selbst, denn diese einzige Empfindung bemeistert sich aller deiner Kräfte. — Der Trübsinnige, der Schwermüthige hat für uns etwas Anziehendes; das kommt daher, weil die Empfindung über der er brütet, ihn mit sich selbst so beschäftigt, daß wir im Weltleben keine Gefahr von ihm zu befürchten haben, ihn also nicht feindlich betrachten, und wenn wir seine stille Trauer sehn, so können wir ihm auch unser Mitleid nicht versagen; Mitleid ist aber eine gemischte, mehr angenehme Empfindung. — Daher wollen denn nun auch manche Menschen dadurch die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, daß sie Schwermuth affectiren, und sehr häufig ist dieses Frauenzimmern eigen, die doch an sich schon eine leichtere Mischung des Blutes haben, und weniger geneigt sind, in einer Empfindung dauernd sich zu vertiefen. Diese Affectation ist aber an sich schon die Nachahmung des Uebelstandes an einem

Menschen, und die Nachäffung wird um so absurder, da sie dem Beobachter sich bald verräth, indem sie mit dem übrigen Thun nicht harmonirt; denn der wirklich Schwermüthige hat Einheit in seinem ganzen Wesen, eine einzige Empfindung breitet sich darüber aus. Unglückliche Liebe, ewige Dauer der Liebe ist das weite Feld der erkünstelten Schwermuth; da sieht man denn aber die trüben, niedergeschlagenen Augen der Mädchen zur Freude sich erheben, wenn die Tanzmusik rauscht, da verstummen die Seufzer der Strohwittwen, deren Männer im Felde der Ehre sind, wenn eine lustige Landparthie sich ordnet, da wird der Trauerschleier, welcher dem Seeligen ein Epitaphium sein soll, zurückgelegt, wenn man die junge Wittwe ohne denselben überaus liebenswürdig findet, da spielt der junge Mann nicht mehr mit seinem bedeutungsvollen Haarring, wenn ein Kreis junger Mädchen ihm die Wahl läßt. — Wirkliche Schwermuth ist um so schwerer zu heilen, da sie sich nicht mittheilt, und keine Theilnahme anderer verlangt, sich ihr vielmehr entzieht; in der Einsamkeit, in dem Stillleben findet sie einen Genuß.

Die Materie von dem innern Menschen und seinem Verhältniß gegen die Außenwelt erschöpfen zu wollen, dazu würde ein Menschenleben nicht ausreichen. Eben so wie die Sprache nur vier und zwanzig Buchstaben hat, und doch eine unendliche Zahl von Worten daraus zusammengesetzt werden kann, eben so, wie

die wesentlichen Bestandtheile des menschlichen Gesichts nur aus Stirn, Nase, Augen, Mund und Kinn bestehen, und doch unter den Millionen Menschen zwei nicht ein ganz gleiches Gesicht haben, eben so giebt es keine zwei Menschen, die im Innern ganz gleich sind, die auf ganz gleiche Art Eindrücke empfangen und wieder geben. Erziehung, Naturell, Lage, Gewöhnungen, Neigungen, Affecte und Leidenschaften, Körperbeschaffenheit und Glücksumstände, geben einem Jeden eine Individualität, so daß es unmöglich ist, eine allgemeine Regel des Umgangs mit sich selbst und mit andern geben zu wollen. Die einzelnen Bemerkungen können nur mitgetheilt werden, und durch reife Selbstprüfung muß ein jeder daraus entnehmen, was ihm selbst nützlich ist und was er zu Beurtheilung und Handhabung anderer Mitglieder seiner Raçe gebrauchen kann.

Das Leben ist ein Streben nach Vollendung, der wir uns wohl nähern, die wir aber nicht erreichen können. Wir würden aus dem Gesichtskreis, in welchen die menschliche Natur beschränkt ist, heraustreten, wir würden nicht mehr Menschen, sondern Götter sein, nicht mehr Wesen unserer Raçe, wenn wir eine allgemeine Vollendung erreichen könnten. Das Bruchstück, das Fragment, welches der Mensch zu dem großen Ganzen ist, kann diese allgemeine Vollendung nur ahnden, nicht umfassen, noch weniger erreichen. Aber

auch ein Fragment kann für sich selbst ein vollendetes Ganze, eine Vollendung in der Vollendung sein, und von diesem Gesichtspunct muß man ausgehn als Mensch. Man muß nach nichts Unerreichbarem, nur nach dem streben, was in der menschlichen Natur sein Ziel hat, man muß aus diesem Gesichtspunct auch die andern Fragmente um sich her betrachten, und man lebt gut und glücklich. — Die unermeßlichen, immer neu sich gebährenden Wünsche, das Mißverhältniß der möglichen Kraft zu dem Ziel, die Ungeduld und der Mangel an Ausdauer erzeugen so viele halbe Menschen. Was sie an andern sehen, wollen sie haben, was sie wünschen, glauben sie erreichen zu können, von einem schweifen sie zu dem andern, mit jedem Tage fast fangen sie eine neue Lebensperiode an, sie haben von allem zuletzt etwas, nichts ganz, und sind und bleiben unbestimmte und ungewisse Wesen, sowohl für sich als für andere. — Beschränke deinen Gesichtskreis; überzeuge dich davon, daß der Mensch, der einzelne Mensch, nur wenig sein kann, aber dieses Wenige muß er ganz sein können. Laß andere nach anderm ringen; stecke du dir ein Ziel vor, aber dieses Ziel habe bestimmt, unwandelbar in allen Lebensverhältnissen vor Augen, alles, was dir aufstößt, cultivire nur so weit, als es dir dazu dienen kann, jenem Ziel näher zu kommen, und es verbreitet sich Einheit und Ruhe über dein ganzes Wesen, du gehst besser und ungestörter neben andern her, weil sie dein Ziel kennen und zu

schätzen wissen, weil sie danach deinen Werth, deine Handlungsweise berechnen dürfen und ihnen die Gefahr schwindet, in ihrem eignen Ringen und Streben von dir gestört zu werden; — du wirst ein ganzer Mensch, der Vertraun zu sich selbst haben kann, und dem auch andere vertraun. Einheit ist die große Basis von dem Atom bis zum Weltsystem; der Wurm kann nicht Mensch sein wollen, der Mensch kann nicht Schöpfer sein wollen, der Planet kann nicht Fixstern sein wollen, und alle die niegezählten Einheiten vereinigen sich, und finden sich selbst und ihren Beruf wieder in der großen Einheit: dem Weltgeist!

Welches ist aber in der Beschränktheit der menschlichen Natur ein gutes Ziel, nach dem du streben sollst? Das höchste physische Gut, nämlich das Wohlleben, und das höchste moralische Gut, die Tugend, können nicht mit einander verbunden werden, so, daß sie eine Einheit machen, und doch ist der Mensch aus zwei Naturen zusammengesetzt, aus der physischen und aus der moralischen, welche beide ihre Rechte haben und fordern. Das Ziel des Strebens des vernünftigen Mannes sei daher, das höchste physische Gut, das Wohlleben, mit dem höchsten moralischen Gut, der Tugend, so nahe als möglich zusammen zu bringen, das heißt, den Genuß einer gesitteten Glückseligkeit sich zu verschaffen, und da der Mensch in nothwendig unentbehrlicher Verbindung mit andern Menschen steht, so

liegt in der gesitteten Glückseligkeit auch Humanität, oder Vereinigung des Wohllebens und der Tugend im Umgange. — Wer Tugend, Wohlleben, Humanität mit einander ganz verschmelzen könnte zur Einheit, würde einen Gott sich fühlen, und Götterfreuden um sich her verbreiten; wer sie einander so nahe als möglich zu bringen vermag, wer die Elemente und die Proportion ihrer Verbindung aufsuchte, und dadurch lernte, die einander abstoßenden Kräfte so viel als möglich zu schwächen und in Gleichgewicht zu bringen, der hat das Ziel menschlicher Vollendung erreicht.

Einzelne Wahrnehmungen, Beobachtungen, Klugheitsregeln, Tröstungen.

Ein kurzer Gedanke reitzt zum Selbstdenken; der lang ausgesponnene Gedanke ermüdet. Der Verstand will sich nichts aufdringen lassen und eben so gern noch freien Spielraum haben, als die Phantasie.

Eben so, wie der Appetit zum Essen sich häufig erst während dem Essen findet, eben so die Lust zur Arbeit häufig erst während der Arbeit.

Um recht wenig zu thun an einem Tage, muß

man sich vorgenommen haben, recht viel thun zu wollen. Es macht uns denn unzufrieden mit uns, wenn wir sehn, daß wir das nicht vollbrachten, was wir uns vorgenommen hatten, und wir werden mehr ermuntert zu neuem Thun, wenn wir uns nicht zu viel vornahmen.

Der Mensch, der immer nur wünscht, kommt zu nichts.

Wenn du an einen, dir ganz fremden Ort versetzt wirst, der dir zum Wohnsitz bestimmt ist, so halte anfänglich gar keinen Umgang, sondern mache dich erst mit der Localität bekannt. Die ersten, welche dir ihren Umgang aufdrängen, haben gewöhnlich keinen guten Umgang in der Stadt erhalten können, sie schließen sich daher an dich, und späterhin kannst du sie nicht gut wieder los werden. Die Localität kannst du am besten kennen lernen, und den Umgang dann dir frei wählen, wenn du erst eine scandaleuse Stadtgeschichte abwartest. Da zeigt sich das Publicum in dem Gesichtspunct, aus welchem der Fremde es am sichersten würdigen kann.

Ueber die politische Lage des Staats, die politischen Ansichten, Erwartungen und Befürchtungen, äußere dich nie bestimmt, noch weniger mit Eifer, wenn deine unbefangene Meinung nur irgend etwas fürchten läßt für den Gang der öffentlichen Sache; du ladest dir dadurch eine zahllose Menge Feinde auf den Hals. Denn viele sind blinde Gläubige, denen jeder Zweifel des Dritten schon als ein Staatsverbrechen erscheint, viele Dummköpfe sind auch benebelt von der Macht, und sehen nur den Nimbus, und noch andere lästern dich darob laut, um den Schein zu gewinnen, als interessire sie der Staat, während nur die Betrügereien, welche sie in dem Staat ausüben, sie interessiren.

Kannst du das Uebel dadurch nicht abwenden, so prophezeihe nicht leicht das Schlimme, das du glaubst befürchten zu müssen, du störst dem Menschen dadurch die Freude der Gegenwart, die frohe Hoffnung, und machst dich auf eine Art wichtig, welche von dir entfernt. — Noch weniger stelle dich, was so viele thun, nachher hin und rufe aus: habe ich das nicht vorher gesagt? Du machst den Leuten dadurch das Compliment, daß sie dummer sind, als du, und ein solcher Gruß wird mit Naserümpfen erwiedert.

Viele Menschen scheinen härter, als sie sind, weil sie sich ihrer weichen Gefühle schämen. Ein sehr falscher Begriff von der wahren Würde des Mannes! Man braucht darum nicht eben weibisch zu sein, wenn man die weichen Gefühle, welche das schwache Geschlecht verschönern, auch hervorblicken läßt; oft sind sie denn aber freilich ein roher Kontrast mit dem Handeln, das von dem Manne gefordert wird. — Viele scheinen auch um deswillen härter, weil sie fürchten, in ihrer Schwäche des Gefühls aufgefunden und betrogen zu werden; sie wollen daher schon im voraus abschrecken.

Unser schlechtes Glück wird bei den Menschen oft als unser Fehler genannt, und als solcher nicht entschuldigt. Suche des Glücks so wenig als möglich zu bedürfen; unternimm nichts, wo von diesem vorzüglich der Ausschlag abhängt.

Es ist schwer, loben zu müssen, und doch dabei mit seiner Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit im Reinen zu bleiben. Das Lob, welches du austheilst, der Beifall, welchen du geben mußt, sei daher mehr negativer Tadel.

Man verbrannte Menschen, die unglücklich genug

waren, an keinen Gott zu glauben, und doch frägt der Religionslehrer in den Schulen: ob es einen Gott gebe.

Man wird müde, den zu beklagen, der sich beständig selbst beklagt.

Es giebt keine abgeschmacktere Gesellschaftsfrage, als die: wie gehts, was machen Sie noch? — Soll ich dem Frager genügend antworten, so mag er es sich nur gefallen lassen, wenigstens für eine Nacht Quartier bei mir zu nehmen.

Das Studieren macht zwischen dem Gelehrten und dem Unwissenden einen größern Unterschied, als zwischen dem Unwissenden und dem Vieh ist; allein die Miene und Manier unterscheidet den feinen, weltklugen Mann noch mehr von dem Gelehrten.

Es ist ein Fehler, sich zu oft zu sehen, wenn man sich lange einander lieb behalten will. Die Entbehrung muß hinzu kommen, um dem Umgang wieder

Reitz der Neuheit zu geben. — Man hatte sich ausgesprochen, und das schleppend-Alltägliche füllte nur aus. Man muß erst wieder Vorrath gesammelt haben, auf dem großen Markt, um gegenseitig wieder leicht mittheilen, angenehm empfangen zu können.

Die gegebene Gelegenheit macht einen Menschen nicht erst schwach; sie läßt nur seine Schwachheit entdecken.

Weltvergnügungen sucht man in der Regel mit mehr Mühe auf, als sie werth sind. Sie werden gewöhnlich zu theuer erkauft. Wenn du mit dir kämpfest, ob du dir ein Vergnügen gewähren sollst, oder nicht, so prüfe nur unpartheiisch genau: ob du auch nach dem Genuß wohl zufrieden und ungestört wieder in dein gewöhnliches Leben heimkehren wirst.

Man beurtheilt die Menschen selten nach den wesentlichen Vortheilen, welche den guten, gebildeten Verstand zu erkennen geben, sondern nach glücklichen

Zufälligkeiten, deren Werth mit dem Dunst, woraus sie entstanden, auch wieder schwindet.

Durch Versprechungen kann man mehr Dienstleistungen von den Menschen erhalten, als durch schnelle Bereitschaft mit Geschenken. Das Geschenk selbst muß nur Abtrag der Schuld sein; willst du dadurch aber auf die Dankbarkeit pränumeriren, so irrst du dich in dem Menschen, denn es giebt wenige, die nicht bei den Dienstleistungen, die man von ihnen verlangt, schon wieder die Hand hinhalten.

Der Hof ist der Auszug des ganzen Reiches; was am feinsten ist, trifft man dort an; Mode, Anstand, Sitte gehn von ihm aus. — Man studiert am Hofe blos darauf, wie man gefallen könne, weil das persönliche Gefallen dort meist das Glück macht, wenigstens sehr viel dazu beiträgt. Daher ist denn der Hofmann auch überall abgeschliffen, und das, was man polirt nennt. In dem bürgerlichen Leben hingegen ist Geschäft und Arbeit der Hauptzweck, die Sorge zu gefallen, wird daher zurückgesetzt, und das macht

unhöflicher, gröber. Characteristisch wird diese Nichtachtung des Gefallens in Republiken.

Der gute Geschmack ist selten und findet sich bei wenigen Leuten. Er ist fast nicht zu lernen, noch zu lehren, nicht zu beschreiben, und wird daher immer ein Gegenstand des Streits bleiben. Ein feinerer, angeborner, natürlicher Sinn, Aufsuchen des Schönen, mehr Anschauung als Prüfung, objective Mannigfaltigkeit, Reichthum der Ideen, Klarheit ohne gesuchte Deutlichkeit, sind seine Grundlagen. Er hat in dem Umgang einen hohen Werth, da er die Farben zu dem Gemälde giebt, in welchem wir selbst uns darstellen wollen, da wir die Gegenstände außer uns damit bekleiden, um sie uns angenehm zu machen. Die tiefe Wissenschaft ist selten mit Geschmack verbunden; er sucht das leicht Faßliche, das als angenehm ohne mühsame Prüfung sich Darstellende. — Glaubst du Geschmack zu haben, so sieh den nicht geringer an, der ihn nicht hat. Du hast keinen Beweis, ihn zu überführen, daß er ihn nicht hat.

Suche nicht in der größern Dienerschaft dir ein

angenehmeres Leben bereiten zu wollen; ein Bedienter ist ein Bedienter, zwei Bediente ein halber, drei Bediente gar kein Bedienter.

Wenn du mit der Absicht in einen Kaufladen gehst, um große Sachen einzukaufen, so frage nicht sogleich nach ihnen, sondern zunächst nach einer Kleinigkeit. Du kaufst besser und wohlfeiler, wenn du dir erst die Sachen, welche du suchst, von dem Kaufmann anpreisen lässest. — Kommst du vom Lande in die Stadt, um einzukaufen, so thust du wohl, wenn du einen deiner Freunde aus der Stadt mit in den Kaufladen nimmst; denn der Kaufmann nimmt sonst an, daß du die Preise der Waaren nicht kennst, und empfiehlt dir auch seine Ladenhüter an. — Allzubereitwilligen Bekannten, die mit dir das Einkaufsgeschäft besorgen wollen, traue aber nicht immer, denn es giebt eine Classe, die ihre kleinen Vortheile wieder hat, daß sie den Zugvogel dem Kaufmann zuführte.

Viele Menschen sind über ihre Kräfte verschwenderisch in dem Geben von Biergeldern an fremdes Ge-

finde; das ist eine kleine, ganz zwecklose Großthuerei. Wenn man aber bei jemandem bald wieder einzusprechen gedenkt, so ist es allerdings nicht übel angebracht, bei der Abreise das Gesinde gut zu bedenken, denn um so bereitwilliger ist es, wenn man wieder kommt. — Manche Leute haben es auch an der Gewohnheit, wenn sie wo waren, auf der Rückkehr mit ihrem Kutscher oder Bedienten über das Haus, welches sie jetzt verließen, zu sprechen, sich zu erkundigen, ob die Pferde gut gefuttert, und sie, die Bedienten, auch gut beköstigt wären. Diese Gewohnheit wird denn oft, wenn der Mann selbst von Bedeutung ist, benutzt, und seinem Bedienten wird aufgewartet, wie einem Prinzen.

Auf Reisen kehre in dem besten Gasthof ein; in dem schlechten bist du übel beherbergt, und mußt eben so viel bezahlen. Ueberhaupt, auf Reisen übertrieben sparen zu wollen, heißt Anstrengung und Kosten haben, ohne ein Vergnügen davon zu genießen.

Hüte dich vor dem ersten Prozeß; begehrt jemand den Rock von dir, so gieb ihm lieber noch die Weste

als Zugabe. Kannst du dem Prozeß nicht ausweichen, so laß dich lieber verklagen, als daß du klagst, denn der Kläger ist stets der Packesel des Beweises und der Kosten, und die allgemeine Meinung ist immer für den Beklagten, weil er nicht angriffsweise handelte. Der erste Prozeß zerreißt deine Geduld tausendmal, stört deine Ruhe, empört dich, wenn du siehst, wie durch tausend Wege das Gesetz umgangen werden kann und alle Moral eine lächerliche Grimasse wird; bei dem zweiten Prozeß wirst du schon gleichgültiger, bei dem dritten siehst du, daß Chikane und dreiste Stirn hilft und von dem Richter geschützt wird, und den vierten Prozeß suchst du schon auf.

Viele freundschaftliche Verhältnisse werden dadurch zerrissen, daß der gute Freund, dem du Geld borgtest, nun wieder bezahlen soll; leihe dein Geld daher lieber an Menschen aus, mit denen du in keinem nähern Umgang stehst. Dieses Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner ist überhaupt still störend unter denen, welche in häufigem gesellschaftlichen Umgang zusammen sind. — Das Darlehn, welches du einem Vorgesetzten machst, streiche als Darlehn in deinen Büchern aus, und führe es auf als Geschenk oder milden Beitrag zur Unterstützung verschämter Armen. —

Verbürge dich für niemanden, denn wär der Hauptschuldner ein guter Zahler, so bedürfte er des Bürgen nicht; sieh deine Bürgschaft nicht als eine Gefälligkeit an, die du nicht vermeiden konntest; sie ist ein Leichtsinn, der dein Geld kostet. — Viele Kaufleute lassen ohne alle Rücksicht metiermäßig mündlich an den Abtrag einer Schuld mahnen; folge dieser großen Unartigkeit nicht nach. — Wenn der Gemahnte sich durch das Anmahnen beleidigt fühlt, oder wohl gar grob wird, so zahlt er wohl noch; ist er aber höflich oder gleichgültig dabei, so ist er ein schlechter Schuldner.

Es reden uns Menschen als alte Bekannte an, und wir wissen nicht, wo wir sie hinbringen sollen. Eine peinigende Verlegenheit! Sie zu befragen, wer sie sind, würde so viel heißen, als: Sie sind mir zu gleichgültig gewesen, als daß ich mich Ihrer noch erinnern könnte! und überdem nennt niemand gern seinen Namen, wohinter denn wohl eine Art von beleidigtem Dünkel stecken mag. Das Beste ist in solchen Fällen, man setzt die Unterredung so gut als man kann, fort, bis wir durch dieselbe näher zu der Rückerinnerung gebracht werden, oder ein Dritter uns unbemerkt den Namen sagen kann. Bemerkst du selbst diese Verlegenheit an jemandem, den du antriffst, so

setze ihn also ja nicht dadurch noch mehr in Verlegenheit, daß du ihn etwa frägst: aber, wie ist das möglich? Bin ich Ihnen denn so ganz unbekannt geworden?

Dein Geschäftszimmer habe, wo möglich, nach der Hofseite, denn alsdann stört dich das Lermen auf der Straße nicht, und lockt dich nicht an das Fenster, die Nachbarschaft hat nicht an dir einen lästigen Visitator, und du kommst nicht mit ihr in nahe Verbindung, die oft nichts taugt; man hält dich, der du oft am Fenster stehst, nicht für faul, und nach der Hofseite hin bist du ein guter Wahrnehmer dessen, was hier vorfällt, und dieses geht dich mehr an.

Wer nicht die Kunst verstehn will, reich zu werden, den betrachten andere Menschen entweder als einen Dummkopf, oder als einen sehr gefährlichen Menschen. Gefährlich um deswillen, weil ihm die

fast allgemeine schwache Seite, bei welcher dem Menschen am leichtesten anzukommen ist, fehlt.

Bei den Frauenzimmern ist das Stricken das, was bei den Männern das Tabackrauchen, das Schnupfen ist, nämlich eine stets wiederkehrende Aufreitzung des Sinnegefühls, als Antrieb, den Gedankenzustand, der durch Monotonie sonst einschläfern würde, wach zu erhalten. In dem langweiligen Schäferleben, so lieblich auch die Faulheit des Idillenlebens geschildert werden mag, finden wir beide Aufreitzungen zugleich, da eine allein nicht den Zweck erfüllen würde; die mehresten Hirten kauen Taback und stricken dabei.

Da die Deutschen, nach dem Ruf mindestens, den sie im Auslande haben, so gute und bewährte Trinker sind, oft auch in der That der Trunk die Spindel ist, um die ihr Ringen und Streben sich dreht, so kann man schicklich auch davon Gelegenheit nehmen, die Sprache zu bereichern. So darf man häufig sagen, statt: „er verdient ein gut Stück Brodt;" — er

verdient seine Flasche Bier — statt „Brodtwissenschaft" steht oft Schnapswissenschaft weit richtiger, und für „Broderwerb" muß es häufig heißen „Weinerwerb."

Außer der Nachahmungssucht, welche eine Folge zu großer Bescheidenheit, der Furcht, nicht Original sein zu können, ist, wirft man den Deutschen auch sehr mit Recht Titelsucht vor. Diese Titelsucht und deren viele Abstufungen stört denn sehr die Annäherung zu allgemeiner Gleichheit, und kann wohl nur in den vielen kleinen Monarchien Deutschlands ihren Grund haben. In aristocratischen Staaten und Republiken findet man diese Titelsucht nicht, und muß denn der Mensch auch einen Titel haben, wie der Hund seinen Namen, gilt er ohne dem nichts? Der gute Wein bedarf keines Schildes, und ein geheimer Kommerzienrath, der es nicht einmal geheim halten kann, daß er so recht eigentlich gar nichts ist, wird dadurch nur um so lächerlicher. Mit einem Reichspostamtszeitungsexpeditionssecretair muß man in der That vermeiden, bei kurzen Wintertagen viel zu thun zu haben, denn das Nennen und Schreiben des Titels raubt zu viele Zeit,

und man mag lieber eine andere Unartigkeit begehen, nur versäume man gar nichts an dem Titel. So schreibt man an einen Adlichen: Hochwohlgeborner &c. Ein Nichtadlicher soll also wohl ein Niedriggeborner, oder wohl am Ende gar kein Geborner sein? Eben so fordert der Curialstyl, zu schreiben: in tiefster Erniedrigung bin ich &c., der Mensch soll sich aber nie erniedrigen. — Seit die Franzosen Deutschland mehrere Jahre hindurch beehrten, kam eine Unordnung in das Titelwesen, und dadurch entstand mehr Gleichgültigkeit: wird das aber so bleiben, wenn der deutsche Staatskörper wieder zusammengesetzt ist?

Das vornehme Gesicht wird bleibend, ja sogar erblich, ein Familiengesicht. Oft wiederholte, die Gemüthsbewegung begleitende Züge, werden zuletzt unwandelbar, und nichts spricht sich deutlicher aus, nichts soll sich deutlicher aussprechen, als die Wichtigkeit, welche der Vornehme auf sein Gesicht legt. Der emporgeworfne Mund und Nase, die heraufgezogne Stirn, der gnädig herabgeschlagne Blick bleiben stehen, und imprimiren sich bei der Empfängniß von Generation zu Generation. — Daher hat auch der Gesichtsausdruck

des Emporkömmlings, der früherhin auf dem Lande brutalisirte und vegetirte, immer etwas Gemeines; die Abschleifung der Stadt, des hohen Lebens, wirkt nicht mehr auf die festgewordene, rohe Stellung der Züge; die Gesichtsmuskeln nehmen eine neue Biegsamkeit nicht mehr an. — Das devote Gesicht ist in ganzen Ländern allgemein. Das fromme Niederblicken bei dem Gebet, und dann das Aufschlagen des Auges zum Kruzifix, zum Marienbilde, werden bei der täglich wiederkehrenden Messe gewohnte Stellungen und Bewegungen. Daher die Ausdrücke: katholischer Blick, Madonnengesicht. — Der Mensch hat nur zwei kurze Perioden, in welchen er sein wahres Gesicht zeigt, nämlich gleich nach der Geburt, und im Tode. — Das erste Schreien des Kindes verändert bald das ursprüngliche Gesicht der Ruhe, und bringt Bewegung in die Muskeln; Mütter finden daher, daß der Säugling fast alle Tage ein anderes Gesicht hat, und nie das erste, wahre, welches sich ihnen tief eindrückte, wieder bekommt. Im Tode lassen alle Muskeln, welche durch das innere Leben ihre Stellung erhalten hatten, nach, und dann ist das natürliche Gesicht wieder da. Selbst das entsetzende Gesicht des schrecklichsten Tyrannen ist nach dem Tode ganz ein anderes Gesicht, und ruhig. Daher heißt es auch bei zunehmender Krankheit: er hat ein ganz anderes Gesicht! Es liegt dies nicht in dem Abfallen des Fleisches. Das Gesicht im

Schlafe ist nicht das wahre Gesicht, denn auch im Schlafe arbeitet die Seele, und die Muskeln haben bei der Lebensfülle noch ihre Kraft. — Studierende Portraitmaler mögen diese Wahrnehmungen weiter für ihre Kunst verfolgen.

Kaiser Tiberius wurde 78 Jahr alt, und außerdem, daß eine heftige Gemüthsart ihn quälte, war er auch ein großer Freund der sinnlichen Genüsse aller Art. Indeß bei dem allen hatte er eine genaue Aufmerksamkeit auf seine Gesundheit, und er sagte: er halte den für einen Thoren, der nach dem dreißigsten Jahre noch den Arzt um seine Diät befragte, indem jeder alsdann schon durch Aufmerksamkeit auf sich, und durch eigne Erfahrung wissen müsse, was ihm nützlich und schädlich sei.

In Voltaire's Reise des Scarmentado sagt der Held: „endlich reisete ich in mein Vaterland Candia

zurück, nahm daselbst ein Weib, wurde bald Hahnrei, und fand, daß dies die gemächlichste Lebensart unter allen sei." — Wenn blos von Gemächlichkeit die Rede sein soll, und der Ehemann über die Intoleranz, gemeiniglich Eifersucht genannt, sich hinwegsetzen kann, so liegt hierin viel Wahres, denn es giebt keinen gefälligern, aufmerksamern Bedienten, als eine Ehefrau, welche Nebenwege geht, die der Mann nicht so geradezu bemerken soll.

Das Ansetzen des Schimmels ist der erste Uebergang aus der todten Welt (deren organisches Forttreiben wir mindestens nicht bemerken können) zu der organischen Welt des Pflanzenreichs; der Polyp steht auf dessen höchster Stufe, und an ihn schließt sich der Wurm, der in der Thierwelt, der Welt der freien Bewegung, wieder den untersten Platz einnimmt. In dieser Reihenfolge hat wieder der Mensch die höchste und letzte Stelle, er ist das vollendetste Product der wirkenden Kraft der Schöpfung, der äußerste Grad der möglichen Darstellung der Sinnenwelt. Mit ihm schließt der sublunare Gesichtskreis, und er gränzt wieder an die geistige Welt an, er nahet sich am mehr-

sten der untersten Stufe dieser weiteren Abtheilung des All's, deren Criterium Entbundenheit von allem physischen Stoff ist.

Menschen, denen der gewöhnliche Gang anderer für sie selbst nicht genügt, die das Alltägliche nicht leiden können, und das Ungewöhnliche aufsuchen, nicht in der Absicht, um als Sonderlinge die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, sondern um zu prüfen, ob es nicht noch etwas Ungewöhnliches, das zu der Vervollkommnung führt, gebe; solche Menschen verschaffen sich selbst durch eigne Betrachtungen, Beobachtungen, Wahrnehmungen die beste, sicherste, selbstständigste Bildung. — Diejenigen hingegen, welche ohne diese eignen, fortgesetzten Reflexionen allein nach Modellen, aus der Gewöhnlichkeit aufgegriffen, gebildet werden, sind Kunstmaschienen; sie haben Manieren, aber leere Worte, ihr Wissen ist Nachahmung, die geltenden Sitten and Gebräuche sind ihr unwandelbarer Glaube, ihre feine Bildung ist Meinungslosigkeit, sie fühlen ihren Werth nur durch andere, und in der Allgemeinheit sind sie der Fußschemel für geltende Köpfe, gute

Unterthanen, schlechte Republikaner, fleißige, wohlgesittete Schüler, schlechte Lehrer.

Man sagt: dieser Mann steht nicht an seinem rechten Platze; und das ist nur zu oft sehr wahr. Seine Stelle im bürgerlichen Leben ist ihm schon angewiesen, ehe er zu einer freien Wahl kommen konnte, ehe er wissen konnte, ob die ihm aufgedrängte Lebensart für ihn passe, oder nicht. Daher muß denn der Mensch halb in die Lage, halb die Lage in den Menschen gezerrt werden, und das giebt denn unzufriedne oder solche Menschen, die mit durchgeschoben werden müssen, und schlechte Geschäfte. Die Welt würde in aller Hinsicht ihrer Vollendung näher kommen, wenn jeder frei seine Lebensart dann erst wählen könnte, wenn er erst weiß, was sie ist, und auch nach andern sich umgeschaut hat. So aber glaubt der gewöhnliche Mensch nach zurückgelegten Jugendjahren in der ihm angewiesenen Stelle auch am Ziel seines Strebens zu sein; er geht mit, wo seines Gleichen hingeht, nickt, wenn sie nicken, sieht und frägt wie sie es machen, um auch schulgerecht zu sein, und kommt so seinem

Lebensziel immer näher, ohne eigentlich weiter zu kommen. Nun hat denn auch der feigherzige Soldat, der Dummkopf ein Staatsmann, der feurige Kopf ein Landprediger, der Phlegmatiker ein Kaufmann, der Engbrüstige ein Seemann, der Leichtsinnige ein Richter, das Leckermaul, der Wollüstling ein Erzieher der Jugend werden müssen, und daher die allgemeine Weltverkrüppelung! Es giebt keinen Beruf von außen her; der Mensch hat nur zu dem Beruf, zu welchem er sich stark und lustig genug fühlt. — Man sieht denn auch wohl ein, daß man seine Stelle nur halb ausfüllt, oder sie verstellt, man ist deshalb unzufrieden mit sich selbst, mit dem Geschäft, und mögte wohl dem allen entsagen, und selbst zu einer Wahl, zu einem Beruf schreiten, den man in sich fühlt; — aber da tritt die liebe Gewohnheit, die Gemächlichkeit des Besitzes, das Widerreden der Alten, die allgemeine Hemmung des Ehestandes hinzu, und man bleibt Zeitlebens ein erbärmliches Zwitterwesen. Nur wenige vermögen es, die unpassende Kleidung wegzuwerfen, und sich selbst eine andere anzuordnen; diese sitzt denn aber auch gut, und muß am Ende auch andern gefallen. Man nennt sie unruhige Köpfe, doch das sagen nur die Schlafrocksmenschen; dieser paßt einem jeden, sitzt aber keinem Menschen gut, und man kann auch einen Strohmann hineinstecken. — Naturam ne furca quidem expellere queis!

In einem Lande, wo alles den Degen trägt, werden die Menschen, welche eine Schreibfeder zuschneiden können, bald selten werden, und aus dem Auslande verschrieben werden müssen.

Die erste physische Bestimmung des Menschen besteht in seinem Antrieb zur Erhaltung seiner Gattung. Die ganze organische Welt steht bei der eingetretenen Zeugungsfähigkeit im größten Flor. Im Naturzustande des Menschen tritt dieser Geschlechtstrieb im 15ten oder 16ten Lebensjahre in der Regel ein. Dieser von Natur gegebene Anfangstermin paßt aber nicht mit dem, welchen das bürgerliche Leben giebt, denn hier muß der Mensch erst das erlernen, was dazu gehört, ein Hauswesen gründen zu können, er muß sein Gewerbe, seine Kunst erst gut verstehn, er muß erst in einer Carriere sein, um eine Frau in sein Haus führen zu können, und dieser Durchschnittstermin im bürgerlichen Leben ist denn das 25ste Jahr. Womit füllt er nun diese Zwischenperiode zwischen der natürlichen Geschlechtsvollendung und der bürgerlichen Vollendung aus? —

selten anders als mit Ausschweifungen, mit Widersprüchen zwischen Naturberuf und Bürgerpflicht.

Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, wie das Hausvieh zu einer Heerde, sondern, wie die Biene, zu einem Stock zu gehören. Er sieht die Nothwendigkeit ein, von einer bürgerlichen Gesellschaft ein Mitglied zu sein. Die Menschen können das friedliche Beisammensein nicht entbehren, und dabei doch, einander beständig widerwärtig zu sein, nicht vermeiden, und daher gründen sie conventionelle Gesetze des Zwangs, der eine Entzweiung beständig bedrohet, währenddeß die unentbehrliche Coalition immer fortschreitet. Diese stets einander widerstrebenden Kräfte des unentbehrlichen Beisammenseins und des unvermeidbaren Zuwiderseins gegen einander, bilden das Leben des Staatskörpers, wie der Pulsschlag das Leben des physischen Körpers bildet. Das unvermeidbare Zuwidersein gegen einander hat seine Quelle nicht allein in dem Egoismus, sondern in dem hervorstechenden Characterzug der allgemeinen Thorheit der Menschen; zu dieser noch etwas Bosheit, die man Lebensklugheit nennt, ge-

mischt, so sucht ein jeder seine eigne Thorheit zu verstecken, giebt den größten Theil seiner Gedanken nicht dem Anschaun anderer preis, und ist also eben so gut auch gegen andere auf seiner Hut. Daher der bellum omnium contra omnes, (der Krieg aller gegen alle), den man bei Völkern, welche noch auf einer geringen Stufe der Cultur stehn, und also die Unentbehrlichkeit des Beisammenseins weniger fühlen, auch weniger findet. — Es gehört zu dem Begriff der Gattung, die Gedanken anderer zu erspähen, die seinigen aber zu verbergen; dadurch werden Verstellung, Täuschung, Lüge nothwendig, und aus der Thorheit der Menschen, diesem Unterscheidungszeichen zwischen Engel und Thier, löset sich also das Problem, daß sie von Natur böse sind; es ist aber dieses kein absolut böses, sondern nur versteckte Thorheit. Nehmt dem Menschen die Thorheit, und er ist auch nicht mehr böse, wie ihr es nennt, und wenn der Mensch nur laut denken könnte, so wär der allgemeine Krieg aller gegen alle auf einmal gehoben.

Urtheile nicht vorschnell über den wahren Werth eines Menschen. Derjenige, der dir schon als ein

guter, rechtlicher Mann erscheint, hat oft nur ein ruhiges Temperament. Es kostet ihm wenig Mühe, regelmäßig zu leben, bis seine Leidenschaften geweckt werden. Dagegen nimmt man oft das für bösen Willen, was nur eine Folge der Lebhaftigkeit ist. Demuth ist häufig ein Kunstgriff des Stolzes und der Herrschsucht; die äußere Würde, welche sich jemand zu geben weiß, soll allemal die Schwäche verstecken; eine große, glänzende Handlung reicht allein nicht hin, den Werth des Menschen zu bestimmen; wer die Motive kennte, würde sie anders richten; überhaupt also — schließe nie von der guten Wirkung auf die gute Ursach, und so umgekehrt.

Um in Gesellschaft wohl gelitten zu sein, braucht man nur nicht anzustoßen; um zu gefallen, muß man schon positiv Gesellschaftsgaben auskramen; sich auszeichnen zu wollen, ist ein mißliches Spiel mit dem Ehrgeitz anderer; sie sind wohl zu besiegen, aber nicht zum Schweigen zu bringen.

Die äußern Trauerzeichen nach dem Tode eines Menschen sind höchst abgeschmackt, ein Schellengeklingel der Heuchelei, und oft die nächste Verschwendung aus der Ersparniß des Erblassers. Die Kleidung also giebt die Trauer, nämlich erst die ganze Trauer, und präcise nach sechs Wochen die halbe. Ei, welche wundersame Kraft! — Wenn jemand mit einer Trauerkleidung in eine weiß- und rothbunte Gesellschaft kommt, so vermeidet man ihn auch gern, denn die Kleidung scheint einen Todtengeruch zu haben. Sie ist ein Aushängeschild, das dem Nachbar die Aussicht stört. — Ein prachtvoller Leichenstein ist eine Entschuldigung der Freude über die Erbschaft, oder ein illuminirter Stammbaum. — Mancher sparte mit vieler Enthaltsamkeit alte Weine auf, damit sie bei seinem Leichenmahl vergeudet würden, um den Ekel und die Freude hinunter zu schwemmen.

Wer viel lieset, denkt wenig; — wer viel Romane lies't, hat keine eigne Phantasie, wer eine Sucht zum Zeitungslesen hat, ist mehr neugierig als wißbegierig, wer nicht gern Gedichte lies't, hat kein Gefühl für das Schöne, wer gern Gedichte herdeclamirt, ist sel-

ten selbst ein guter Dichter, wer die theatralischen Vorstellungen enthusiastisch fortgesetzt liebt, ist zu einer großen Weltrolle nicht geschaffen, wer die Geschichte liebt, hat Lust, etwas aus sich zu machen, wer eine Kanzelrede gern hört, der geht auch gern den Sonntag vor das Thor, wer Proceßacten durchlesen will, der fange mit dem letzten Blatt an, wer Armeeberichte lies't, der streiche zwei bis drei Nullen, wer den Brief eines guten Freundes lies't, findet zweierlei Handschriften darin, eine leserliche im Anfang, eine unleserliche gegen das Ende hin, wer gern dictirt, befiehlt auch gern, wer gern abschreibt, ist ein guter Wirth.

Folgende gemeinnützige Bücher sind in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Cramer, Dr. L. D., über den schädlichen Einfluß des französischen Despotismus auf die Literatur der Deutschen. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreisende. Enthaltend die Geschichten und Sagen der alten Schlösser, Klöster und Ruinen, und die Beschreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. Neue wohlfeilere Auflage. 12. geh. mit Kupf. 1 Rthlr.

Gleim, Emilie, moralische Aehrenlese. Enthaltend goldene Lehren und Kraftsprüche aus den Werken der besten Schriftsteller Deutschlands. Ein Buch für die Jugend und für Erwachsene, so wie für Lehrer, zum Gebrauch zweckmäßiger Sätze zu Vorschriften. 8. 10 gr.

Dieselbe, Kränze, der Liebe und Freundschaft gewunden. Stammbuch-Aufsätze aus den Werken der vorzüglichsten Dichter Deutschlands. 12. geh. 6 gr.

Happach, L. P. G., über die Beschaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode; aus Ansicht der Natur. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 10 gr.

Nagel, F. G., theoretisch-practisches Lehrbuch [der

Weisheit und Tugend. Oder: Grundsätze der Sittenlehre, durch gute und böse Beispiele aus der Geschichte erläutert. Ein pädagogisches Hülfsmittel zur Bildung guter Sitten und Grundsätze, für Lehrer und Erzieher. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Patriotenspiegel, der Preußische. Enth. treffliche Charactergemälde und schöne Züge von braven Männern und edlen Frauen des Preußischen Landes, während des letzten Krieges gegen die Franzosen. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Sachtleben, J. H., Holzersparungskunst bei verschiedenen Feuerarten, für Branntweinbrenner, Bäcker, Destillateurs, Bierbrauer und überhaupt für jeden Hausbesitzer. Nach eigenen Erfahrungen und Bauvorrichtungen. 2 Theile, mit 14 Kupfertafeln. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Traumbuch für gebildete Leserinnen. Zur endlichen Befriedigung Aller, welche die Bedeutsamkeit mancher Träume bezweifeln, oder auch unbedingt daran glauben. 8. 1 Rthlr.

2/18

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Carl,

Ueber Selbstkunde, Menschenkenntniß und den Umgang mit Menschen

Bd.: 1. Allgemeiner Theil

Quedlinburg 1816

Ph.pr. 877 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10137060-5